Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte

Neue Folge der „Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen"

Herausgegeben von der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen

Band 10

1933

August Lax, Verlagsbuchhandlung, Hildesheim

Das Jahrbuch ist zugleich Organ des **Historischen Vereins für Niedersachsen** (in Hannover), des **Braunschweigischen Geschichtsvereins**, des **Museumsvereins für das Fürstentum Lüneburg** sowie der **Vereine für Geschichte der Stadt Einbeck** und **der Stadt Göttingen und Umgebung.**

Ausschuß für das Jahrbuch:

Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. Brandi, Göttingen,
Staatsarchivrat Dr. Schnath, Hannover,
Museumsdirektor Prof. Dr. Jacob-Friesen, Hannover,
Stadtarchivar Prof. Dr. Reinecke, Lüneburg,
Geh. Archivrat Dr. Zimmermann, Wolfenbüttel.
(† 13. Februar 1933.)

Schriftleitung

für das **Jahrbuch:**

Staatsarchivrat Dr. Schnath, Hannover, Am Archive 1, (Staatsarchiv);

für die **Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte:**

Erster Direktor des Landesmuseums und Landesarchäologe Professor Dr. Jacob-Friesen, Hannover, Rudolf v. Bennigsen-Str. 1 (Landesmuseum).

Inhalt.

Seite

Nachruf auf Paul Zimmermann. Von Geheimrat Prof. Dr. Brandi, Göttingen 1

Aufsätze.

Sachsen und Cherusker. Ein Vortrag von Geheimrat Prof. Dr. Dr. Edward Schröder, Göttingen 5
Karls des Großen Sachsenkriege. Von Geheimrat Prof. Dr. Karl Brandi, D. litt. h. c., Göttingen 29
Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Diözese Hildesheim. Von Staatsarchivrat Dr. Adolf Diestelkamp, Stettin 53
Das Konstablergelag in der Altstadt Braunschweig und die Gelagsbrüderschaft. Von Major a. D. Hans v. Glümer, Gifhorn 71
Ein Göttinger Altar nach Dürerschen Vorlagen. Von Dr. Herbert v. Einem, Hannover. Mit fünf Abbildungen 85
Niedersachsen und das Erdbeben von Lissabon. Von Schuldirektor i. R. Dr. h. c. Oskar Ulrich, Hannover 100
Briefe König Ernst Augusts von Hannover an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 1849—1851. Mitgeteilt von Studienrat Dr. Karl Haenchen, Berlin-Zehlendorf 135
A. v. Hofmann und Niedersachsen. Von Staatsarchivrat Dr. Georg Schnath, Hannover 197

Bücher- und Zeitschriftenschau.

(Verzeichnis der besprochenen Werke siehe unten).

1. Besprechungen 208
2. Die Zeitschriftenschau für 1932 mußte aus Raummangel verschoben werden. Sie soll nach Möglichkeit 1934 miterscheinen.

Nachrichten.

Historische Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen. 23. Jahresbericht über das Geschäftsjahr 1932/33 267
Historischer Verein für Niedersachsen zu Hannover 273

Seite

Braunschweiger Geschichtsverein 273
Geschichtsverein für Göttingen und Umgebung 274
Verein für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck und Umgebung 275

Der Überblick über die Archive, Bibliotheken und Museen im Arbeitsgebiet der Historischen Kommission fällt diesmal infolge Raummangels aus.

Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte.

Nr. 8, 7

Aufsätze.

Preuß, H. Gedanken über die Beziehungen der Geobotanik zur Urgeschichte in Nordwestdeutschland 1
Grüß, J. Über den Inhalt von Urnen niedersächsischen Ursprungs 29
Cassau, A. Drei bronzezeitliche Grabfunde in den Kreisen Stade und Bremervörde 39
Gummel, H. Ausgrabung eines Hügelgrabes mit Steinblockkranz in Ankum, Kr. Bersenbrück 59
Knöll, H. Form und Verbreitung der halbdurchbohrten Keile 65
Schroller, H. Die Cheruskergräber auf dem Stierbusch bei Rinteln 72
Uslar, R. v. Brandgrubengräber aus der frühen römischen Kaiserzeit bei Rinteln 79
Kennepohl, K. Der Ellerbecker Goldfund 85

Verzeichnis

der im Jahrbuch besprochenen Werke.

Becker, Edward P: Hessen, das chattische Stammland, und die Reichsreform (Staatsarchivrat Dr. Schnath, Hannover) . 208
Beispiele, mittelniederdeutsche: siehe Mack.
Bucholtz, Engelbert: Die Einwirkung des Reichsdeputationshauptschlusses . . . und der Bulle Impensa Romanorum pontificum auf das Bistum Osnabrück (Archivassistent Dr. U. Grotefend, Osnabrück) 259
Brüns, Gerhard: England und der Deutsche Krieg 1866 (Oberstudiendirektor Dr. Eiten, Hannover) 263
Brutzer, Ernst: St. Magni Gedenkbuch 1931 (Staatsarchivrat Dr. Diestelkamp, Stettin) 234

Seite

Buschendorf, Herbert: Die Kulturgeographie des Eichsfeldes (derselbe) 235
Cremer, Ufke: Beschreibung des Amtes Aurich (1735) (Staatsarchivrat Dr. Schnath, Hannover) 218
Dom, der Hildesheimer: siehe Effmann.
Doneldey, Arnoldus: siehe Windler.
Effmann, Wilhelm: Der Hildesheimer Dom, Band I mit Anhang von Aloys Fuchs (Dr. Hans Lütgens, Hannover) . 244
Engel, Gustav: Weserkirchen (Studienreferendarin Gisela Volmer, Berlin-Charlottenburg) 243
Entholt, Hermann: Geistige Bewegungen und Zustände Bremens 1815—1847 (Bibliotheksdirektor Dr. O. H. May, Hannover) 237
Fransen, Petronella: Leibniz und die Friedensschlüsse von Utrecht und Rastatt-Baden (Staatsarchivrat Dr. Schnath, Hannover) 215
Fuchs, Aloys: siehe Effmann.
Gebauer, J. H.: Der Hildesheimer Dietrich Pining (Staatsarchivrat Dr. R. Grieser, Hannover) 248
Gillen, Otto: Das Goslarer Evangeliar (Studienrat Dr. K. Borchers, Goslar) 242
Gresky, Wolfgang: Der thüringische Archidiakonat Jechaburg (Staatsarchivrat Dr. A. Diestelkamp, Stettin) 232
Grotefend, Otto: Urkunden der Familie v. Saldern I (Stadtarchivar Prof. Dr. J. H. Gebauer, Hildesheim) . . 220
Grotkaß, C.: Beiträge zur Geschichte der Stadt Ülzen (Staatsarchivdirektor Dr. Otto Grotefend, Hannover) . . . 223
Hänselmann: siehe Mack.
Höfinghoff, Elisabeth: Die bremischen Textilgewerbe (Staatsarchivrat Dr. A. Diestelkamp, Stettin) . . . 236
Höjer, Torvald: Sverige och det tyska rekonstruktionsproblemet vintern 1812—1813 (Staatsarchivrat Dr. Schnath, Hannover) 217
v. Hoff, Richard: Die Schlacht bei Sievershausen (Museumsdirektor Dr. Albert Neukirch, Celle) 240
Hoffmann, G. E.: Schleswig-Holsteinische Siegel des Mittelalters II, 1 (Staatsarchivrat Dr. R. Grieser, Hannover) . 249
Hunger, Kurt: Die Bedeutung der Universität Göttingen für die Geschichtsforschung am Ausgang des 18. Jhdts. (Bibliotheksrat Dr. G. v. Selle, Göttingen) 254
Hunke, Heinrich: Lippe und seine Stellung in der Reichsreform (Staatsarchivrat Dr. Schnath, Hannover) . . . 208
Jung-Diefenbach, Jos.: Die Friesenbekehrung (Staatsarchivrat Dr. Bauermann, Münster i. W.) 247
Kallmerten, Paul: Lübische Bündnispolitik 1227—1307 Staatsarchivrat Dr. W. Carstens, Danzig) 249

Seite

Klewitz, Hans-Walther: Studien zur territorialen Entwicklung des Bistums Hildesheim (Staatsarchivrat Dr. Schnath, Hannover) 211
Kohl, Dietrich: Dietrich Pining und Hans Pothorst (Staatsarchivrat Dr. Griefer, Hannover) 248
Leonhardt, K. Fr.: Das älteste Bürgerbuch der Stadt Hannover (Stadtarchivar Prof. Dr. Reinecke, Lüneburg) . . 246
Köhler, Adolf: Das Königreich Hannover und der innere Konflikt in Preußen 1860—1864 (Universitätsprofessor Dr. A. Hasenclever, Göttingen) 261
Kuntze, Friedrich Franz: Johann Georg Ziesenis (Dr. F. Stuttmann, Hannover) 256
Lintzel, Martin: Der sächsische Stammesstaat und seine Eroberung (Geheimrat Prof. Dr. Brandi, Göttingen) . . 223
Löffler, Klemens: Des Domherrn Heinrich Tribbe Beschreibung von Stift und Stadt Minden (um 1460). (Stadtarchivar Dr. M. Krieg, Minden i. W.) 225
Luin, E. J.: Antonio Gianettini (Staatsarchivrat Dr. Schnath, Hannover) 219
Mack, Heinrich: Mittelniederdeutsche Beispiele (Geheimrat Prof. Dr. Dr. Edw. Schröder, Göttingen) 230
Meyer, Dora Henny: Die Weserzeitung 1844—1871 (Dr. E. Beins, Hannover) 262
Meyer, Heinrich: Vertreibung Salzburger und Berchtesgadener Protestanten und ihre Aufnahme in Kurhannover 1733. (Mittelschulrektor Hartmann, Hildesheim) 255
Mühlhan, Wilhelm: Das Landschaftsbild der südlichen Lüneburger Heide (Schulrat Dr. Pröve, Emden) 251
Müller, Georg: Der Raum Weser-Ems (Staatsarchivrat Dr. G. Schnath, Hannover) 208
v. d. Osten: siehe Wiebalck.
Rothert, Hermann: Heimatbuch des Kreises Bersenbrück (Staatsarchivrat Dr. Schnath, Hannover) 214
Rüther, Eduard: Hadler Chronik (Bibliotheksdirektor Dr. O. H. May, Hannover) 238
Scheidt, Walter: Niedersächsische Bauern II (Bevölkerungsbiologie der Elbinsel Finkenwärder) (Archivrat Dr. E. v. Lehe, Hamburg) 264
Schmidt, Aloys: Urkundenbuch des Eichsfeldes I (Staatsarchivdirektor Dr. Otto Grotefend, Hannover) 221
Schulz, Hildegard: Die wirtschaftliche Struktur des Oberharzes (Berghauptmann i. R. Dr. Bornhardt, Goslar) 250
Schwenke, Heinrich: Der Regierungsantritt des Bischofs Ernst August I. 1661—63 in Osnabrück (Staatsarchivrat Dr. Schnath, Hannover) 218
Spengler, Karl: Die publizistische Tätigkeit des Freiherrn Adolf v. Knigge (Gebhard v. Lenthe, Altschwarmstedt) . 258

Seite

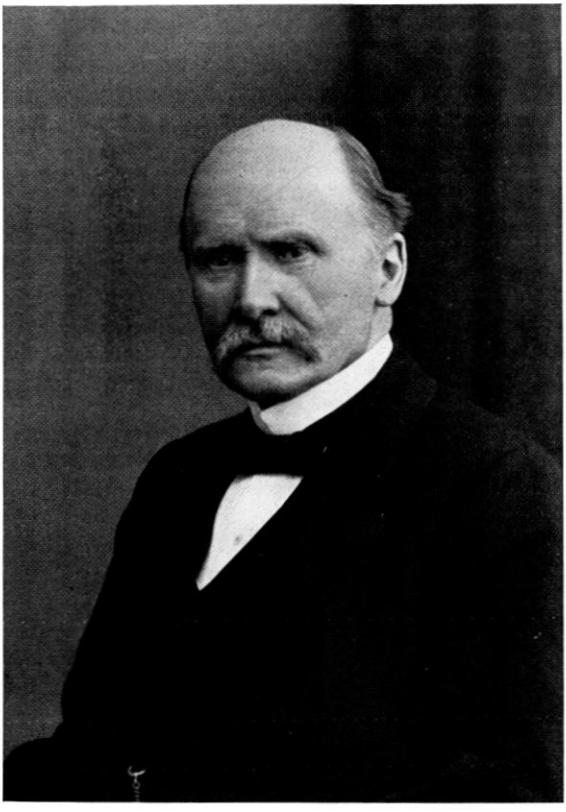
Spieß, Werner: Die Großvogtei Calenberg (Staatsarchivrat Dr. G. Schnath, Hannover) 211
Steinberg, Sigfrid H.: Die Goslarer Stadtschreiber (Studienrat Dr. Karl Borchers, Goslar) 241
Strecker, Reinhard: Der Widerstand Hannovers gegen die Entstehung des Zollvereins und die Gründung des Steuervereins (Dr. F. J. Schöningh, München) 260
Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens: siehe Klewitz, Spieß.
Timme, Fritz: Die wirtschafts- und verfassungsgeschichtlichen Anfänge der Stadt Braunschweig (Archivrat Dr. Dr. Spieß, Braunschweig) 228
Tribbe: siehe Löffler.
Veröffentlichungen der Hist. Kommission zu Hannover: siehe Grotefend, Klewitz, Spieß.
Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen: siehe Höfinghoff.
Viebebantt: Das Lingener Gymnasium (Oberstudienrat Dr. Ernst Büttner, Hannover) 252
Wagner, Walter: Hessen-Kassel und der Fürstenbund vom Jahre 1785 (Dr. E. A. Runge, Hannover) 257
Wiebalck, R.: Geschichte des Landes Wursten (Pastor Dr. Woebcken, Sillenstede i. Oldenburg) 239
Windler, Ernst: Das Bremer mnd. Arzneibuch des Arnoldus Doneldey (Geheimrat Prof Dr. Edw. Schröder, Göttingen) 232
Woebcken, Karl: Das Land der Friesen und seine Geschichte (Bibliotheksdirektor Dr. O. H. May, Hannover) 238
Wohltmann, Hans: Stade und sein Gymnasium (Oberstudienrat Dr. Büttner, Hannover) 252

Bücherbesprechungen in den „Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte".

Frobenius, Leo. Schicksalskunde im Sinne des Kulturwerdens. (Jacob-Friesen) 93
Grimm, Paul. Zur Entwicklung der mittelalterlichen Keramik in den Harzlandschaften. (H. Schroller) . . . 93
Grohne, Ernst. Die Koppel-, Ring- und Tüllengefäße. (Jacob-Friesen) 95
Kern, Fritz. Die Anfänge der Weltgeschichte. (Jacob-Friesen) 95
Krüger, Herbert. Die vorgeschichtlichen Straßen in den Sachsenkriegen Karls des Großen. (Ernst Sprockhoff) . 96
Naef, Adolf. Die Vorstufen der Menschwerdung. (Jacob-Friesen) 97
Paulsen, Walter. Studien zur Wikingerkultur. (Jacob-Friesen) 98

Seite

Petzsch, W. Ausgrabungen auf deutschem Boden. (Jacob-Friesen) 98
Petzsch, Wilhelm. Der Depotfund von Pluckow (Rügen) und andere bronzezeitliche Funde aus Vorpommern. (Jacob-Friesen) 99
Reck, Hans. Oldoway, die Schlucht des Urmenschen. (Jacob-Friesen) 99
Schroller, Hermann. Die Stein- und Kupferzeit Siebenbürgens. (Jacob-Friesen) 100
Schulten, Adolf. Geschichte von Numantia. (Jacob-Friesen) 100
Schulz, Walter und Zahn, Robert. Das Fürstengrab von Haßleben. (Jacob-Friesen) 101
Roeder, Fritz. Neue Funde auf kontinentalsächsischen Friedhöfen der Völkerwanderungszeit. (K. Tackenberg) . . 102
Strasser, Karl Theodor. Die Nordgermanen. (Jacob-Friesen) 102
Strasser, Karl Theodor. Deutschlands Urgeschichte. (Jacob-Friesen) 103
Täuter, C. Die Entwicklung der Menschheit von den Urauftralien bis Europa. (Jacob-Friesen) 103
Wahle, Ernst. Deutsche Vorzeit. (Jacob-Friesen) . . . 104
Zylmann, Peter. Ostfriesische Urgeschichte. (H. Schroller) . 105



Dr Zimmerman.

Paul Zimmermann.

26. Februar 1854 bis 13. Februar 1933.

Alle unsere Historischen Kommissionen beruhen in ihren wissenschaftlichen Leistungen in erster Linie auf dem Zusammenarbeiten der Historiker an den Landesuniversitäten mit den Direktoren und Beamten der öffentlichen Archive. Wir in Nordwestdeutschland sind in Bezug auf diese Archive besonders reich bedacht. Denn wenn unsere Heimat noch heute, stärker als irgend ein anderer Teil Deutschlands, in eine ungewöhnlich große Zahl selbständiger Länder aufgeteilt ist, so sind eben dadurch auch zahlreiche alte Archive vor der Zentralisation bewahrt geblieben. Neben Hannover, Osnabrück und Aurich stehen die Landeshauptarchive von Braunschweig, Oldenburg und Bückeburg, die Staats- und Stadtarchive von Bremen, Hamburg, Lüneburg, Hannover, Hildesheim, Göttingen und anderen alten Hansestädten. Die Universitätsbibliotheken haben ebenso wie die meisten Stadtbibliotheken nicht das unmittelbare Verhältnis der Archivare zur Landesgeschichte. So war es nicht verwunderlich, daß bei Gründung unserer Historischen Kommission im Frühjahr 1910 neben dem Direktor der Provinzialbibliothek Hannover, einigen Göttinger Professoren und dem würdigen damaligen Vorsitzenden des Historischen Vereins für Niedersachsen, Exzellenz v. Kuhlmann, vor allem die Direktoren der großen Archive Hannover, Wolfenbüttel, Bremen und Oldenburg beteiligt gewesen sind.

Unter ihnen stand, auch wegen seines aktiven Interesses an den Fragen der Organisation selbst, Paul Zimmermann aus Wolfenbüttel an erster Stelle. Er war von jeher der vollendete Vertreter der Landesgeschichte nach Abstammung, gelehrter Bildung, Berufsstellung und innerer Stimmung. Aus alter braunschweigischer Familie, Nachkomme bekannter Professoren des alten Helmstedt, Sohn eines Senatspräsidenten und einer Tochter des Stadtdirektors Bode, seinem Herzogshause persönlich nahe verbunden und bis zum letzten Atemzuge treu ergeben, verbrachte er fast sein ganzes Leben in der historisch gestimmten Residenzstadt Wolfenbüttel, zuletzt als Leiter des Landeshauptarchivs und lange Zeit auch als eine Art Kurator

der ältesten und wunderbarsten gelehrten Bibliothek von Norddeutschland, der berühmten Augustana. In seinem patrizierhaften Hause am Stadtmarkt, inmitten einer erlesenen und fleißig benutzten Privatbibliothek, umgeben von Erinnerungsstücken und alten Oelbildern aller Herzöge und Herzoginnen der letzten Jahrhunderte, stellte der freundliche und ritterliche Mann den Typus des vornehmen Gelehrten alten Stils dar. Hier übte er viele Jahre an der Seite seiner fürsorglichen Gattin, mit der er noch die goldene Hochzeit begehen durfte, eine einfache und herzliche Gastlichkeit; auch noch als er zuletzt allein stand war es ihm eine Freude, Gäste zu haben. Sie durften teilhaben an seinen Büchern und Bildern. Auch Damen waren willkommen, und mit liebenswürdigem Erröten huldigte ihnen noch der bald Achtzigjährige.

Seiner wissenschaftlichen Erziehung nach war Zimmermann zunächst Philologe, Germanist; der Akribie seiner Arbeiten ist das zeitlebens zugute gekommen. Er promovierte 1876 mit einer Arbeit über das Schachgedicht Heinrichs von Beringen, und auch später noch hat er literarische Werke der älteren Jahrhunderte ediert. Aber schon unter diesen Werken ist kaum eines, das nicht auch eine engere Beziehung zur braunschweigischen Landesgeschichte hätte, wie das Bruchstück einer Katharinenlegende (1880), Reinfrid von Braunschweig und Georg Thyms Thedel Wallmoden (1888). Das gilt in hervorragendem Maße auch von einem seiner überraschendsten Funde, den Briefen Goethes an den Leipziger Studienfreund Langer, aufschlußreich und wichtig für Goethes früheste Entwicklung; aber von Zimmermann doch wieder nur deshalb aufgespürt und gefunden, weil Langer in späteren Jahren Bibliothekar in Wolfenbüttel geworden war und Zimmermann sich mit ihm schon 1883 biographisch beschäftigt hatte. Als Landesarchivar, wozu ihn technisch vor allem Gustav Koennecke in Marburg geschult hatte, philologisch und historisch ihm geistesverwandt, gelangte Zimmermann erst recht in die dynastische und die Gelehrtengeschichte seiner Heimat. Man darf wohl sagen, daß ihm ähnlich wie Koennecke die biographische Sammelarbeit ganz besondere Freude machte. Davon zeugt der Bienenfleiß seiner Hefte und Zettel; davon zeugen aber auch zahlreiche Beiträge zur allgemeinen deutschen Biographie, Nachrufe auf Freunde und Fachgenossen, aus den letzten Jahren noch die liebevolle Skizze des Herzogs Ernst August von Cumberland (1929). Dieses biographische Interesse stellte er auch rückhaltlos in den Dienst

der Historischen Kommission. Er förderte mit selbstloser Hingebung die schöne Biographie des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, die ganz unter seinen Augen entstand und von der Verfasserin ihm „in Verehrung und Dankbarkeit" gewidmet wurde. Aus denselben Stimmungen übernahm er auch die Herausgabe der Matrikel der Universität Helmstedt, von der er im Jahre 1926 einen ersten Band als Album Academiae Juliae Helmstadiensis von 1574—1636 vorlegte. Er widmete ihn dem „Andenken an seinen Urgroßvater Heinrich Philipp Konrad Henke, weiland Professor und Doktor der Theologie in Helmstedt". Wie sich die guten Ausgaben unserer Universitätsmatrikeln allgemein zu biographischen Fundgruben der älteren Familien- und Gelehrtengeschichte entwickelt haben, so ist auch dieser Zimmermannsche Band ein wahres Muster der Sorgfalt und der Reichhaltigkeit. Ich erinnere nur an die angehängten Professorenviten, zunächst von Gandersheim, dann von Helmstedt, nach Fakultäten geordnet. Auch der zweite Band der Matrikel ist von ihm noch vorbereitet worden. In seinem Sinne haben wir auch in Göttingen, unterstützt durch den Universitätsbund, als Seitenstück zur Helmstedter Matrikel diejenige der Georgia Augusta in Angriff genommen. Von dem biographischen Interesse Zimmermanns zeugte auch von Anbeginn der Arbeiten unserer Kommission an seine rührige, ja maßgebende Mitarbeit an der Vorbereitung einer Niedersächsischen Biographie, die zurzeit ihre Hauptsammelstelle (wie die Göttinger Matrikel) an der Universitätsbibliothek in Göttingen hat; es würde ihm eine Freude gewesen sein zu hören, daß dafür nun schon über 10 000 Zettel gesammelt worden sind. Das biographische und das genealogische Interesse, dem Wesen nach eng verschwistert, haben auch Zimmermanns kleine Musterleistung geleitet, die dem 12. deutschen Historikertag in Braunschweig 1911 gewidmete Genealogie des Hauses Braunschweig-Grubenhagen, — dieses Zweiges der niedersächsischen Welfen, der sich in mehreren Gliedern voll mittelalterlicher Romantik in der Kreuzzugswelt und auf Cypern verbrauchte. Zuletzt stritt Zimmermann um den höchsten Lorbeer auf dem biographischen Gebiete in der Vorbereitung einer umfangreichen Lebensbeschreibung des „Schwarzen Herzogs" Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der, glücklicher als sein viel bewunderter und viel gescholtener Vater Karl Wilhelm Ferdinand, seinerseits schon im Zuge des Sieges der deutschen Waffen und der deutschen Erneuerung im Juni 1815 bei Quatrebras fiel. Es steht

zu hoffen, daß dieses Werk der Wissenschaft nicht verloren geht; noch in seinen letzten Tagen arbeitete und feilte Zimmermann an dem Manuskript, bis er seiner Tochter, der Gutsherrin von Cunrau, sagte, er wolle Tage besseren Befindens abwarten, um die letzte Hand anzulegen.

Was der selbstlose Mann durch die Anregung zur Schaffung des Vaterländischen Museums in Braunschweig (1890), durch Gründung, jahrelange Leitung und Speisung des Braunschweigischen Magazins (1895—1931) und durch eine Fülle von Einzelbeiträgen und hülfreichen Handreichungen seiner Heimat geschenkt hat, darf hier nur gestreift werden. Auch seinem Leben sind Streit und Kampf nicht fern geblieben. In vorderster Linie hat er den Kampf um das Erbrecht seines Herzogshauses mit geführt. Unter seinen Werken fehlt infolgedessen das Publizistische nicht ganz, und die Schrift: „Was bedeutet der Ausdruck Haus Braunschweig in unserem Erbhuldigungseide?" (1886) zeigt die Einstellung, man möchte sagen, des erbgesessenen Archivars. In weitem Abstand von diesen Auseinandersetzungen blieben in der Nachkriegszeit die Erörterungen über Museum und Bibliothek, insbesondere über den Verkauf eines vielbesprochenen Bildes der Braunschweiger Sammlung. Wer Zimmermann kannte, verstand wohl eine gelegentliche Schärfe in der Verfechtung der ihm wirklich am Herzen liegenden Dinge, sah aber vor allem auch da, wo er stritt, in der Tiefe doch immer die lautere Reinheit seines Wesens und seiner Überzeugungen. Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen wählte Paul Zimmermann schon 1914 zu ihrem korrespondierenden Mitgliede. In der Historischen Kommission hat er 20 Jahre lang das Amt eines stellvertretenden Vorsitzenden versehen. Alle Freunde vaterländischer Geschichte und ganz besonders diejenigen, die ein Stück ihres Lebens mit ihm zusammengehen durften, werden ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Brandi.

Sachsen und Cherusker.

Ein Vortrag von Edward Schröder.

Ein Vortrag — und ein Vorstoß: keine Untersuchung, und darum auch keine Anmerkungen. Ich gebe ihn im wesentlichen so, wie ich ihn im vergangenen Juni in München und in diesem März in Göttingen (hier mit leichter Kürzung und etwas populärer gefaßt) gehalten habe. Eingeschaltet hab ich nur ein paar Einzelheiten, die damals wegen der Kürze der vorgeschriebenen Zeit fortgelassen wurden, hinzugefügt einige Informationen, die ich an Ort und Stelle den Beamten des Provinzialmuseums verdanke, auf dessen Reichtum wie auf seine Aufstellung Hannover stolz sein darf; auch eine Bezugnahme auf die nachfolgende Abhandlung meines Freundes Brandi wird der Leser als Zusatz erkennen.

Ich bin mir durchaus bewußt, daß ich hier nur Vorläufiges und zum Teil geradezu Problematisches biete, und ich hätte die Publikation gern noch ein Jahr oder zwei hinausgeschoben und dann eben auch die Begründung da hinzugefügt, wo man sie jetzt vermissen wird. Aber ich bin zu alt und für mein Alter zu sehr mit Arbeiten und Pflichten recht verschiedener Art belastet, als daß ich damit rechnen könnte, den gewünschten Termin einzuhalten. Und anderseits möcht ich meiner zweiten Heimat gegenüber mit dem, was ich zu ihrer alten Stammesehre gefunden zu haben und sagen zu müssen glaube, nicht zurückhalten, bis mir vielleicht die Feder entfällt.

Von meinen Sprach- und Namenstudien aus hab ich ein paar Einsichten gewonnen — Erkenntnisse und Zweifel — die für die Stammes- und Siedlungsgeschichte des nördlichen Deutschland von Wert sein dürften, aber sie sind der Erweiterung fähig und der Auflösung bedürftig, und mich hier ganz auf sie zu beschränken, würde ein Eingehen auf sprachwissenschaftliche Details erfordern, das ich meinen Zuhörern (und auch den Lesern dieser Zeitschrift) nicht zumuten darf.

Anderseits fürcht ich — oder darf ich sagen, hoff ich? —, daß Ihnen die Probleme jener Frühgeschichte, die nach dem Abbrechen der unendlich wertvollen Nachrichten der Römer durch mehr als ein

halbes Jahrtausend aus keinen Quellen literarischer oder urkundlicher Art aufgehellt werden, doch nicht so vertraut oder auch nur ihrer Natur nach soweit bekannt sind, daß es nicht notwendig und zugleich lohnend wäre, zu ihrer Beleuchtung über das Beispiel „Sachsen und Cherusker“ zunächst einmal hinauszugreifen.

Die wundersamen Schicksale der germanischen Völker- und Stammesnamen sind im allgemeinen wohlbekannt, wenn auch nicht immer allen gegenwärtig. Sie wissen, daß die Engländer nach den Angeln, die Franzosen nach den Franken, die Russen nach dem schwedischen Stamme der Ros benannt sind, daß der Name der Burgunder an der Bourgogne, der Langobarden an der Lombardei haftet, daß Katalonien und Andalusien eine Erinnerung an die Goten und Wandalen bewahren — während anderseits der führende norddeutsche Staat nach dem stammfremden baltischen Preußenvolke benannt ist, das einst seine östlichste Provinz bewohnte, ähnlich wie etwa die südslawischen Bulgaren den Namen eines Türkvolkes übernommen haben.

Reichlich so sonderbar sind aber die Geschicke einzelner Stammesnamen auf dem eigenen deutschen Boden. Freilich die Friesen führen ihren ehrwürdigen Namen auf altem, wenn auch eingeschränktem Gebiet, auch Bayern, Hessen, Westfalen und Thüringer tragen noch Namen von achtbarem Alter in altem Raum und zum Teil darüber hinaus. Die Württemberger haben heute die Wahl zwischen dem traulichen Schwaben- und dem gelehrten Alemannen-Namen, und die Kolonisten Schlesiens hatten das Glück, in leichter Umformung den von den slawischen Nachdringlingen festgehaltenen Namen der wandalischen Silinge vorzufinden, während sich die Kolonisten Böhmens mit den Bayern in das Erbe der keltischen Boier geteilt haben. Dagegen haben die Rheinländer und die Pfälzer den stolzen Frankennamen preisgegeben und überlassen ihn heute den Bewohnern dreier bayrischer Provinzen, obwohl diese doch erst durch eine junge Kolonisation, die sich hier mit bayrischen und thüringischen Elementen verschmolz, fränkisch geworden sind.

Und nun gar der Sachsenname, dem die Zeit Karls des Großen eine so stolze Ausdehnung gegeben hatte, dem die sächsischen Kaiser und noch die ersten Welfenfürsten seine vornehme Rolle im alten Raume zu sichern schienen. Von Sachsen-Lauenburg über Sachsen-Wittenberg ist er elbaufwärts bis Meißen gedrungen, hat sich dem Kurstaat und demnächst dem Königreich der Wettiner (und

daneben einer preußischen Provinz) aufgeprägt, obwohl doch an der Kolonisation dieses oberelbischen Gebietes die Sachsen kaum weniger beteiligt waren, als bei Siebenbürgen, dessen deutsche Siedler die moselfränkischen Erinnerungen völlig preisgaben und dafür den Namen Sachsen eintauschten. In seiner alten Heimat dagegen, an der Unterelbe, weiterhin in Hannover und Braunschweig hat man den Stammesnamen nach den Tagen Heinrichs des Löwen langsam und immer gründlicher vergessen; nur die „sassische" Sprache bewahrte noch die Erinnerung an ihn, und erst im Zeitalter der Stammeskunde und Heimatpflege hat man sich krampfhaft bemüht, ihn als „Niedersachsen" für Land und Volk zurückzugewinnen, wobei dann solche Wunderlichkeiten wie das „niedersächsische Bergland" herausgekommen sind. Und während die benachbarten Hessen kaum je aufgehört haben, sich mit dem Chattennamen zu schmücken und man ihnen das ohne weiteres zugesteht, gleichgiltig, ob die Namen Chatti und Hessi identisch sind oder nicht, hat man den Namen der Cherusker in Hannover und Braunschweig, wo man auf ihn stolz sein müßte, außerhalb der Schule fast vergessen: und das muß doppelt und dreifach auffallen, da doch der Arminius- oder Hermannskult seit der Auffindung der Annalen des Tacitus nie ganz erloschen ist. Unter den heimischen Dichtern gibt es nur einen, der sich im Stillen wohl immer für die alten Cherusker interessiert hat: das ist Wilhelm Raabe, im „Odfeld" mit antiquarischer Neckerei, im „Schüddernump" mit kaum verhaltener Liebe. Die Territorialgeschichte erwähnt die Cherusker immer nur flüchtig, ohne daß das Gefühl der heimatlichen und verwandtschaftlichen Zugehörigkeit und der doch wahrlich berechtigte vaterländische Stolz durchbricht. Vielleicht wird dies anders werden, wenn die Bodenforschung, die erst in allerjüngster Zeit, eben vom Provinzialmuseum aus, das Cheruskerproblem in Angriff genommen hat, über die zunächst bescheidenen Ergebnisse ihrer ersten Grabungen hinausgelangt ist. Inzwischen aber soll dieser Vortrag ein eindringlicher Mahner sein.

Die Sachsen, in deren ausgeweitetem Begriff neben anderen norddeutschen Stämmen auch die Cherusker aufgegangen sind, ohne wie die Westfalen oder auch die Engern (die alten Angrivarier) ihren Namen auf die Nachwelt gebracht zu haben, sind gewiß ein uralter Stamm, dessen Name wohl nur zufällig in der Berichterstattung des Tacitus ausgefallen ist. Am Ende des 2. nachchristlichen Jahrhunderts kennt sie der Geograph Ptolemäus, und seit dem Jahre 286

treten sie in der Nordsee als kriegerische Seefahrer auf; zunächst als Piraten, bald auch als Landeroberer und Siedler, echte Vorläufer der nordischen Wikinger. Die niederländische und belgische Küste entlang segelten sie bis zur Normandie und Bretagne und drangen die Loire aufwärts ins Innere Frankreichs vor. Mit diesen Fahrten und Küstensiedlungen an der Nordsee und nur zum kleineren Teil mit einer direkten Abwanderung von der Unterelbe, wo ihre ältesten Sitze waren, hängt der größte und dauerhafteste politische Erfolg des Sachsenstammes zusammen, ihre führende Rolle bei der Eroberung und Besiedelung des von den Römern preisgegebenen Britannien, an der außer Angeln und Euten auch gewiß noch Teile anderer Stämme, wie der Friesen und Warnen, beteiligt waren.

Wir kennen seit Tacitus und Plinius und haben durch Müllenhoff verstehen gelernt die dreiteilige Ethnogonie der Westgermanen — im Gegensatz zu den Nordländern und den Ostgermanen oder Gotenvölkern. Aber wir sind noch immer nicht in der Lage, alle einzelnen von Tacitus und andern Berichterstattern genannten Einzelstämme mit Sicherheit einer der drei Völkergruppen zuzuweisen: den Ingväonen (proximi Oceano), den Erminonen (medii) oder den Istväonen (proximi Rheno). Mit Sicherheit gehören zu den Ingväonen die alten Sachsen von der Unterelbe und mit ihnen wohl alle Besiedler Englands, vor allem die Friesen und auch die Warnen — mit der gleichen Sicherheit gehören zu den Erminonen neben den Suebenvölkern die Cherusker sowohl als die Chatten, die Langobarden und die alten Hermunduren, wobei ich diese aber von den Thüringen trenne; mit diesen hat man sie früh vermengt, weil sie deren ähnlich klingenden Namen überkamen.

Von den ingväonischen Sprachen hat auf dem Festland allein das Friesische ein zähes, erst jetzt langsam hinschwindendes Leben geführt. Vom alten Sächsischen glaubt Otto Bremer ein Nachleben in der Sprache der Inseln Amrum und Föhr gefunden zu haben. Wenn man zum Ingväonischen außer Angelsächsisch und Friesisch (die man zeitweise aus einer anglo-friesischen Grundsprache ableiten wollte) als Drittes das von Jacob Grimm (in Anlehnung an den Sprachgebrauch der Angelsachsen, die ihre festländischen Vorfahren „Altsachsen" nannten) so benannte Altsächsisch, d. h. in literarischer Überlieferung die Sprache des Heliand zu rechnen pflegt, um es scharf von der zweiten altniederdeutschen Sprache, dem Altniederfränkischen, zu trennen, so ist diese Zu-

weisung, wenn nicht direkt zu beanstanden, doch nur mit einer starken Einschränkung anzuerkennen. Denn die Sprache des Heliand weist namentlich im Vokalismus keine der charakteristischen Erscheinungen des Ingväonischen auf, wie etwa den Übergang von a zu o vor Nasal (engl. on) und anderwärts zu ä resp. e (engl. to take). Nachdem wir bestimmt wissen, daß die Handschrift C (der Cottonianus) des Heliand in England geschrieben ist, sind die sogenannten Ingväonismen im Heliand auf ein Minimum zusammengeschrumpft, — sie treten hier viel weniger zahlreich auf, als etwa in den Paderborner Urkunden des 11. oder auch im Lüneburger Nekrologium des 12./13. Jahrhunderts. Das würde man längst erkannt und viel entschiedener betont haben, wenn die altsächsische Bibeldichtung nicht auf dem Boden der angelsächsischen Mission und im engsten literarischen Zusammenhang mit der christlichen Epik der Angelsachsen entstanden wäre.

Das Altsächsisch des Heliand ist schon lange nicht mehr die reine Sprache der Altsachsen — die Sprache, welche Thietmar von Merseburg (aus dem Geschlechte der Grafen von Walbeck) noch um das Jahr 1000 sprach und in der Orthographie der Eigennamen anwendete, das Altwarnische, steht dem Angelsächsischen entschieden näher als die Sprache des Helianddichters. Dieser, der sein Werk auf Anregung Ludwigs des Frommen höchstwahrscheinlich in Fulda unter gelehrter Förderung des Hrabanus Maurus schrieb, stammte jedenfalls aus einem nordharzischen Gebiet, wo die Sprache der als Eroberer vordringenden Sachsen sich mit der der erminonischen Grundbevölkerung vermischt hatte — dieses Grundvolk aber waren die Cherusker. Der Dichter des Heliand war im politischen Sinne der Karolingerzeit ein Sachse, seiner Abkunft nach aber gehörte er eher dem erminonischen Stamme an, dessen Name längst verklungen war: er war ein Abkömmling der Cherusker. Die Sprache sener Heimat, das Ostfälische, ist später mit den Abwandlungen, welche die Zeit und die fortschreitende Mischung der alten Stämme herbeiführte, an der Herausbildung der mittelniederdeutschen Schriftsprache entschieden stärker beteiligt gewesen, als etwa das Nordsächsische von der Unterelbe.

Das Sachsenvolk, das gegen Karl den Großen, zeitweise in auffallender Geschlossenheit, im zähen Kampfe stand, setzte sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammen und war auch sprachlich durchaus nicht einheitlich. Daß es gleichwohl eine kulturelle und,

wie uns der Fund der Vita Lebuini eindrucksvoll bestätigt hat, auch eine politische Einheit mit einem gemeinsamen Allthing in Marklo an der Unterweser bildete, war nicht zum mindesten dadurch gefestigt worden, daß die von Oberdeutschland langsam vordringende hochdeutsche Lautverschiebung sich da staute, wo die Streusiedlung und der politische Einfluß der von Norden her vorgedrungenen Sachsen ein Ziel gefunden hatte, also im Mittelgebiet an der Oberweser, resp. beim Einfluß der Fulda in die Werra-Weser. Die Sprachgrenze, die sich hier bildete, habe ich, der ich dicht an dieser Schwelle des Niederdeutschen geboren bin, noch in meiner Witzenhäuser Jugendzeit in einer Schärfe empfunden, an die man heute kaum glauben wird. Ganz anders liegt die Sache mit der Lautverschiebung im Rheingebiet: hier vollzieht sich das Vordringen, Abflauen und Abbrechen innerhalb des großen Frankenstammes in lokalen Etappen, der Übergang vom Rheinfränkischen zum Mittelfränkischen, vom Ripuarischen zum Niederfränkischen und Niederländischen, wie ihn zuletzt die „Benrather" und die „Ürdinger Linie" dokumentieren, ist ein ganz allmählicher.

Mein unvergeßlicher Lehrer Karl Müllenhoff bezeichnete, sooft er darauf zu sprechen kam, das Problem der sog. Altsachsen als das schwierigste unserer alten Stammesgeschichte: zunächst darum weil uns die heimische Überlieferung so gar keine Anhaltspunkte bietet. Sehen wir von der einen kostbaren Kunde der eben erwähnten Vita Lebuini ab, die wohl dicht vor die Sachsenkriege Karls des Großen fällt, so gibt es zwischen Tacitus (und Ptolemäus) und Einhard und den Annales regni Francorum schlechterdings keine geschichtlich zu verwertenden literarischen Nachrichten aus Deutschland. Der angelsächsische Kirchenhistoriker Beda weiß davon mehr und besseres als die Nachkömmlinge der alten Sachsen auf dem Festlande. Der für seinen Sachsenstamm doch so begeisterte Widukind von Corvey (in der Zeit Ottos des Großen) ist, wie schon ein Jahrhundert vor ihm der gelehrte Rudolf von Fulda, allen Ernstes der Meinung, die Sachsen seien aus England gekommen, von den Franken zu Hilfe gerufen. Daß man schließlich in Konkurrenz mit der Trojasage der Franken darauf verfiel, die Sachsen aus den Resten der Armee Alexanders des Großen abzuleiten, kann bei diesem Abgrund patriotischer Unwissenheit nicht weiter Wunder nehmen. Man gefiel sich zuletzt darin, die Zerstreuung der großen

makedonischen Flotte von 300 Schiffen auszumalen und zu berechnen, wieviele davon bis zur Elbmündung gelangt seien.

Die einzige geschichtliche Tatsache, die Widukind aus dem bald abgelaufenen ersten Jahrtausend zu melden weiß, den Anteil der Sachsen an der Niederwerfung des thüringischen Reiches 531, der von den Geschichtsbüchern bis auf unsere Tage aufgenommen ist, hat Paul Höfer mit für mich völlig überzeugenden Gründen als eine Legende erwiesen, die allerdings Widukind nicht erfunden, sondern der epischen Dichtung entnommen hat. Die fränkischen Geschichtsquellen wissen absolut nichts davon, obwohl doch der früheste und vornehmste Historiker jener Zeit, Gregor von Tours, der nur 40 Jahre nach diesen Ereignissen schrieb, die von der Katastrophe schwer betroffene thüringische Königstochter Radegund noch persönlich gekannt hat. Die Sage beruht wohl in der Hauptsache darauf, daß ein Teil des thüringischen Reiches, das sich in der Zeit seiner größten Ausdehnung von der Unterelbe bis zur oberen Donau erstreckt hat, zeitig von niederdeutschen Volkselementen besetzt war und daß anderseits zwischen den Sachsen und den merovingischen Franken später Auseinandersetzungen über die Grenzen stattgefunden haben mögen.

Mit der großen Sachsenfrage hängt die Geschichte zunächst von vier bis fünf festländischen deutschen Stämmen aufs engste zusammen, teils ihre Frühgeschichte, teils ihr Fortleben und Untergang: der Chauken, der Langobarden, der Thüringe, der Angrivarier und der Cherusker.

Die Chauken, welche Tacitus des höchsten Lobes würdigt, während Plinius die geographischen Schwierigkeiten ihrer Existenz hervorhebt, waren ursprünglich Westnachbarn der Sachsen und schon zeitig, wofür auch die Bodenfunde zeugen, unter römischen Einfluß gekommen. Ihr Gebiet ist, wie es scheint, schon recht früh in dem der ihnen stammesverwandten ingväonischen Sachsen aufgegangen. Die Archäologen sind geradezu geneigt, die Sachsenfrage mit der Chaukenfrage zu identifizieren, während die Germanisten, sich an den epischen Namen der Franken Hugas haltend, vielmehr an eine Verschmelzung des Volkes mit den Franken denken. Ob das Chaukenland nach westlichem Abzug starker Volksteile den Sachsen ohne weiteres zugefallen ist, oder ob sie es durch Eroberung und demnächst Siedlung gewonnen haben, bleibt ungeklärt.

Die zweite Frage ist die der Langobarden. Sie waren im Gegensatz zu den Chauken Erminonen oder Sueben und saßen als Ostnachbarn der Sachsen elbaufwärts zu beiden Seiten des Stromes. Von irgendwelchen Kämpfen oder anderweitigen Auseinandersetzungen mit ihnen weiß die langobardische Sage so wenig wie die sächsische. Hier stoßen wir auf das allgemeine Problem der Preisgabe der alten Heimat und des Landwechsels der festländischen Germanenstämme, die Jahrhunderte vor dem Beginn der sog. Völkerwanderung in unruhiger Bewegung waren. Wir wissen durch eine wunderschöne Beobachtung Ludwig Bückmanns, daß die Langobarden bereits die Salzquellen von Lüneburg in umfassender Weise ausbeuteten: die Namen von alten langobardischen Besitzern haften noch im späten Mittelalter an den einzelnen Salzkoten. Und wenn wir bedenken, wie hoch ein solcher Besitz geschätzt wurde, der im Jahre 58 n. Chr. zu einem blutigen Kriege der Chatten und Hermunduren an der mittleren (oder unteren?) Werra führte, dann begreifen wir nicht, wie die Langobarden solche Schätze preisgeben konnten. Sie saßen an der fischreichen und schiffbaren Ilmenau, beherrschten die Elbe, die ihnen (freilich wohl durch die Sachsen gehemmt?) den Zugang zum Meere bot und hatten ein zwar nicht besonders fruchtbares, aber doch ausbaufähiges Hinterland, das bald Siedler sächsischer sowohl wie nordischer Herkunft angezogen hat. Und alles das gaben sie preis, um ein unruhiges Wanderleben durch vier Jahrhunderte zu führen, bis sie endlich (568) in Italien zu dauernder Seßhaftigkeit gelangten. Ich möchte übrigens betonen, daß sie neben Markomannen und Ostgermanen nicht unbeträchtlich zur Bildung des jüngsten der deutschen Stämme, der Bayern, beigetragen haben. Ja ich weiß mir gewisse auffällige Übereinstimmungen wie in der Wortbildung so im Volkscharakter, auf die man wiederholt hingewiesen hat, nicht anders als aus diesem beiderseitigen langobardischen Einschlag zu erklären. Es war für mich im Felde, in Nordfrankreich, eine überraschende Erscheinung, wie unsere niedersächsischen Landstürmer, die von den „königlichen Sachsen“ nichts wissen wollten, sich von den bayerischen Kameraden immer wieder angezogen fühlten — und hierbei sichtlich Gegenliebe fanden.

Ein recht problematisches Kapitel ist die Thüringenfrage. Ich halte die sprachliche Zusammengehörigkeit von Thuringi und Hermunduri so wenig für erwiesen wie die sprachliche Identität

von Chatti und Hessi. So sicher die Hermunduren Erminonen waren, so sicher waren jene Thüringe, denen die Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum noch in karolingischer Zeit galt, Ingväonen. Als ihre alte Königsresidenz scheinen bedeutsame neuere Funde geradezu Weimar zu sichern. Aber jene Kämpfe der Sachsen, auf welche die später falsch historisierte Sage vom Anteil des Kampfes gegen das thüringische Königtum in letzter Linie zurückgehen mag, haben doch wohl den ingväonischen Thüringen gegolten, deren Name (nicht Volkstum) später den der Hermunduren verdrängt hat.

Erminonen waren wohl auch die Angrivarier an der unteren Weser, zwischen Chauken und Cheruskern, deren Name später in den Engern Westfalens fortlebt — Erminonen oder Istväonen? ich vermag die Frage nicht zu entscheiden. Ihre zeitweise feindliche Stellung gegenüber den Cheruskern braucht nicht für das letztere sprechen. Ingväonen wie die Sachsen waren sie keinesfalls. Und das muß festgehalten werden; denn sie erscheinen später als einer der vier Hauptteile des großen Sachsenvolkes, als Angrarii, Angarii.

Mit der Ausbreitung der sächsischen Macht nach Süden sind nun auch die Cherusker im Sachsenvolke aufgegangen, doch im Gegensatz zu den Angrivariern haben sie ihren Namen früh eingebüßt. Aber unter welchem Spezialnamen leben sie nun fort? Die Cherusker, deren Hauptgebiet von Haus aus sich zwischen Mittelweser und Elbe erstreckte, sind allem Anschein nach auch kein einheitlicher Stamm gewesen, wir dürfen nach anderen Namen Umschau halten, die sich hinter ihnen zeitweise bergen und dann auch wieder hervortreten können. Als ein solcher bietet sich im cheruskischen Kernlande der Name der Falen dar: aber zu den Ostfalen in Braunschweig und Hildesheim treten die Westfalen jenseits der Weser: sie sind nicht zu trennen, und wir werden also unter den weitern Begriff der Cherusker auch die Westfalen einbegreifen müssen. Bestätigung dafür wird sich später finden.

Ostfalen und Westfalen (die sich natürlich nicht ohne weiteres mit der Provinz dieses Namens decken!) sind zweifellos im Grundstock Erminonen, die Engern sind Erminonen oder Istväonen — somit sind die drei Hauptstämme dem ingväonischen Herrenvolk der Sachsen, das in ihnen aufgegangen ist wie die Franken in den Franzosen, nicht stammverwandt — es bleibt als rein ingväonisch nur eben der

kleinste vierte Stamm, die Nordalbingier übrig. Und wenn wir bedenken, wie starke Volksteile der zahlenmäßig kaum besonders starke unterelbische Sachsenstamm westwärts und zu überseeischen Unternehmungen entsandt hatte, dürfen wir kaum erwarten, daß das gewiß wertvolle Menschenmaterial, das er südwärts ins Binnenland entsenden konnte und das dort, die Kämpfe gegen Karl d. Gr. beweisen es, eine starke organisatorische Kraft entwickelt hat, auf die Sprache des niederdeutschen Binnenlandes einen umgestaltenden Einfluß gewonnen habe; wir werden es natürlich finden, daß hier die ingväonischen Elemente zurücktreten, daß die altsächsische Sprache, obwohl sie ihre frühste literarische Schulung von der angelsächsischen Schwester empfing, doch vom Englischen und Friesischen deutlich distanziert bleibt. Sie war eben auf erminonischem und istväonischem Boden erwachsen, aber freilich getrennt und geschützt vor einem Einfluß der Hessen, Franken und Thüringe durch den relativ jungen Wall ihres Widerstandes gegen die Lautverschiebung.

Die politische Geschichte der Cherusker erreicht ihren Höhepunkt im Jahr 16 n. Chr. in dem Sieg des Arminius über Marbod und die Markomannen. Von da ab ist es ein Abstieg mit Stationen der Tragik und der Schmach: die Streitigkeiten im Fürstenhause, die im Jahre 19 zur Ermordung des Arminius führten, die Niederlage durch die Chatten, die Berufung des Italikus aus Rom und dessen unglückselige Aktionen, schließlich im Jahre 84 die Bittfahrt oder Bettelfahrt des „Königs" Chariomerus, doch wohl eines Sohnes des Italikus, nach Rom. Die ganze politische und menschliche Größe des Arminius, den wir uns meist nur als eine Siegfriedsgestalt ausmalen, tritt erst im Rahmen dieser abstoßenden Familiengeschichte hervor. — Mit Tacitus, bei dem er auftaucht, verschwindet der Name der Cherusker auch wieder aus der Geschichte. Sein späteres Auftauchen, zuletzt bei Claudian, wirkt nur als rhetorische Phrase, vergleichbar der berühmten Anrede an Chlodwig bei seiner Taufe: „Beuge dein Haupt, stolzer Sicamber!" Aber man sieht doch, wie lange der von Tacitus geformte Ruhm in gelehrten Kreisen Roms nachwirkte. Auf die Heimat dürfen wir daraus keine Schlüsse ziehen.

Aber die politische Bedeutungslosigkeit des Staatsgebildes hat doch die Lebenskraft des volkreichen Stammes oder des zunächst aufgelösten, dann unter sächsischer Eingliederung neu gefestigten Stamm-

verbandes ganz gewiß nicht auf die Dauer gebrochen. Diese unbedenklich und unkontrolliert aus der Darstellung der dynastischen Verhältnisse bei dem römischen Historiker übernommene Vorstellung in Verbindung mit dem Schwinden des Namens hat es hauptsächlich verschuldet, daß wir das Andenken der Cherusker über Tacitus hinaus so sehr vernachlässigt haben. Sie haben es nicht so gut gehabt wie die Chatten, die in den Hessen fortlebten, weil es dem Laien möglich und dem Gelehrten allenfalls beweisbar schien, daß die beiden Namen identisch seien. Sie sind in den Sachsen aufgegangen und haben sowohl die Dunkelheit von deren Geschichte wie ihren spät und kraftvoll aufleuchtenden Ruhm geteilt, ohne ihren Teilanspruch mit dem Namen geltend zu machen — das überließen sie ihren Nachfahren: den Ostfalen und den Westfalen.

Wir geben den echten Sachsen, den „Altsachsen" Bedas, reichlich ihr Recht, wenn wir ihnen die überwiegende politische und militärische Rolle in dem ganzen Gebiet bis zur Sprachscheide zugestehen, dürfen aber daraus, daß sie sich in England auch als Siedler und als Kulturempfänger wie Kulturerzeuger bewährt haben, nicht ohne weiteres den Schluß ziehen, daß sie die gleiche Rolle auch gegenüber den binnenländischen Deutschen gespielt haben. Hier müssen wir, ohne jemals abgrenzen zu können, auch den nichtingväonischen Stämmen ihren Anteil vorbehalten, vor allem den Nachfahren der Cherusker! Und wir müssen uns die ganze Buntheit jenes Parlaments vor Augen halten, das sich in Marklo (oder im Marklo, denn es mag eher ein lichter Wald mit rasch aufgeschlagenen Zelten, als ein bewohnter Ort gewesen sein) zusammenfand, leidlich geeinigt durch den niederdeutschen Grundton der recht verschiedenen Mundarten (ingväonischen, erminonischen, istväonischen Charakters) — kein Staatenbund und kein Bundesstaat: aber am ehesten doch wohl der alten Schweiz zu vergleichen, auch in seinem demokratischen Wesen mit starkem aristokratischen Einschlag.

Denn ich bin durch die eben gegebene Aufzählung noch nicht zu Ende mit der Namhaftmachung der Volkselemente, welche innerhalb des von dem Sachsennamen zur Karolingerzeit beanspruchten Gebietes gesiedelt haben, besonders in dem Lande zwischen Weser und Elbe. Hier haben sich, nur relativ datierbar, zu verschiedenen Zeiten zwei bedeutungsvolle Siedlungsvorgänge abgespielt, deren Träger beide Male aus dem Norden kamen: ihre Zeugen sind die Ortsnamen auf —leben und auf —büttel.

Die Ortsnamen auf —leben haben seit dem Beginn einer wissenschaftlichen Namenforschung die Laien wie die Gelehrten ganz besonders interessiert, denn hier war eine räumliche Abgrenzung gegeben, wie nur bei ganz wenigen Siedlungswörtern. In dem eigentlichen Ostfalen, im Bardenlande, in Engern und Westfalen und weiterhin westlich konnte W. Seelmann keinen einzigen derartigen Namen auffinden; ihre Westgrenze bildet die Oker, über die Elbe hinaus sind sie nur durch zum Teil recht junge Kolonisation getragen worden und verraten hier, gelegentlich auch schon diesseits der Elbe, durch den ersten Kompositionsteil ihre nachchristliche Bildung: so die beiden Paaschleben im Anhaltischen. Sie setzen südlich des Bardengaues ein und greifen nur an der Oker in den östlichen Teil des alten Cheruskergebietes über. Sie umfassen dann das fruchtbare Gebiet von Halberstadt und Magdeburg, erstrecken sich vereinzelt auf den Sandboden der Altmark, umziehen den Harz, um sich dann wieder zahlreich in der Goldenen Aue einzufinden; sie erstrecken sich, zuletzt spärlicher werdend, zu beiden Seiten des Thüringer Waldes bis zum Maingebiet hin, wo Güntersleben (bei Würzburg), Alsleben, Unsleben, Ettleben, Eßleben und Zeutzleben in Unterfranken ihren letzten Ausläufer und jedenfalls auch ihre jüngste Etappe darstellen. Ihre Gesamtzahl mag etwa 270 betragen. Über die Bedeutung dieses —leiba, —leva besteht kein Zweifel, es bedeutet Hinterlassenschaft, Erbgut, Sondereigen, setzt also bei den Siedlern das Personaleigentum an Grund und Boden voraus, und dies wird dadurch bestätigt, daß der erste Bestandteil in vielen Fällen deutlich erkennbar der Genitiv eines Eigennamens ist. Es ist die älteste Schicht von Ortsnamen, bei der wir diese Erscheinung als vorwiegend feststellen können. Dieses persönliche Eigentum hebt Tacitus als besonders charakteristisch für die Schweden hervor; das wollen wir uns merken.

Woher kamen diese Menschen? Keine historische Nachricht spricht von ihnen, aber die vergleichende Namenkunde gibt hier ziemlich bestimmte Auskunft. Außerhalb Deutschlands finden sich diese Namen ganz vereinzelt in England, wohl aber erscheinen sie in ähnlich großer Anzahl und in noch größerer Dichtigkeit in Nordschleswig, Jütland und auf der seeländisch-fünenschen Inselgruppe, weiter in Schonen zahlreich, in Halland vereinzelt. Und es sind zum Teil dieselben Namen, die hier wiederkehren: Alslev, Ingerslev,

Gundersley und viele andere. Also einfach Namensübertragung! Eine ernste Warnung, in jedem Personennamen den wirklichen Siedler erkennen zu wollen, und eine Mahnung zum Verzicht auf die Ermittlung aller dieser Eigennamen, denn sie sind nicht nur der Kürzung zu Koseformen ausgesetzt, sondern auch vielfach durch Abschleifung der Aussprache, Trübung des Gedächtnisses usw. entstellt.

Nur zwei germanische Stämme kommen hier in Frage: die Heruler und die Warnen — und da fällt die Entscheidung zugunsten der Warnen. Sie fanden im Gebiet der Unstrut die Σουήβοι Ἄγγειλοι vor und mögen sich mit diesen friedlich auseinandergesetzt haben; mit den holsteinischen Angeln, die sich ihnen bei der Südwanderung angeschlossen haben sollen, haben diese Angeln schwerlich etwas zu tun — es handelt sich um einen der wenig charakteristischen, mehrfach wiederkehrenden Völkernamen. In einem der Titel des schon früher erwähnten Volksrechtes werden sie mit den Angeln zu den Thüringen zusammengeschlossen. Das ist — um 800 — das letzte äußere Zeugnis für das geschichtliche Nachleben des Stammes, der auf deutschem Boden in dem Gau Werinofeld zwischen Elbe und Saale und in dem gleichen Ortsnamen Wernfeld in Unterfranken deutliche lokale Spuren hinterlassen hat. Die Höhe seiner staatlichen Selbständigkeit mag um das Jahr 500 liegen: damals schrieb Theoderich der Große einen Brief an die Könige der Heruler, Warnen und Thüringe. Bald darauf muß der Zusammenschluß mit den Thüringen stattgefunden haben, in deren Reichssturz sie mit hineingezogen wurden. Sie haben sich dann noch einmal gegen die Franken empört und sind vernichtend geschlagen worden. Ihre Sprache wurde noch um die Jahrtausendwende in Merseburg gesprochen (s. o.), als aber nach 1300 die Merseburger deutschen Urkunden einsetzen, ist sie in einem ostfälisch gefärbten Niederdeutsch spurlos untergetaucht, ganz ähnlich wie etwa das Burgundische der Kantone Bern, Solothurn, Basel-Land völlig im Hochalemannischen aufgegangen ist. Mit den Angeln leben sie fort in den weit (bis nach England) verbreiteten Namenpaaren: Werinhard und Engelhard, Werinfried und Engilfried, Werindrud und Engildrud, Weringard und Engilgard und vielen anderen, die das einstige Ansehen beider Stämme zu bezeugen scheinen.

Das Land, das sie bald nach dem Abzug der Sueben nach dem Süden resp. Südwesten eingenommen haben, bot vorwiegend Boden

erster Güte, auf dem heute der üppigste Rübenbau und die vornehmste Saatgutzucht gedeiht. Die meisten dieser —leben-Orte sind Pfarrdörfer und bergen Rittergüter resp. Domänen, nicht wenige haben sich, wie Aschersleben, Oschersleben, Haldensleben, Wanzleben, Eisleben, zu Städten ausgewachsen, die Prozentzahl der Wüstungen dagegen ist kleiner als bei irgend einem andern Siedlungsnamen von ähnlicher Verbreitung.

Das rechte Gegenteil davon sind die —büttel-Siedlungen. Sie sind im Norden etwas ähnliches wie die —weiler im Süden, oder auch wie vielfach die —hagen: Außensiedlungen und Vorwerke, die nur ausnahmsweise, wie Ritzebüttel unter hansestädtischer, Wolfenbüttel unter dynastischer Politik, sich zu Städten entwickelt haben. Mit diesen beiden hab ich gleich die nördlichste und die südlichste unserer Siedlungen genannt. Sie fanden nur wenig Platz im Warnenlande und erreichen nirgends weder die Weser noch die mittlere Elbe, wohl aber stoßen sie mitten ins nordharzische Gebiet der Cherusker vor — wahrscheinlich auf friedlichem Wege, denn die Siedler erwecken im allgemeinen den Eindruck bescheidener Ansprüche.

Waren die Warnen mit ihren —leben-Orten, obwohl sie aus Skandinavien kamen, Ingväonen und von Haus aus den Sachsen, Friesen und Angelsachsen nah verwandt, so waren die —büttel-Siedler, die weit später kamen, echte Nordländer. Diese auffällige Erscheinung wird durch Erscheinungen des Wortschatzes auch über büttel, gibutli hinaus erwiesen: durch Siedlungs- wie Flurnamen. So haben sie mitgebracht das dänische wedel für „Furt“, „Trockenfurt“, das wir in Salzwedel haben, weiter das eminent skandinavische klint (eigentlich Felshöhe, dann jede Art von Erhöhung), das sich als Orts- und Flurname von Holstein bis in den Harz, im Magdeburgischen, im Göttingischen, außerdem mitten in der Stadt Braunschweig (als Bäckerklint, Radeklint, Südklint) findet. Vor allem aber —wic: denn das —wic in Bardowik und in den beiden nordharzischen Städten Braunschweig und Osterwiek hat mit dem gotischen weihs, hd. —wig, so wenig zu tun, wie mit lat. vicus: es ist der nordische, auch an der deutschen Ostseeküste mehrfach wiederkehrende Ausdruck für Meeresbucht (wo das Meer zurückweicht), das Wort, nach dem sich die Wikinge benannt haben, die in solchen Buchten ihr Lager aufschlugen und den Ausdruck weiterhin auch auf feste Siedlungen landeinwärts übertrugen, wie zunächst auf Bardowik, wo unsere Leute Reste der

Langobarden fanden, — denn nicht diese selbst haben den Ort so benannt. Tragen nun Braunschweig und Wolfenbüttel Namen skandinavischer Herkunft, so hat sich auch der Fluß, an dem sie liegen, die Oker, von diesen Siedlern eine Umtaufe gefallen lassen müssen: der Name der Oker, Ovacra, findet außer in Dänemark nur in der mecklenburgischen Gudacra eine Parallele: aber die ist eben auch ein Patenkind der Wikinger, dessen nordischer Name später von dem slavischen Warnow verdrängt wurde.

Wann diese Dänen in das nördliche Binnendeutschland vorgedrungen sind, läßt sich nur annähernd bestimmen: schwerlich vor dem Einsetzen der Normannenzüge, also kaum vor dem 8. Jahrh., aber andererseits doch sicher vor den Sachsenkriegen. Daß sie noch auf Spuren der Langobarden stießen, darf uns nicht wundernehmen, nachdem wir wissen, daß deren Andenken an den Lüneburger Salzkoten noch weit länger haften blieb. Sie mögen als kriegerische Seefahrer gekommen sein: aus einem Lande, in das sie nicht gern zurückkehren mochten, aber ihr kriegerischer Geist verlor sich, und ihre Ansprüche waren nicht groß, wahrscheinlich, weil sie es daheim nicht besser gewohnt waren. So durchzogen sie zunächst die Lüneburger Heide, da wo sie die Langobarden nicht ausgenützt haben mögen, in der sich aber die zahlreichsten -büttel-Orte finden, und stießen im nördlichen Vorland des Harzes auf die Nachkommen der alten Cherusker, deren Namen sie nun ihrerseits in den beiden Harzbüttel verewigt haben (wie vorher den der Langobarden in Bardowik): das eine bei Gifhorn, das andere dicht vor Braunschweig. Besonders interessant ist das letztere: denn hier liegen sich an der Oker Herskesgibutli und Thuringesgibutli gegenüber, aus denen man nicht etwa ohne weiteres eine alte Stammesgrenze folgern darf: es sind ethnographische Reminiszenzen von immerhin sekundärem Werte, den aber vielleicht die Archäologen festigen können.

Wir haben bisher festgestellt: das zentrale Gebiet des sog. Sachsenlandes zur Zeit Karls des Großen hatten neben den möglicherweise istväonischen Angrivariern vornehmlich die erminonischen Stämme inne, die wir unter dem Namen der Cherusker zusammenfassen dürfen; Erminonen (Sueben) waren ferner die frühzeitig abgezogenen Langobarden gewesen, von denen immerhin starke Reste zurückgeblieben waren. Ingväonen dagegen waren mit Sicherheit die Warnen, die vor der südlichen Ausbreitung der Sachsen gekommen sind, und von geringerer Bedeutung die ihnen nahe stehenden Thüringe.

Zwischen den höchst erfolgreichen Wanderzug der Warnen und die weit bescheidenere, nur zu einer Diaspora gelangende Siedlertätigkeit der dänischen —büttel-Leute fällt das Vordringen der Sachsen nach Süden, weniger charakterisiert durch eine Siedlungstätigkeit in breiter Front, die eine starke sprachliche Beeinflussung ermöglicht hätte, als vielmehr durch die weite Ausbreitung einer zunächst in der Heimat und nächsten Nachbarschaft früh bewährten politischen und militärischen Organisation, die im Frieden locker blieb, im Kriege aber straff angezogen werden konnte — vielleicht auch durch einen mit der Volksversammlung im heiligen Hain von Marklo verbundenen gemeinsamen Kultus, der die Dreiheit der Götter Thuner, Woden und Saxnot umfaßte: der letzte der alte Himmelsgott Tius oder Týr, der Schwertgott und zugleich im besonderen der Sachsengott. Daß zu dieser Dreiheit die Cherusker den Wodan beigesteuert haben könnten, wird sich später als möglich ergeben.

Die Sprachen oder Mundarten dieser sächsischen Gesamtheit waren von Haus aus recht verschieden: ihr annähernder Ausgleich, wie er im Mittelniederdeutschen vorliegt, hat Jahrhunderte erfordert. Ingväonische Kennzeichen, die sich anfangs hier und da geltend machen, werden später durch den Ausgleichprozeß, der aber von Anfang an eingesetzt haben wird, mehr und mehr zurückgedrängt. Völlig aufgesogen bis auf Spuren des Wortschatzes sind die warnische Sprache der —leben-Siedler und die skandinavische der —büttel-Männer.

Dem Laien kann gar nicht oft genug gesagt werden: die Sprachgrenze zwischen Hoch- und Niederdeutsch ist kein direktes Kennzeichen des Sachsentums, sie ist nicht etwa von Norden her vorgeschoben, sondern sie ist entstanden, als die hochdeutsche Lautverschiebung von Süden her vorrückte und sich ihr in dem politisch erstarkten und vielleicht auch zu kultureller Abwehr geneigten niederdeutschen Volkstum eine Mauer entgegenstellte. Mit dem echten Sachsentum an der Unterelbe hat diese Sprachscheide an der Oberweser auch nicht das Geringste zu tun.

Aber wenn nun die Sprache wirklich keine Stütze bietet, die Ausbreitung des Sachsenstammes nach Süden zu begrenzen und die Stärke des an dieser Ausbreitung beteiligten Volkstums zu erfassen — haben wir denn keine anderen Anhaltspunkte? Ich höre sofort die Rückfrage: doch wohl das sächsische Haus?! Ja, über dessen Alter und Geschichte wissen wir leider noch verzweifelt wenig:

dies Haus, charakterisiert durch die Zusammenfassung von Wohnraum, Stallung und Scheune unter einem Dache, gehört keinesfalls der germanischen Urzeit an, es ist die Schöpfung einer späteren Epoche der fortgeschrittenen Landwirtschaft und war als ein Kulturerzeugnis so wenig an Stammesgrenzen gebunden, wie es von vornherein jedem Sachsen als Nationalpflicht auferlegt werden konnte. Über seine heutigen Grenzen und auch zum Teil über ihr Zurückweichen in neuerer Zeit sind wir seit länger als einem Vierteljahrhundert durch das schöne Buch unterrichtet, mit dem Wilh. Peßler seine überaus verdienstliche Arbeit für die Heimat- und Volkskunde Niedersachsens eingeleitet hat. Aus seinen Karten ergibt sich zunächst mit voller Deutlichkeit, daß sich Sprachgrenze und Hausgrenze im Süden, da wo uns beide hier angehen, nur auf einer westlichen Teilstrecke decken: von der bergischen Grenze durch das Sauerland bis zur Weser; hier wird zuletzt die Sprachgrenze sogar einmal von der Hausgrenze überschritten: im nördlichen Kurhessen, wo das Sachsenhaus in Frommershausen bis fast vor die Tore Kassels reicht. Dann aber weicht die Hausgrenze rasch und weit zurück: im Tal der Leine kann ich von der Sprachscheide 100 km nordwärts wandern, ohne auf ein sächsisches Haus zu stoßen. Das nordharzische Land, das ich als cheruskisch ansprach und das natürlich rein niederdeutsch ist, wird von der Hausgrenze quer durchschnitten. Dabei kann man durchaus nicht anerkennen, daß der Typus des Hauses an bestimmte geographische oder ökonomische Bedingungen geknüpft war: auf dem Köterberge links der Weser und im nördlichen Sauerland kann man es noch in Höhen von 500—700 m finden.

Deckt sich also die Hausgrenze nicht mit der Sprachgrenze, so könnte sie immerhin gleichwohl für die Ausbreitung des Sachsenstammes von Wert sein. Denn während die Bedingungen für die Aufrichtung der Sprachscheide von Süden her vorgetragen wurden, ist das Sachsenhaus unfraglich aus dem Norden und aus der Gegend der alten Sachsenheimat vorgedrungen. Hier müssen wir von der Hausforschung, und da diese am erhaltenen Material versagt, von der Bodenforschung Auskunft erwarten. Aber vorläufig versagt uns auch diese die Antwort auf die Frage nach dem Alter des Sachsenhauses. Es ist ein unleugbarer Mangel der heimischen Archäologie, daß ihre Auskünfte für die Vorgeschichte vielfach weit bestimmter lauten als für die Frühgeschichte. Die hochverdienstlichen

Arbeiten von Alfred Plettke und Fritz Röder über die Fibeln und die Keramik der Sachsen haben für ihre Ausbreitung nach Süden sehr wenig ergeben. Der Haupttypus unter drei oder vier verschiedenen Hausarten, die man bisher für die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung festgestellt hat, entspricht im wesentlichen dem griechischen *μέγαρον*: Hauptraum mit Herd in der Mitte und Vorhalle, Umfang im Durchschnitt etwa 4 × 6 m; ein Pfostenhaus mit geflochtenen und lehmbeworfenen Wänden — mit dem Sachsenhaus hat dies urgermanische Haus, von dem man in jüngster Zeit auch in der nächsten Nähe von Hannover, also auf altcheruskischem Boden, eine Variante aufgedeckt hat, nicht die entfernteste Ähnlichkeit. Da wir aber die erste Ausbreitung der Sachsen nach Süden doch allerspätestens in die Zeit um 500 setzen dürfen, ist es höchst unwahrscheinlich, daß sie den neuen Haustypus mitgebracht, so wenig wie sie ihn ja nach England eingeführt haben. Ob es trotzdem möglich ist, die hübsche These von Brandi über die Giebelzier zu halten, mag die weitere Forschung entscheiden. Mir ist es am wahrscheinlichsten, daß das sächsische Haus erst weitere Verbreitung fand, als die eigentliche Wanderperiode ihren Abschluß gefunden hatte: als eine auf sicherem Boden gefestigte Landwirtschaft zu praktischen und dauerhaften Neuerungen hindrängte. Aber was uns auch Haus- und Bodenforschung noch für Aufschlüsse bringen mögen, ich wage nicht zu hoffen, daß daraus die Stammesfragen zur Entscheidung gebracht werden, speziell auch nicht die Frage Sachsen oder Cherusker?

Das vollentwickelte sächsische Haus bezeichnet gewiß einen Höhepunkt der ökonomischen Entwicklung — aber es war nicht die erste höhere Kulturstation. In ihren alten Sitzen hatten die Sachsen beständig mit dem Wasser zu kämpfen: nicht nur mit Ebbe und Flut und den Unberechenbarkeiten des Meeres, denen sich nach den Zeugnissen der Römer Friesen und Chauken besonders gewachsen zeigten, sondern auch mit dem Wasser der Sümpfe und Moore. Diesem Kampf entstammt ein ganz bestimmtes Siedlungswort, das einzig und allein den Sachsen eigen ist, das sie allein mit nach England nahmen und das auch in weit abgelegener Gegend erscheint: überall wo dem Moorland in früher Zeit Kulturboden abgewonnen ist, das ist das Wort h o r s t, über dessen Ausbreitung uns eine des Druckes harrende Arbeit von Erich Denker genaue Aufschlüsse bringen wird. Sandhorst, Steinhorst, Haselhorst, Dorn-

horst, Lindhorst, Bockhorst, Habichthorst, Wisenthorst und zahlreiche andere sind ausgesprochen sächsisch. Aber eine Stammesgrenze oder eine Wanderlinie läßt sich damit nicht ziehen, denn einmal gab es solches Moorland doch vorzugsweise in der alten Heimat und ihrer Nachbarschaft — und dann hat man die Sachsen wegen dieser besonderen Fähigkeit zur Kulturarbeit auch in ferne Gebiete geholt: zwischen Karlsruhe und Offenburg findet sich ein halbes Dutzend solcher sächsischer —horst-Siedlungen, daneben ebensoviele —dunk-Orte, die von niederrheinischen Franken herrühren: beide Siedlergruppen hat Karl der Große aus ihren feuchten Heimatgebieten hierhergeschafft. Kaum zu warnen brauch ich vor den massenhaften Namen auf —horst jenseits der Elbe, die auf junge und jüngste Namengebung zurückgehen — wohl aber vor ein paar südhannoverschen Ortsnamen wie Lüthorst bei Einbeck, älter Lütwardessen, Lütworssen, und anscheinend erst von Letzner in Leuthorst umgeformt, sowie die Wüstung Reckhorst (1463 Reckhardessen); das wären also falsche Zeugen für die südliche Ausbreitung der Sachsen.

Ein zweites für die Sachsen charakteristisches Siedlungswort gibt es nicht, und für die Cherusker weiß ich überhaupt keins zu nennen. Wohl aber bin ich in der Lage, diesen unter den Personennamen eine bestimmte Gruppe zuzuweisen, die von ihnen ausgegangen ist und für ihr altes Gebiet bis auf die Höhe des Mittelalters charakteristisch geblieben ist: das sind die Namen auf —dag. Es ist eine an sich selbstverständliche, aber doch nur wenig beachtete und kaum weiterverfolgte Tatsache, daß jede neue Gruppe komponierter Personennamen, vor allem die Verwendung eines bestimmten Namenwortes an zweiter Stelle, einmal an einem bestimmten Ort aufgekommen sein muß, von wo sie sich dann ausbreitet, ohne weiterhin Stammeseigentum zu bleiben (denn Namen sind zu jeder Zeit gewandert!). So sind, um nur zwei Beispiele herauszugreifen, die Namen auf —hraban (—hramn, —ram) „Rabe", wie Bertram, Wolfram, Gundram, wenn auch kaum bei den Franken zuerst entstanden, doch recht eigentlich hier zu Hause und haben sich von hier aus bei den festländischen deutschen Stämmen verbreitet, ohne je zu den Engländern oder Skandinaviern zu dringen: der Norden kennt nur das Simplex Hrafn, bei den Angelsachsen ist der Franke Däghräfn im Beowulf der einzige Träger des Namens. Die Namen auf —brand (Schwert), wie Hildebrand, Liutprand, Sigebrand, sind

ausgesprochen altlangobardisch: sie haben daher ihren Weg einerseits zu Angelsachsen und Nordländern, anderseits zu Niedersachsen und Bayern gefunden, den Franken und Alemannen sind sie fremd geblieben, während sie in Italien eine reiche Entwicklung und lange Geschichte haben. Die Genealogie Heribrand — Hildebrand — Hadubrand kann nur ein Langobarde aufgebracht haben, und somit darf an der langobardischen Vorstufe unseres Hildebrandsliedes nicht gezweifelt werden.

Enger erscheint der Kreis der Namen auf —dag: sie blieben fast ganz auf Niedersachsen beschränkt und reichen nur selten über die Jahrtausendwende hinab, obwohl sie vereinzelt auch noch in heutigen Familiennamen fortleben (Ohldach, Hildach). Möglich daß der Name schon in der Familie des Arminius vorkommt, wenn wir den Σεσίθακος als Segisdag (d. i. Sigedag) richtig deuten. Solche Namen begegnen in den Bischofslisten von Bremen (Adaldag) und Hildesheim (Osdag, Gerdag), wie auf dem Abtstuhl von Werden und Helmstedt (Adaldag), und daß ihre Träger Männer cheruskischer Abstammung waren, wird durch das zahlreiche Vorkommen in braunschweigischen und südhannoverschen Siedlungsnamen, wie Riddagshausen, Odagsen, Eldagsen, Levedagsen, Voldagsen (zweimal), Hardegsen, Merxhausen bei Holzminden (Mardachusen) erwiesen; der letzte Name steckt auch in Marzhausen jenseits der heutigen hessischen Grenze, und es ist für mich eine freundliche Fügung, daß der Mann, welcher um das Jahr 980 den jüngsten der Rodungsorte am Nordrand des alten Grenzwaldes, Neuenrode im Kreise Witzenhausen, schuf und ihn dem Kloster Fulda schenkte, der „vornehme Sachse" Ertag oder Heridag war — wahrscheinlich ein Mann aus altcheruskischem Blute.

Und hier möcht ich nun ein sehr eigenartiges literarisches Zeugnis einschalten, das geschichtlich zu werten bisher Niemandem eingefallen ist. Der Prologus (Formáli) der sog. jüngern oder Prosa-Edda, von dem es für unsern Zweck gleichgültig ist, ob er von Snorri Sturluson selbst oder einem späteren Herausgeber herrührt, bringt in seiner bunten und wunderlichen antiquarischen Gelehrsamkeit auch die Nachricht, Odin, der hier als ein großer Eroberer von Troja („heute Tyrkland") auszieht, sei auch nordwärts in das Land gekommen, „welches nun Saxland heißt", habe dort längere Zeit verweilt und zur Verteidigung des er-

worbenen Gebietes seine drei Söhne eingesetzt: den Vegdeg, einen mächtigen König, welcher über Ostsachsen (Austr-Saxaland) herrschte .... unter seinen Nachkommen erscheint als Urenkel Svebdeg, „den wir Svipdag nennen“: den Beldeg, „den wir Baldr“ nennen, über Westfalen (Westfál) — und schließlich über Frankenland (Frakland) den Sigi, den Stammvater der Wölsunge, das ist des Sigurd- oder Siegfriedgeschlechtes. Andreas Heusler hat richtig erkannt, daß hier eine angelsächsische Quelle benutzt sein muß — diese aber weist unbedingt auf das Festland zurück. Denn während, wie wir sahen, die Namen auf —dag (—deg) auf altcheruskischem Boden weitverbreitet sind, haben wir im Norden nur den einen fabulosen Svipdagr (entstellt auch Svikdagr und dann mit Schweden, Svéa riki, in Zusammenhang gebracht) und in England in den mythischen Stammtafeln von Deira den Wägdäg und Sväbdäg, von Bernicia und Wessex den Bäldäg. Alle diese Zeugnisse stammen aus einer Zeit, wo die Cherusker bereits in den Sachsen aufgegangen waren und in ihnen, das bezeugt eben wieder der Eddaprolog, als zwei der nunmehrigen Hauptstämme, als Westfalen und Ostfalen (Ostsachsen) fortlebten. Aber es ist immerhin möglich, daß dahinter ein weit älterer cheruskischer Stammesmythus steckt, der dann als Zeugnis ihres frühen Wodanskultus besonders wertvoll wäre. — Jung, und vielleicht gar erst Zusatz des Isländers, ist natürlich der dritte Sohn, der Franke Sigi.

Die Cherusker saßen ursprünglich zwischen Weser und Elbe: sie haben die Elbe nie erreicht, von der sie wahrscheinlich durch die Thüringe getrennt waren, aber sie haben die Weser weit überschritten, wenn ich damit recht habe, daß sie sich als Westfalen mit istväonischen Stämmen vermischten. Ihrer Ausbreitung nach Süden setzte zunächst der Harz ein Ziel, und die fruchtbaren Gebiete südlich gelangten nach dem Abzug der Sueben in den Besitz der Warnen. Wohl aber war eine Ausbreitung mit westlicher Umgehung des Harzes möglich, und daß eine solche im Tal der Leine tatsächlich erfolgt ist, erweisen ein paar bedeutungsvolle Ortsnamen. Als den letzten Ausläufer dieses cheruskischen Siedlungszuges hab ich in der schwedischen Zeitschrift Namn och Bygd 20,1 ff. den Fluß- und Ortsnamen Geisleden südlich Heiligenstadt zu erweisen versucht, der mit Gittelde im Kreis Gandersheim und mit Geitel im Kreis Wolfenbüttel zweifellos

identisch ist. Und ganz ähnlich ist das Verhältnis von (Kirch-) Gandern, zwei Meilen südlich von Göttingen, wo der Gänsebach in die Leine mündet, zu Gandersheim. In beiden Fällen handelt es sich um ganz eigenartige Namenpaare, und in beiden Fällen liegt eine Tiername zu Grunde, der als Flußname Verwendung fand, eine Erscheinung, die bei den verschiedensten Völkern der Erde und so auch in Deutschland, England und Skandinavien nicht selten vorkommt: geizla ist das Ziegenböckchen, gander der Gänserich. Und das ermutigt mich, die Etymologie des Cheruskernamens, die vor langen Jahren Rudolf Much und ich unabhängig gefunden haben, noch einmal aufzunehmen. Wir beide erkannten, daß der Name des Stammes mit germ. * cherut „Hirsch" zusammenhängen müsse, ließen es aber unbestimmt, warum die Cherusker sich nach dem Hirsch benannten oder so von ihren Nachbaren benannt wurden: weil sie der Hirschjagd fröhnten oder sich kriegerisch mit dem Hirschgeweih schmückten? (man hat jetzt in cheruskischen Wohngruben Hirschschädel gefunden) — oder etwa, weil sie einen theriomorphen Gott oder Stammvater verehrten? Jetzt möcht ich die Frage aufwerfen, ob nicht etwa die Oker, ehe sie ihren neuen skandinavischen Namen erhielt, * Cherut (Hirsch) geheißen habe? Die Oker fließt freilich kaum, wie ich früher annahm, mitten durch cheruskisches Gebiet, sie ist wenigstens in ihrem Unterlauf ein Grenzfluß, auf dessen rechtem Ufer die Bodenfunde einen Wechsel der Kultur zu verraten scheinen: das würde auf die Thüringe weisen, und so könnte das Gegenüber von Herskesgibutli links und Thuringesgibutli rechts des Flusses schließlich doch einen Zeugniswert haben, den ich ihm zunächst kaum zugestehn mochte.

Die südlichsten Ausläufer der Cherusker, die ich festzustellen versuchte, einmal Gandern und Geisleden (alt) und dann auf dem linken Leineufer das Marzhausen Marcdags und das Neuenrode Heridags (jung) liegen bereits auf hochdeutschem Sprachboden, wenn auch dicht hinter der Grenze. Bei Neuenrode und Marzhausen dürfte diese Grenze sich später, vielleicht gar erst in hessischer Zeit verschoben haben, bei Gandern und Geisleden, die ich mit Bestimmtheit noch für die Cherusker, nicht für die mit ihnen verschmolzenen „Sachsen", in Anspruch genommen habe, liegt die Sache anders. Hier ist die Grenze, d. h. die Ausschaltung der Siedler aus dem niederd. Sprachverband, alt: sie müssen durch irgendwelche uns unbekannte Umstände von dem politischen und Kulturbereich nördlich getrennt worden sein, noch

ehe die Lautverschiebung, welche watar zu wazzar, sprekan zu sprechan, slâpan zu slâfan umschuf, diese Gegend erreichte.

Unsere Vorstellung von der Zeit und den Umständen, unter denen sich dieser Prozeß und diese schroffe Grenzbildung vollzog, ist noch keineswegs geklärt. Wir nehmen an, daß die hochdeutsche Sprachbewegung, die bekanntlich außer den sog. hochdeutschen Stämmen auch südwärts die Langobarden ergriffen hat, im Vorland der Alpen im Anfang des 6. Jahrhunderts eingesetzt hat und in der Mitte des 7. zum Abschluß gelangt ist. Nun fällt in das Jahr 531 der Sturz des thüringisch-warnischen Reiches, dessen Herrscherhaus und Volk sicher rein niederdeutsch mit stark ingväonischer Färbung war, und bald darauf wird die Frankenkolonisation im nordwestlichen Thüringen und in Südhannover eingesetzt haben. Ein gewisser Zusammenhang jener Katastrophe und der von Süden herkommenden Siedlungsbewegung des mächtigsten und von der neuen Sprachbewegung jüngst ergriffenen hochdeutschen Stammes mit dem Vormarsch der Lautverschiebung wird kaum abzuleugnen sein.

Ich muß hier schließen, abbrechen! Es ist gewiß für manche ein bißchen viel Detail gewesen, aber vielleicht haben doch alle begriffen, daß dies Detail aufgesucht und ein Versuch zu seiner Wertung gemacht werden muß, wo alle literarischen und urkundlichen Quellen fehlen und die Bodenarchäologie vorläufig nur wenig zu bieten vermag.

Möchte es mir gelungen sein zu erreichen, was das Ziel und der Zweck meines Vortrags war, den Sachsennamen von Unklarheiten zu säubern, die ihm anhaften und der Natur der Dinge nach anhaften müssen, und anderseits dem Cheruskernamen, der als Schulbegriff sich an Arminius und die Schlacht im Teutoburger Walde klammert und von daher wohl mit einem romantischen Glanz, aber auch mit poetischem Nebel umgeben ist, Begriff und Gehalt auch für die Zeit zu geben, wo er aus der Geschichtsschreibung verschwunden ist. Es schien mir das um so wichtiger in einer Zeit, wo die Bodenarchäologie noch vor kurzem aus der Feder Alfred Plettkes (1914) über die Bildung des ostfälischen Dialekts die geringschätzige Vermutung aussprechen konnte, daß dazu „vielleicht auch die letzten Reste der Cherusker" beigesteuert hätten. Hier stell ich mit Entschiedenheit die Nachkommen der Cherusker ein. Möchten sich der hochverdiente Direktor des Provinzialmuseums

und seine wackern Mitarbeiter durch die zunächst bescheidenen Ergebnisse ihrer Cheruskergrabungen bei Gleidingen, Rinteln und Letter nicht entmutigen lassen.

Von dem Helden- und Herrscherruhm, der sich für uns alle mit dem Namen der Sachsen und ihrer vornehmen Geschlechter verbindet, vor allem der Ludolfinger, aus denen das sächsische Kaiserhaus hervorging, aber auch vorher des Wittekind, neben und nach ihnen der Billunge, Brunonen, Northeimer, Immedinger und Supplingenburger, die alle im alten Cheruskerlande zu Hause sind, fällt ein guter Teil auch den Nachkommen des Cheruskervolkes zu. Die Vorstellung, als ob alle diese Geschlechter die Nachkommen sächsischer Edelinge von der Unterelbe seien, unter denen die Nachfahren der Sieger über Varus und Marbod nur mehr die Rolle eines herabgekommenen und zusammengeschmolzenen Untertanenvolkes gespielt hätten, widerspricht nicht nur von vornherein der geschichtlichen und volksbiologischen Wahrscheinlichkeit, sie wird auch durch die demokratische Struktur des Allthings von Marklo widerlegt.

Cheruskerblut lebte ganz gewiß in den Adern der Mehrzahl jener Sachsengeschlechter fort, Cheruskerblut ist von ihnen auch in die meisten der späteren Fürstenfamilien übergegangen: in Askanier und Wettiner, Welfen und Wittelsbacher.

Karls des Großen Sachsenkriege.

Von

Karl Brandi.

In den letzten 30 Jahren ist durch die Untersuchungen von Rübel über die Reichshöfe im Lippe-, Ruhr- und Diemelgebiete und am Hellwege [1]), gleichzeitig durch die ersten ganz methodischen Ausgrabungen von C. Schuchhardt an Königshöfen und Volksburgen [2]), auch sonst durch archaeologische Aufnahmen mannigfacher Art, schon in bezug auf die räumliche Orientierung, das Bild von Karls des Großen Sachsenkriegen auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Unsere Raumanschauung selbst ist durch das Buch von A. von Hofmann über das deutsche Land und die deutsche Geschichte (1920) empfindlicher und klarer geworden; ihm vor allem verdanken wir den anschaulichen Begriff der Weserfestung für das Land zwischen Teutoburger Wald und Wiehengebirge. Gleichzeitig ist unser urkundliches Material überraschend bereichert, kritisch

---

[1]) Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark, Heft 10. Dortmund 1901. — K. Rübel, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volkslande, Bielefeld 1904; dazu meine eingehende Auseinandersetzung in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1908; wertvolle Anregungen Rübels lagen in dem Hinweis auf planvolle Siedlungen in den Grenzmarken, auf Heeres- und Etappenstraßen, Anlage von Königsgut, auch im Volksland.

[2]) Das Urmaterial und zugleich die letzte große wissenschaftliche Zusammenfassung gab C. Schuchhardt in dem Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen, Hannover 1888—1916, besonders in der Einleitung. Seine wichtigsten älteren Arbeiten: Römisch-germanische Forschung (Neue Jahrbb. 1900), Hauptgattungen alter Befestigungen (Korr.-Bl. 1904), Königshöfe (Hoops Reallexikon 1915). Das Entscheidende ist die auf sichere historische Angaben und planmäßige Ausgrabungen gestützte Unterscheidung von Römerlagern (Haltern), Volksburgen (Herlingsburg) und fränkischen Curtes (Altschieder, seit 1899). Die jüngste Zusammenfassung Schuchhardts in dem Buche „Die Burg im Wandel der Weltgeschichte" 1930.

gesäubert und ausgewertet worden [3]). In bescheidenerem Maße gilt das auch von anderen Geschichtsquellen, wobei in erster Linie an den ältesten Text der Vita S. Lebuini († 773) zu denken ist [4]). Endlich hat auch die kirchengeschichtliche Methode in der Patrozinienforschung ein neues Hilfsmittel für die Aufhellung älterer kirchlicher Zusammenhänge gewonnen.

Gleichwohl kann man nicht sagen, daß irgendwo eine diesen vielfältig gebesserten Bedingungen unseres Wissens genügende Zusammenfassung gegeben worden wäre [5]). Dabei handelt es sich bei dem Vorgehen Karls des Großen nicht nur um bisher ungelöste Fragen der Kriegsgeschichte im weitesten Sinne [6]); nicht nur um die Begründung der kirchlichen Organisation in Sachsen [7]), sondern allgemein um die älteste Geschichte dieses Landes, insbesondere auch um die sehr schwierige Sachsenfrage mit allen ihren merkwürdigen Unterfragen [8]).

Die Auseinandersetzung Karls des Großen mit den Sachsen hat eine lange Vorgeschichte, und man ist versucht, auch methodisch den Blick in eine ferne Vergangenheit zu richten. Denn kriegsgeschichtlich scheint auf den ersten Blick eine Analogie zu bestehen zu den Feldzügen des Drusus und des Germani-

---

[3]) F. Jostes, Die Kaiser- und Königsurkunden des Osnabrücker Landes. Lichtdruckreproduktionen und Text, Münster 1899. Dazu meine kritische Besprechung, Westdeutsche Zeitschrift, Band 19, Trier 1900, und M. Tangl, Forschungen zu Karolingerdiplomen, II. Die Osnabrücker Fälschungen, Archiv für Urkundenforschung, Band II. 1909. (Nachtrag von F. Rörig, Hist. Vierteljahrsschr. 1921, H. 4). M. Tangl, Die Urkk. Karls d. Gr. für Bremen und Verden (schon 1897). Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch. XVIII, 58.

[4]) Moltzer (1909) u. Hofmeister, Hist. Zeitschr. 118, 187 (1917).

[5]) Die alte Grundlegung unseres Wissens gab Kentzler in den Forschungen zur deutschen Geschichte (Karls des Großen Sachsenzüge 742—785), Göttingen 1871/72. Dazu die bei Dahlmann-Waitz unter Nr. 5051, 5410 u. 5413 verzeichnete jüngere Literatur und jetzt noch M. Lintzel, Der sächsische Stammesstaat und seine Eroberung durch die Franken, 1933; vgl. meine Besprechung in diesem Jahrbuch.

[6]) H. Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst, III (1907) mit allen seinen Einseitigkeiten und Anregungen.

[7]) A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, II. 3. u. 4. Aufl. 1912, wo Tangls Forschungen schon verwertet sind, das Gesamtbild aber noch eine gewisse Zaghaftigkeit behalten hat.

[8]) Ich denke auch an die Arbeiten von Plettke und Peßler im Anschluß an die sächs. Urnenfriedhöfe; sodann an F. Roeder, Typolog-chronolog. Studien zu Metallsachen der Völkerwanderungszeit (Jahrb. d. Prov.-Mus. Hannover, 1930).

cus, die gegen dasselbe nordwestdeutsche Gebiet gerichtet waren. Der Vergleich bleibt lehrreich, gerade wenn man von vornherein den entscheidenden Unterschied zwischen dem Vorgehen der Römer und demjenigen der Franken ins Auge faßt. Beide sind von Westen her vorgerückt, doch bedienten sich die Römer gleichzeitig der Land- und der Wasserwege, kamen deshalb zugleich von Norden und von Westen; und soweit sie von Westen kamen, folgten sie geflissentlich auch hier dem Wasserwege der Lippe. Aus dem Gebiet zwischen den Ems- und Lippequellen fand Germanicus unmittelbar den Weg zum Schlachtfeld des Varus. Wie sich an der mittleren Lippe die sehr bedeutenden und z. T. durch eine Fülle von Funden bezeugten Befestigungen von Haltern und Oberaden als römische Stützpunkte haben nachweisen lassen, so würde ich geneigt sein, auch die Wekenborg östlich von Meppen, hoch über dem rechten Haseufer, entsprechend der ursprünglichen Annahme von Schuchhardt[9]) als römisch anzusprechen. Sie liegt ganz natürlich und richtig nur für einen von Norden einrückenden Feind und kann umgekehrt in der karolingischen Zeit historisch als curtis um so weniger leicht eingeordnet werden, als ganz in der Nähe, nämlich beim Einfluß der Hase in die Ems, die doch wohl auf altem Königsgut gegründete, in der Frühmission des 8./9. Jahrhunderts wichtige cellula Meppen lag, die dann an Corvey kam[10]). Von der unteren Hase blieb den Römern immer die doppelte Möglichkeit, südlich oder östlich, Ems oder Hase aufwärts in die Weserfestung einzubrechen.

In fränkischer Zeit dagegen geht alles ausschließlich zu Lande. Das bedeutet, vom Niederrhein auf dem Hellwege zwischen Lippe und Ruhr landaufwärts gegen die Ems oder Weser hin, und, statt von der Nordsee nach Süden, umgekehrt vom Main und von der Lahn nordwärts zur Weser. In denselben Richtungen bewegte man sich schon in merowingischer und frühkarolingischer Zeit. Nur scheint es, daß sich die früheren Kämpfe je für sich entweder an der ripuarischen Grenze, also im Südwesten Sachsens, oder im Grenz-

---

[9]) C. Schuchhardt, Drei Römercastelle an der Hase (Die Wekenborg bei Meppen, die Aseburg bei Aselage und die Burg auf dem Schultenhofe zu Rüssel). Mitteil. d. Vereins f. Gesch. u. Landeskunde von Osnabrück, Band XVI. Osnabrück 1891. Später dachte Schuchhardt an eine Wikingerburg; dann „trotz ihrer Größe" an eine fränkische Curtis (Atlas vorgesch. Befestigungen, § 427 ff.). Er fand aber keine Pingsdorfer Ware.

[10]) B. M.² 935 vom 7. Dez. 834 (Osnabr. UB. I, 12).

gebiet der Thüringer, also im Südosten, abgespielt haben [11]). Nur gelegentlich ist auch von einem Vorstoß an die Weser die Rede; immer aber doch von Süden oder Westen, nie von Norden her.

Dem gegenüber bedeutet nun das Vorgehen Karls des Großen von Anfang an insofern etwas Neues und Folgerichtiges, als er, soviel wir sehen, Jahre lang immer geradenwegs in das Kerngebiet der sogenannten Weserfestung vorstößt und sich vor ihren Toren auf der Hochfläche nördlich der Diemel ein deutlich erkennbares Aufmarschgebiet sichert. Daß die Bedeutung des Begriffes „Weserfestung" für die spätere deutsche Geschichte zurücktritt, hindert nicht, die Prägung Albert von Hofmanns für die römische und karolingische Zeit als fruchtbar anzusprechen.

Der wortkarge, aber doch großartige Bericht von Karls Tischgenossen Einhard [12]) spiegelt uns sehr eindringlich die Erinnerung der jüngeren Generation an den damals abgeschlossenen, vielleicht zu einheitlich gesehenen Sachsenkrieg. „Es war der blutigste und langwierigste aller Kriege", sagt er, „die die Franken geführt haben. Denn die Sachsen waren wie alle deutschen Stämme von Natur wild, dazu Heiden, gesetzlos, ungebunden". Außerdem, so fährt er fort, gab es bei der offenen Landschaft in der sich, wenn auch nicht überall, so doch weithin die Sitze der Franken und Sachsen unmittelbar berührten [13]), täglich Anlaß, beiderseits, zu Raub, Mord und Brand. Der Krieg wurde mit ungeheurer Hartnäckigkeit von beiden Seiten 33 Jahre hindurch geführt, ein Hin und Her von Unterwerfungen und Aufständen. Schließlich führte die gewaltige Energie des Kaisers, freilich erst nach massenhaften Deportationen von beiden Ufern der Elbe zum Ziele; Einhard schätzte sie auf 10 000 Mann mit Weib und Kind. „Als es aber zum Frieden und zur Annahme des Christentums gekommen war, da verwuchsen,

---

[11]) 729, 738, 745 (Karlmann cepit castrum Hoohseoburg — im Mansfeldischen), 747 (Pipins Feldzug: per Toringiam in Saxoniam introivit), 753 (P. in Saxonia; pervenit ad locum Rimee), 758 (P. vom Niederrhein in Richtung Dülmen: firmitates Saxonum per virtutem introivit).

[12]) Vita Caroli c. 7.

[13]) Das galt für die Westgrenze der Sachsen wie für weite Bereiche der Südgrenze gegen die Hessen. K. Wenck, Zur Gesch. des Hessengaus (Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. 36, 1903), — noch immer die kritische Grundlage für unsere Kenntnis des Siedlungs- und Besitzgewirres in dieser Landschaft.

so schließt Einhard, Franken und Sachsen zu einem Volke", — der deutlichste Ausdruck für die innere Gleichberechtigung, die die Franken den Sachsen zeitig zuerkannten.

Einhard faßt rückblickend Grund, Verlauf und Geist der Sachsenkriege vortrefflich zusammen, aber er gibt uns keinen Aufschluß über die strategischen Mittel, durch die Karl, zumal in der ersten Periode der Feldzüge seine Erfolge erzielte; noch weniger über die Einzelheiten seiner Kriegsführung. Wir müssen sie aus den Zügen selbst ableiten.

Im Jahre 772 begann Karl von Worms aus den Krieg sine mora mit einem ersten Vorstoß durch das Hessische. Von Worms kann er nur um den Taunus herum lahnaufwärts über Gießen und Marburg, dann über Wetter und Corbach, also auf den auch später nachweisbaren alten Straßen genau von Süden nach Norden gezogen sein. Denn man darf gewiß zweierlei ohne weiteres annehmen; erstens daß auch in jenen Zeiten die Bewegungen der Truppen und der Verpflegung, so gut wie alle rückwärtigen Verbindungen nur auf alten, eingefahrenen und eingegangenen Wegen möglich waren; und zweitens, daß diese alten Wege am Rande der Täler liefen und die Waldreviere mieden, also auf mäßiger Höhe in möglichst wenig bedecktem Gelände lagen[14]). Kam aber Karl aus dem Lahntal und dann quer über die Eder über Frankenberg, Sachsenberg, Göddelsheim und Corbach nordwärts, so stieß er über die Hochfläche unmittelbar auf die vornehmste sächsische Volksburg, die Eresburg[15]), das jetzige Obermarsberg, hoch über der Diemel. Sie muß also von vornherein sein Ziel gewesen sein. So mag denn in der Tat auch das Reichsgut im Ittertal, das Rübel nachgewiesen hat[16]), ebenso in die Zeit Karls zurückreichen wie dasjenige zwischen Eresburg und Weser, also im Gebiet von

[14]) Das hat mir vom geographischen Standpunkte Herr Dr. Krüger sehr einleuchtend gemacht. Vgl. jetzt seinen Aufsatz über Karls Anmarschwege im Korr. Bl. d. Ges. Ver. 80, 223 (1932).

[15]) J. W. Fischer, Eresburg und Irminsul (Progr. Paderborn 1899). A. Fehler, Obermarsberg (Zs. Niedersachsen VII, 22. 1901/2: Bild der „alten Römerstraße"). Die nur von Süden zugängliche Feste ist wohl ursprünglich eine chattische Gründung, ähnlich dem südöstlich nicht weit entfernten Mattium (Altenburg bei Niedenstein).

[16]) Vor allem aus der Schenkung Ottos II. an Corvey von 980 (D. O. II, 227. M. G. Dipl. II, 255: in villis Budineveldon, Sellibechi, Rehon, Corbechi et in Halegehuson in pago Nitherse). Das Prinzip Rübels, verschenktes Reichsgut dieser Zeit und Gegend als ursprünglich karolingisch anzusehen, halte ich im allgemeinen für richtig.

Borgentreich und Bühne [17]). Denn Karl rückte von der Eresburg an die Weser, über eine Hochfläche, litt an Wassermangel, zerstörte die Irminsul, gelangte an den Strom und erhielt hier Geiseln. Die Operationsbasis ist also schon jetzt die Hochfläche nördlich der Diemel; sie blieb es all die Jahre hindurch bis zum Ende des Krieges; wie 772 und 774, so 775, 777, 780, 784, 794 und 795, wo Karl von Mainz kam. Im Jahre 785 zog Karl mitten im Winter auf die Eresburg, ließ Frau und Kinder dahin nachkommen und Proviant bereit stellen für einen monatelangen Aufenthalt. Es sah aus, als habe er dort vor dem Eingangstor nach Sachsen eine Königspfalz schaffen wollen, fast im Sinne Macchiavells, der dem Eroberer rät, seine Residenz in das neue Land zu verlegen.

Inzwischen hatte er sich dorthin auch von Westen her einen Zuzug gebahnt. Denn im Jahre 775, da man in Quierzy mitten im alten Frankenlande die Heeresfahrt beschlossen und in Düren gemustert hatte, ging es von Köln am Rhein quer über die Wupper an die mittlere Ruhr. Hier stieß man, entsprechend dem früheren Vorstoß gegen die Eresburg an der Hessengrenze auf die Sigiburg über der Mündung der Lenne in die Ruhr, also nahe der ripuarischen Grenze[18]) Auch sie wurde genommen und dann der Marsch ostwärts zur Eresburg fortgesetzt, wobei bemerkenswert erscheint, daß man mit offener linker Flanke marschierte. Zur Eresburg hin gab es verschiedene Wege; entweder ganz nahe dem Ruhrtal, über Möhne und Hoppecke zur Diemel [19]), oder in stärkerer Anlehnung an den Hellweg, schließlich nach Süden über die Hochfläche südlich Paderborn [20]) an die Diemel. Das ganze Verfahren bedeutet, daß Karl der Große sich von nun an der Zange bedient, die ihm die Weserfestung an ihren südlichen Toren, d. h. im Gebiet der unteren Diemel und der Nethe sicher erschloß, wenn er gleichzeitig von Süden und von Westen seine Truppen auf dasselbe Ziel ansetzte oder in der doppelten Anmarschlinie jeweils in der einen oder in der

---

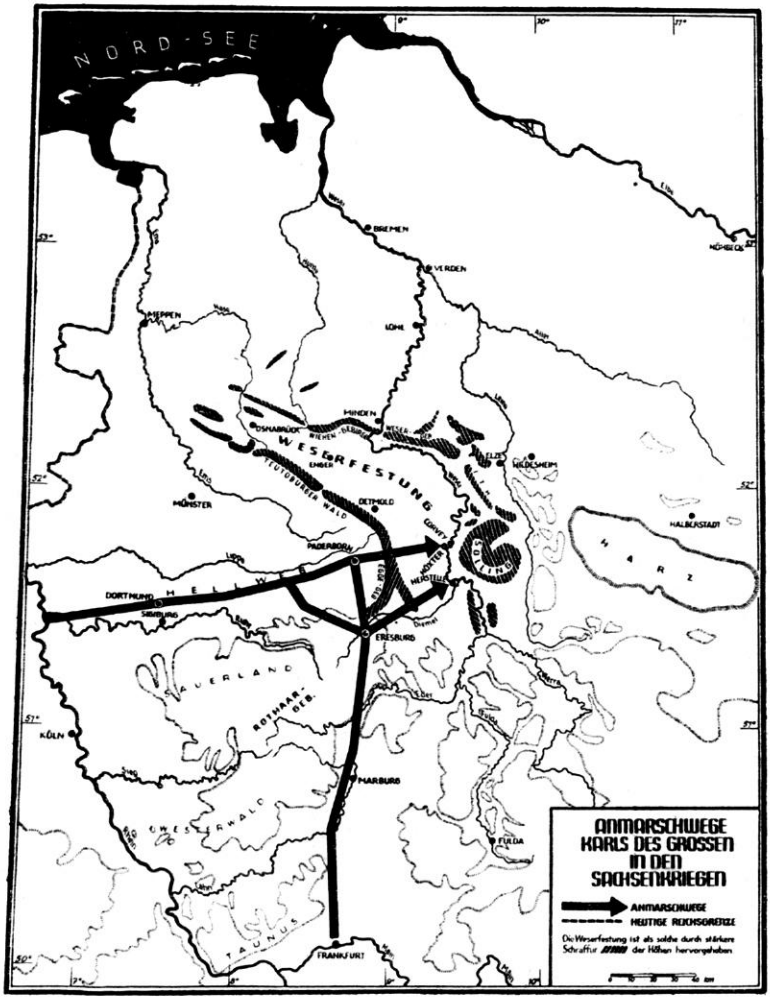
[17]) Rübel, Reichshöfe, 70: vor allem die gut überlieferte Schenkung Arnolfs an Graf Choppo in Bühne (Piuni) B.-M.² 1843.

[18]) Castrum in quo Saxonum praesidium, Ann. regni Fr. 775.

[19]) Rübel glaubte auch diese Strecke durch Reichsgut belegen zu können, aber das Rösebeke (im DO. II. 973) ist inzwischen von Bauermann (Gesch.Bl. f. Stadt u. Land Magdeburg 65) anders lokalisiert.

[20]) Rübel, Reichshöfe 70, 85: Reichsgut im Sindfeld, wo freilich fälschlich Dahlheim nördlich Obermarsberg (Eresburg) statt Königsdahlum und Lutter im Ventsgau angenommen wurden.

andern seinen Rückhalt hatte. Er verfuhr hier also ganz ähnlich seinem Vorgehen gegen die Avaren, die er gleichzeitig donauabwärts



von Bayern aus und quer durch die Ostalpen von Friaul aus angriff und schlug. In der Tat drang Karl 775 sogleich tiefer in Sachsen ein, fand aber an der mittleren Weser Widerstand in einer

dritten Burg, der Brunisburg bei Höxter, wo ihm die Feinde den Übergang über die Weser verwehrten. Er schlug sie auch hier, wie früher um Eresburg und Sigiburg.

Nach Überwindung der Sachsen an der Weser teilte Karl sein Heer. Den einen Haufen führte er selbst gegen Ostfalen, offenbar erfolgreich; der vornehmste dieses Gebietes, Hassio, huldigte ihm. Weniger glücklich war der andere Haufen. Er geriet weserabwärts, wie es heißt, in einem Lager bei Lübbecke am Wiehengebirge in bedrängte Lage. Es liegt nahe, auch hier, am Nordausgang der Weserfestung, an eine Volksburg zu denken, die berühmte Babilonie, in die, wie es scheint, die Sachsen ihre fränkischen Gegner hineinlockten um sie dann zu überfallen [21]). Dieser Haufe mußte erst von Karl, der von Osten heranrückte und im Buckigau die Huldigung Brunos empfing, herausgehauen oder gerächt werden.

Im nächsten Jahre (776) berannten die Sachsen die Sigiburg mit Belagerungsmaschinen [22]). Die Belagerung ist offenbar sehr ernsthaft gewesen und die bei der Fundamentierung des sehr ausgedehnten Kaiser Wilhelm-Denkmals gefundenen diskusartigen Wurfgeschosse könnten aus dieser Belagerung stammen [23]); wenigstens gibt es hier in jüngerer Zeit kaum noch die Möglichkeit einer Einordnung von Belagerungs- oder Verteidigungsmaterial solcher Art. Um dieselbe Zeit verloren die Sachsen auch die Eresburg wieder, in die sie anscheinend wie in die Burg bei Lübbecke durch List eingedrungen waren. Bald danach legte Karl seinerseits eine neue Burg an der Lippe an, die Karlsburg, deren nähere Lage wir leider nicht kennen.

---

[21]) Ann. regni Franc. 775: exercitus quem ad Wisuram dimisit in eo loco, qui Hlidbeke vocatur, castris positis incaute se agendo Saxonum fraude circumventa atque decepta est. Nam cum pabulatores Francorum circa nonam diei horam reverterentur in castra, Saxones eis, quasi et ipsi eorum socii essent, sese miscuerunt ac sic Francorum castra ingressi sunt, dormientesque ac semisomnos adorti non modicam incautae multitudinis caedem fecisse dicuntur.

[22]) ib. 776: coeperunt pugnas et machinas preparare, qualiter per virtutem potuissent illum capere; et Deo volente petrariae, quas praeparaverunt, plus illis damnum fecerunt, quam illis qui infra castrum residebant.

[23]) Atlas vorgesch. Befestigungen § 227: „eine große Zahl starker runder Steinscheiben von etwa 0,40 m Durchmesser und 5—8 cm Dicke"; die Herausgeber denken an Geschosse, die man den Berg hinabrollen ließ; dazu sind sie wohl zu klein.

Man sieht ganz deutlich, daß sich in diesen ersten Jahren beide Gegner durchaus im Burgenkrieg befanden, daß beide Burgen anlegten und sich darin verschanzten, beide diese Burgen bewohnten, und beide umgekehrt die Burgen auch kunstgerecht belagerten und verteidigten, gewannen und verloren. Man bekommt durch diese Beobachtungen nicht nur eine sehr positive Vorstellung von der sächsischen militärischen Kultur, sondern umgekehrt auch davon, daß das karolingische Heer nicht ein leichtes Reiterheer gewesen sein kann, wie immer wieder angenommen wird, sondern eine Truppe mit großem Verpflegungs- und Belagerungstrain [24]). Man braucht nur Eresburg und Sigiburg einmal gesehen zu haben, um zu ermessen, daß sie einem Angriff schon die stärksten natürlichen Verteidigungsmittel entgegenstellten. Höchstens das Moment der Überraschung oder der List konnte die Stärke der Positionen ausgleichen; wie denn zum Jahre 776 in den Reichsannalen gesagt wird, daß Karl mit außerordentlicher Schnelligkeit, also doch wohl überraschend, in die Verhaue und Burgen der Sachsen eindrang [25]). Karl versäumte nicht, in die von ihm eroberten Burgen sogleich auch seinerseits wieder Besatzungen zu legen [26]).

Nach Eroberung der Weserfestung mit ihren starken Sperrforts glaubte Karl anscheinend der Unterwerfung des Gesamtgebiets nahe zu sein. Denn schon 776 wird in den Reichsannalen von einer „unübersehbaren Zahl" von Täuflingen gesprochen und 777 wagt Karl die erste große Reichsversammlung bei Paderborn abzuhalten, zu der man sogar die spanischen Gesandten, offenbar um den Sachsen Eindruck zu machen, mitkommen ließ. Die Sachsen verpfändeten (dulgtum facientes) Freiheit und Eigentum für ihre Treue. Wiederum werden „Mengen" getauft; alle seien erschienen bis auf Widukind, einen der Führer der Westfalen. Drohende Wolken blieben also höchstens am nordwestlichen Horizont.

Aber die Reichsversammlung von Paderborn gibt noch ein anderes Problem auf. Das ist das des Hellwegs. Wie sollte wohl die große fränkische Reichsversammlung in Paderborn abgehalten worden sein, wenn nicht die Verbindungslinie zum Rhein

---

[24]) Delbrück spricht zwar, seiner Grundauffassung gemäß, von einem starken Troß, aber nicht eingehender von Belagerungstruppen.

[25]) Saxonum caesas seu firmitates introivit. Auch im Langobardischen sind caesae Verhaue (meine Urkunden und Akten³, 27, 19).

[26]) scaras residentes et ipsa custodientes.

hin technisch und militärisch gut gesichert war? Rübel meinte, das sei erst im Jahre 785 geschehen, wo es allerdings in den Quellen heißt, daß sich Karl mit Anlage und Sicherung der Straßen beschäftigte [27]). Allein das wird durch alle Jahre hindurch notwendig gewesen sein. Der Hellweg als Verkehrsweg ist nach Ausweis praehistorischer Funde viel älter und nicht erst von Karl dem Großen angelegt [28]). Dagegen hat gerade Rübel doch eine sehr richtige Beobachtung gemacht, die sich auf die Umwandlung des Hellwegs in eine gesicherte Königstraße bezieht. Er stellte fest, wie noch aus dem sehr dürftigen urkundlichen Material jüngerer Jahrhunderte der Beweis geführt werden kann, daß stattliches Königsgut vom Rhein aus nach Osten hin genau im Zuge des Hellwegs gelegen hat: in Ehrenzell, Steele, Bochum, Huckarde, Dortmund, Brakel, Unna, Steinen, Werl, Ampen, Soest, Schmerbeke, Altengeseke, Erwitte, Geseke und Paderborn; er meinte, je im Abstand von rund je 5—10 Kilometern voneinander. Den Beweis erachte ich für geliefert, wenn auch das Maß der Sicherheit nach dem verschiedenen Alter der Quellen ein sehr ungleiches ist.

Man kann den Gedankengang von Rübel sogar noch erheblich erweitern und festigen. Rübel stellte sich die Sache so vor, daß in Abständen von etwa 5 Kilometern Etappenpunkte gelegen hätten, an denen sich Heer und Nachschub wie an Stützpunkten hin und her bewegt hätten. Nachdem einmal das Reichsgut an jenen Punkten nachgewiesen ist, kann man sich davon eine sehr viel genauere Vorstellung machen. Wir kennen nämlich sehr gut den Umfang karolingischer Herrenhöfe, wie sie damals in Sachsen oder an der Sachsengrenze neu geschaffen wurden. Aus zwei Urkunden vom Jahre 811 und 813, durch das Kloster Fulda bis zum heutigen Tage im Original überliefert, wissen wir von der Anlage von zwei Bifängen südlich vom Zusammenfluß der Werra und Fulda, im Walde Bochonia, die zwei Leugen lang und 2 Leugen breit sein sollten (das heißt in unseren Maßen je 4,4 Kilometer) und dementsprechend

---

[27]) Ann. regni Fr. 785: Karl nahm auf der Eresburg Quartier mit Frau und Kindern bis nach Ostern. Et dum ibi residerret, multotiens scaras misit et per semetipsum iter peregit, Saxones qui rebelles fuerunt depraedavit et castra cepit et loca eorum munita intervenit et vias mundavit, — wie man sieht, ganz allgemein.

[28]) L. v. Winterfeld, Dortmunder Beiträge 31 (1924). C. Schuchhardt, Praehist. Zt. XVII, 124. W. Stein in Hoops, Reallexikon IV, 392 (vgl. aber 396).

„6 im Umkreise"; das wären rund 15 Quadratkilometer Fläche [29]). Die Urkunden sind ausgestellt für die beiden Sachsen Bennit und Asig, deren Namen noch heute in den Dörfern Benterode und Escherode fortleben. Ihre Väter Amalung und Hiddi, einst frankentreu und deshalb von ihren Landsleuten verfolgt, hätten die Bifänge geschaffen. Ja, die Dorfflur von Escherode nebst Nienhagen und ebenso die Dorfflur von Benterode nebst Landwehrhagen entsprechen je ziemlich genau jenen karolingischen Maßen. Daraus folgt, daß wir uns derartige Höfe rund 5 Kilometer im Durchmesser vorzustellen haben, und das bedeutet, daß am Hellwege nicht von 5 zu 5 Kilometern Königshöfe lagen, sondern daß vermutlich der ganze Höhenrücken des Hellweges in 5 Kilometer Breite durch Karl mit einem Königshof neben dem andern besetzt worden ist. So überspitzt also die ursprüngliche Theorie Rübels von der Anlage der Hellwegstraße durch Karl den Großen im Jahre 785 auch war, so lag darin doch noch eine viel größere Wahrheit, nämlich in der Tat eine gewaltige Konfiskation des Grund und Bodens in dieser von Anfang an umstrittenen Kampfzone [30]). Würdigt man das, so gehen die beiden Gedankengänge, die wir verfolgt haben, auf das Trefflichste zusammen. Der Burgenkrieg erforderte Gerät und Nachschub aller Art. Für diesen aber war durch eine offenbar sehr breite Organisation der Etappenstraße aufs beste gesorgt. Was wir vom Hellweg dank der Forschungen Rübels einigermaßen sicher wissen, vermögen wir trotz seiner Bemühungen von dem Lande an der mittleren Lahn und weiter im Itter- und Diemelgebiet noch nicht derartig genau festzustellen. Anhaltspunkte aber hat, wie schon oben gesagt, Rübel selbst auch dort gegeben.

Neben das Militärische trat also in den späten siebziger Jahren bereits die Okkupation und Mission. Ob die Christianisierung schon beim ersten Feldzug von 772 das Ziel war, ist nicht

---

[29]) M. G. Dipl. Karolinorum I, Nr. 213 und 218 vom 1. Dez. 811 und 9. Mai 813 (S. 284, 291): duas leugas in longum et duas in latum et sex in circuitu. Man rechnet die Leuge zu 2,2 km. Die Fläche ist also als Kreisfläche, nicht als Quadrat gedacht; vgl. Gött. Gel. Anz. 1908, S. 14, wo auch belegt ist, daß diese Maße als geringste Normalmaße gelten können (D. K. 126 für Hersfeld D. Ludwigs d. Fr. für Einhard B. M.² 569). Rübel rechnet merkwürdigerweise 77,5 Quadratkilometer heraus.

[30]) Wir befinden uns im Restgebiet der Bructerer (Borahtra) hart an der Engerngrenze (Angeron, Gau an der oberen Ruhr).

auszumachen. Sichtlich aber trat sie in den siebziger Jahren immer deutlicher in den Vordergrund. Rübel wollte in das fränkische System der Landnahme auch die Missionare, Äbte und Bischöfe einordnen. Im Prinzip habe ich auch in dieser Richtung seine Thesen bekämpfen müssen[31]); aber, daß er Anregungen gegeben hat, betone ich gern. In Wahrheit sehen wir bei vorsichtiger Analyse des sehr verschiedenen Quellenmaterials fast überall sicherer und deutlicher als Rübel und vor allem als Georg Hüffer[32]). Sie erschwerten sich die Einsicht vor allem dadurch, daß sie zu früh an die späteren organisierten Bistümer dachten, während es sich in der älteren Zeit und noch recht lange nur um ziemlich freie Missionsgebiete handelte. Selbst Hauck trifft schwerlich das Richtige, wenn er (II, 385) meint: „Seit dem Jahre 776 war Sachsen in den Augen des Königs ein Teil des fränkischen Reichs und christliches Land".

Die Missionen sind nach den ersten scheinbar umfassenden Erfolgen noch wiederholt auf das empfindlichste gestört. Als Karl 778 in Spanien weilte, brachen die Sachsen in das Rheinland ein, folgten dem Rhein bis zur Lahn und zogen raubend und Schrecken verbreitend lahnaufwärts wieder in die Richtung auf die Eresburg ab. Daß man in Fulda den Schrecken verspürte, bedeutet noch nicht, daß die Sachsen bis Fulda gekommen wären; aber der Eindruck war offenbar ebenso stark wie der ganze Raubzug zeitlich ausgedehnt. Denn erst auf die Nachricht von dem Einfall hin ging das rasch zusammengebrachte fränkische Aufgebot vor, verfolgte die Räuber und traf sie offenbar noch an der Eder, um ihnen hier angeblich Verluste beizubringen. Im nächsten Jahre gab es vom Niederrhein aus einen Vorstoß der Franken in das Westfälische bis auf die Höhe von Bocholt, offensichtlich aber nicht tiefer in das Innere.

Im Jahre 780 gingen die Franken wieder ganz planmäßig vor und wiederum befinden wir uns an der alten Basis, Eresburg, Lippspringe oder Paderborn. Die Sachsen unterwarfen sich; Karl nahm sie auf: omnia accepit in sospitate, tam ingenuos quam et lidos, freie wie abhängige Leute[33]). Und wenn jetzt gemeldet wird, Karl teilte das Land unter Bischöfe und

---

[31]) Gött. Gel. Anzeigen, a. a. O. S. 22 ff., besonders S. 35.
[32]) Corveyer Studien. Quellenkrit. Untersuchungen zur karoling. Geschichte, Münster i.W., 1898. Zur Kritik Tangl, Arch. f. Uf. II, 192 ff.
[33]) Ann. Mosell. 780.

Priester [34]), so bedeutet das eben nicht, daß er bereits feste Bistümer gegründet hätte, sondern umgekehrt, daß er in lockerer Weise Missionsbischöfen und Missionspriestern vornehmlich aus den altfränkischen Landen gewisse Gebiete zur Mission zuwies [35]). Wie wäre es sonst auch zu erklären, daß noch jahrhundertelang zwischen Bistümern und Klöstern um die Zehnten, d. h. um die einzige Ausstattung, die Karl der Große den noch unbestimmten Missionsbezirken gab, gekämpft werden konnte [36]).

Inzwischen aber hatte der Kampf Karls des Großen in Sachsen ganz neue Formen angenommen, und zwar offenbar gerade seit den ersten Versuchen umfassender Mission mit Zehntgebot und Kirchenausstattung [37]). Auf der Reichsversammlung von 782 an der oberen Lippe (in haribergo publico) bestellte Karl bereits vornehme Sachsen nach fränkischer Art als königliche Grafen neben den Missionaren. Indessen bald erfolgte der furchtbarste Rückschlag. Ein ungeheurer Sachsenaufstand, von dem wir heute schwerlich mit so großer Sicherheit, wie es geschehen ist, annehmen dürfen, daß er vom kleinen Volke ausgegangen sei [38]). Widukind überfiel ein Aufgebot am „Süntel"; auch im Norden voller Aufruhr,

---

[34]) Ann. r. Fr. 780: divisitque ipsam patriam inter episcopos et presbyteros.

[35]) Die klarste Nachricht ist die der Translatio S. Liborii (M G. S S. IV, 149 ff.): unamquamque pontificalium sedium (sagt der Autor des 9. Jahrh., der schon an feste Verhältnisse gewöhnt war) cum sua diocesi singulis aliarum regni sui ecclesiarum praesulibus commendavit, qui et ipsi ad instruendam plebem eo pergerent et ex clero suo personas probabiles ibidem mansuros jugiter destinarent et hoc tamdiu, donec illi fidei doctrina convaluerent et proprii quoque in singulis parochiis possint manere pontifices.

[36]) Den Osnabrücker Zehntenstreit (mit Herford und Corvey) habe ich zuerst kritisch dargestellt bei Besprechung der Osnabrücker Fälschungen, Westdeutsche Zeitschr. XIX, 142—157 (1900). Danach Tangl, Arch. f. Urkundenforschung II, 218 ff. (1909).

[37]) Die Datierung der Capitulatio de partibus Saxoniae (M. G. Cap. I, 26, S. 68) wird immer zweifelhaft bleiben; eine große Zahl von Forschern hat sich für 782 ausgesprochen, Hauck für 787. Im cap. 15 die Kirchenausstattung; in cap. 17 das erste Zehntgebot. Alkuins berühmte Klage über die Zehnten stammt erst von 796 (Ep. 107, Hauck II. 412).

[38]) Das ist die Meinung von Lintzel, am einheitlichsten dargelegt in einem Vortrag zu Halle (abgedruckt im Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung, 1932, 9. Mai ff. Ich verdanke die Kenntnis der Freundlichkeit des Verfassers selbst). Lintzel meint, daß von vornherein der sächsische Adel auf Seite der Franken gestanden habe, um seine ungewöhnliche Stellung gegenüber den beiden anderen Stän-

Willehad mußte fliehen. Alsbald ahndete Karl den Aufruhr durch die grauenvollen Hinrichtungen von Verden an der Aller 782, entfesselte freilich eben dadurch erst recht einen Krieg von ungeheurer Erbitterung [39]). Im Jahre 783 kam es zu den beiden großen Feldschlachten bei Detmold und an der Hase, die sich wieder beide im Herzen der Weserfestung abspielten. Also gerade das scheinbar eroberte und befriedete Kernland erwies sich immer noch als das eigentliche Kampffeld. Und daß das Ringen schwer war, zeigt wohl am besten die Erzählung der Reichsannalen, daß Karl sich nach dem „siegreichen" Zusammenstoß bei Detmold zum Zweck weiterer Verstärkungen zurückzog, um dann allerdings den Erfolg an der Hase davonzutragen. Im übrigen bedeuten diese beiden einzigen Feldschlachten des ganzen Krieges, die Einhard ausdrücklich als solche bezeichnet, doch eine entscheidende Wendung, insofern sich nun Karl der Große ganz persönlich, wie in den Kämpfen, so auch in der Friedensarbeit den sächsischen Dingen mit der enschlossensten Hingebung widmete. Er zog von seiner Operationsbasis aus sogar weit nach Norden, bis ihn Überschwemmungen an der unteren Weser aufhielten; ein ander Mal durch Ostfalen an die Bode, später bis zur Elbe. Sein Sohn Karl kämpfte im Dreingau erfolgreich in einem Reitergefecht. Und was bisher nie geschehen: der König verbrachte jetzt Monate, ja den ganzen Winter in Sachsen. Er verlegte, wie oben in anderem Zusammenhange schon bemerkt, seine Residenz mitten in das alte Feindesland. Weihnachten 784 feierte er in einem Königshof bei Lügde im Emmertal [40]), und in den dort ausgegrabenen Fundamenten einer Kirche wird man eine capella im eigentlichsten

---

den, den Frilingen und Laten, zu behaupten. Widukind sei ein Volksführer gewesen gegen seine Standesgenossen und die Franken. Aber wir hörten, daß sich 780 tam ingenui quam et lidi unterworfen hatten.

[39]) Von wem die Auslieferung in Verden erfolgt ist, bleibt ganz dunkel. Daß Karl bei seinem Vormarsch einige „Vornehme" um sich scharte, daß Widukind als Anstifter des doch offenbar starken Aufstandes entflohen war, gibt keine sichere Handhabe zu Schlüssen, auch nicht zusammengenommen mit der berühmten Nithardstelle von Lothars Botschaft nach Sachsen (842) promittens [frilingis lazzibusque quorum infinita multitudo est], si secum sentirent, ut legem, quam antecessores sui tempore, quo idolorum cultores erant, habuerant, eandem illis deinceps habendam concederet; sie hätten sich daraufhin zu einer „stellinga" verbunden, ihre Herren verjagt und nach altem Recht gelebt. Soll der Adel allein jene bewaffneten Massen ausgeliefert haben?

[40]) In villa Liuhidi juxta Skidrioburg in pago Weizzagawi super fluvium Ambra; das ist der von Schuchhardt ausgegrabene Königshof Altschieder.

Sinne zu sehen haben, ein Pfalzoratorium [41]). Dann ging er für den Rest des Winters auf die Eresburg [42]), wo er auch noch das Osterfest beging; überall widmete er sich den erforderlichen Kampfhandlungen so gut wie Friedensarbeiten an Straßen und festen Plätzen.

In der Tat schien nun erst alles reif im Sinne der endgültigen Befriedung. Die großen Führer des letzten Aufstandes Widukind und Abbio ergaben sich und ließen sich, fast überraschend, weit von ihrer Heimat, zu Attigny mitten im westfränkischen Lande taufen[43]); es wird doch wohl zu Weihnachten gewesen sein, wo Karl selbst in Attigny weilte. Der trockene Bericht der Reichsannalen über die Taufe erhält einige Farbe durch ein Reliquiar von ganz einziger Art, das sich heute im Schloßmuseum zu Berlin befindet, aber aus dem Dionysius-Stift in Enger stammt. Hier ist Widukind selbst gestorben und beigesetzt. Die Überlieferung bezeichnet das Reliquiar [44]), das einwandfrei karolingisch ist, als Taufgeschenk Karls des Großen an den Sachsenführer, ein kostbares in Gold getriebenes Kunstwerk, Schenkgeber und Täufling angemessen.

Nach dieser feierlichen Versöhnung mit den Sachsen, die wie so oft in der Geschichte auf die schwersten Erschütterungen folgte, schritt man zur Begründung der christlichen Kirchen zunächst in der Weserfestung und an der Weserlinie. Unsere Kenntnis von diesen Dingen war lange Zeit durch heillose Fälschungen und willkürliche Kompilationen jüngerer Geschichtsquellen so gut wie verschüttet. Im Laufe des letzten Menschenalters aber ist auch auf diesem Gebiete förmlich mit dem Spaten gearbeitet worden und genau wie bei der Burgenforschung, wenigstens in den Grundlinien, völlige Klarheit gewonnen. M. Tangl hat die aufbauende Kritik 1897 mit seiner Analyse der Urkunden für Bremen und Verden begonnen. Ich habe sie für Osnabrück weiter gefördert (1899), worauf dann Tangl in zwei wertvollen Abhandlungen die wohl abschließende Zusammenfassung gegeben hat. Er erkannte in den Urkunden Ottos I. für Brandenburg und Havelberg die Vorbilder

---

[41]) Vgl. W. Lüders, Capella, Arch. f. Urkundenforsch. II, 78 ff.

[42]) Et dum ibi resideret, multociens scara misit et per semetipsum iter peregit etc. Vgl. oben Note 27.

[43]) Allerdings erst nach Gestellung fränkischer Geiseln; so viel lag Karl doch daran. B. M.², 268 h.

[44]) Abbildung unter anderem, Propyläenweltgeschichte III, 108.

für die gefälschten Gründungsurkunden der sächsischen Bistümer [45]); die Halberstädter Fälschung gehört danach noch dem 10. Jahrhundert an; dann folgten die Bremer und die Verdener Fälschung; endlich die Osnabrücker unter Bischof Benno (1068—88). Gerade aus der Kritik der Urkunden ergab sich im Gegensatz zu dem anachronistischen Durcheinander bei Hüffer ganz deutlich die Unterscheidung von drei Stufen der Kirchenbildung in Sachsen: Missionssprengel, Bistümer, gelegentliche Grenzabsetzungen und erst in nachkarolingischer Zeit die wirkliche Circumscription. An der ursprünglichen Mission waren altfränkische Bischöfe und Äbte beteiligt; wir erfahren von Chalons, Lüttich, vielleicht Soissons, jedenfalls von Mainz, Köln, Würzburg, Fulda, Hersfeld und Amorbach. So gab es im Lande selbst verschiedene Missionszellen, von denen die meisten, aber nicht alle, mehr oder minder früh zu Bistümern wurden; Meppen und Visbeck kamen an Corvey zu einer Zeit, als ihre Diözesaneinordnung noch nicht erfolgt war. Ludwig der Deutsche hat schon 819 durch die Vergebung dieser alten Missionszellen an das Hauskloster Corvey, wie Tangl sagt, „auch hier störend in das Werk seines Vaters eingegriffen". Erst durch die Fälschungen des 11. Jahrhunderts sind diese Unregelmäßigkeiten des 9. Jahrhunderts richtiggestellt, und als Wibald von Corvey noch einmal zugunsten der Klöster gegen die auf Fälschungen gestützten Bischöfe vorging, kam die Sache durch seinen frühzeitigen Tod endgültig zum Stehen, — ein lehrreicher Fall für die Beurteilung der Fälschungen, die sich hier mehr im Zuge der Entwicklung befanden, als das formale Recht.

Des weiteren ergeben sich aus der bisherigen Forschung die folgenden festen Punkte. Für Bremen und Verden versagt das urkundliche Material, weil die Fälschungen keine Spur echter Reste enthalten. Dafür ist hier die Weihe Willehads zum Bischof im Jahre 787 sicher verbürgt. In Verden missionierte Abt Patto von Amorbach, der auch noch Bischof wurde, aber 788 starb. Auch Minden tritt wenigstens in den neunziger Jahren hervor; sein erster Bischof Erkanbert hatte Beziehungen zu Fulda (796). Ähnliches gilt für Paderborn, wo die ersten Sachsen als Bischöfe

[45]) Beiträge zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Festschrift für Schmoller (1908). Forschungen zu Karolingerdiplomen, A. f. Urk. II, 186 (1909). — Die ältere Arbeit Tangls von 1897 in den Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch. 18; meine Kritik der Osnabrücker Fälschungen Westdeutsche Zeitschrift 19.

genannt werden, Hathumar und Badurad; das Bistum spätestens 799. Osnabrück missionierte der Bischof Agilfrid von Lüttich (gest. 787). Sein Tod mag die Anregung zur Bestellung eines ersten einheimischen Bischofs gegeben haben. Eine Verstärkung dieser Annahme glaubte ich früher darin sehen zu dürfen, daß die eine der auf den Namen Karls des Großen gefälschten Osnabrücker Urkunden die aus einer echten Vorlage stammende Rekognition Jacob ad vicem Radoni trägt, die nur für die Jahre 781 bis 792, wenn auch nur für italienische Empfänger, bezeugt ist. Tangl aber stellte dagegen die Annahme, daß Bischof Benno diese Rekognition nicht aus einer echten Osnabrücker Urkunde, sondern während seines Aufenthaltes in Italien aus einer dort der Reichskanzlei vorgelegten Urkunde entnommen habe. Dem entsprechend leitete er die echten Elemente der beiden Osnabrücker Fälschungen aus einer 803 ausgestellten von Amalbertus ad vicem Ercanbaldi rekognoszierten echten Urkunde ab. In der Tat bleibt zwar möglich, daß in den Fälschungen zwei echte besiegelte Pergamente aus der Zeit Karls d. Gr. vorliegen, das eine einst von Jacob (also in den achtziger Jahren) rekognosziert; aber die Sache ist nicht genügend sicher, da die alten Texte restlos abgeschabt und das eine Siegel kaum zu identifizieren, das andere wenigstens zur Zeit unecht befestigt ist. Aber soviel bleibt doch wohl gewiß, daß man für Paderborn, die Weserbistümer und Osnabrück aus verschiedenen Gründen immer noch mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die achtziger Jahre des 8. Jahrhunderts zurückkommt, während Halberstadt und Hildesheim durch einwandfrei feststellbare Urkunden Ludwigs des Frommen wohl erst für das 9. Jahrhundert verbürgt sind, Halberstadt höchstens durch eine zu erschließende Vorurkunde Karls aus der Kaiserzeit für etwas früher. Für Münster fehlen urkundliche Anhaltspunkte, doch ist nach der Lebensdauer Liudgers auch auf das frühe 9. Jahrhundert zu schließen; 791, wo Beonrod starb, war es noch Missionsgebiet.

Zu allen diesen Darlegungen, die uns für die Bistümer der Weserfestung auf die späteren achtziger Jahre geführt haben, paßt die berühmte Anordnung von Dankgebeten für die ganze Christenheit wegen der Bekehrung der Sachsen aus dem Jahre 785 [46]).

Es paßt dazu, daß die Jahre 788 bis 791, in denen sich die Katastrophe Tassilos von Bayern abspielte, in Sachsen durchaus

[46]) Cod. Carol. 80 (M. G. Ep. III, 607) B. M² 268 i.

friedlich blieben. Karl überschritt die Elbe und legte dort Brückenköpfe an. Dann aber setzte eine letzte Erhebung der Sachsen ein im Anschluß an Karls Avarenkämpfe [47]); und diese Erhebung wurde die Einleitung zu einem neuen überaus langwierigen Kleinkrieg, der sich noch durch viele Jahre hinzog. Aufstand und Krieg flackerten bald hier, bald dort, jetzt mehr im Norden auf, in Rüstringen, Wigmodia und im Bardengau. Die Kriegsführung komplizierte sich durch das Eingreifen der Dänen (Normannen) und der Slawen (Obotriten). Da man am Unterlauf der breiten Ströme operierte, hatte man es mit Überschwemmungen zu tun, schwierige Übergänge zu bewältigen, in einzelnen Fällen sogar Brücken zu bauen. Wiederum kommt man kriegsgeschichtlich nicht aus mit einem kleinen fliegenden Reiterheer, sondern nur mit großem Brückentrain, da ausdrücklich gesagt wird, daß auch Schiffe über Land mitgeführt wurden [48]). Merkwürdigerweise haben auch diese Erfahrungen die Franken nicht zur Seetüchtigkeit erzogen; man hört nirgends auch nur von dem Versuch einer Küstenfahrt und einem Eindringen in die Gebiete der unteren Weser und der Elbe zur See. Die Operationsbasis blieb nach wie vor das mittlere Wesergebiet, also eben jene Weserfestung [49]), die Karl in den siebziger und frühen achtziger Jahren erbrochen und gesichert hatte.

Damit hängt es wohl auch zusammen, daß die ersten festeren Bistumsgründungen Paderborn, Osnabrück, Minden ausgerechnet an den Eingangs- und Ausgangstoren der Weserfestung lagen und die nächsten beiden vielleicht schon vorher organisierten Kirchen, Verden und Bremen, ebenfalls an der zentralen Operationslinie der Weser [50]). Albert v. Hofmann nahm, verleitet durch den geographischen Befund und eine ältere, schlechtverbürgte Überlieferung auch für Hildesheim eine Vorgründung in Elze an; und in der Tat ist auch hier die Weserfestung nach Norden durch einen merkwürdig

---

[47]) Reversi sunt ad paganismum, omnes ecclesias vastabant rejicientes episcopos et presbiteros.

[48]) 797: naves magnae per terram tractae et per aquas.

[49]) Im Jahre 794 zog Karl von Süden heran, gleichzeitig sein Sohn Karl von Westen; sie trafen sich zwischen Eresburg und Paderborn, ähnlich 799. 797 legte Karl westlich der Mündung der Diemel in die Weser das Hauptlager Heristelli als Winterquartier an (Herstelle bei Carlshafen); er feierte dort sogar Weihnachten.

[50]) Auch Tangl betonte als erster die „Deckung der Weserlinie". Arch. f. Urkundenf. II, a. a. O.

engen Paß zwischen Elze und Nordstemmen geschlossen, durch den sich heute Eisenbahn und Leine hindurchzwängen, während westlich die Bahn nach Hameln, also ins Herz der Weserfestung, durchs offene Land geht. Die These Rübels von den Bischöfen und Äbten als fränkischen Markscheidern habe ich, wie gesagt, als solche durchaus abgelehnt, aber soviel bleibt gewiß richtig, daß die Auswahl der Bischofssitze auch unter politischen Gesichtspunkten erfolgte. Nicht minder bezeichnend ist, daß die beiden ältesten und vornehmsten Abteien der frühfränkischen Zeit in Sachsen, Corvey und Herford, je nahe dem Süd- und Nordausgang der Weserfestung gegründet wurden.

G. Hüffer meinte, die Sachsenkriege seien 803 durch einen Frieden von Salz förmlich zu Ende gebracht. Die kritische Forschung hat die späten Unterlagen dieser Meinung bis auf den Grund ausgeräumt; ebenso wie die Erzählungen des Pseudoliutprand und anderer Kompilationen über die Anfänge der sächsischen Kirchen. Indessen, bald nach 803 ist Sachsen in der Tat befriedet. Einhard spricht von einem 33 jährigen Krieg; das hieße, von 772 an gerechnet, bis 805. Die Geiseln dieses Jahres bezeichnen wohl die letzte Kriegshandlung [51]). Noch erfolgten Durchzüge durch Sachsen; noch wurden Castelle an der Elbe gebaut und verloren. Aber dieser Kampf galt nicht mehr den Sachsen, sondern den Normannen und Slawen. 811 gingen die Franken sogar über die Eider. Alle diese Expeditionen setzen den sicheren Besitz der Weserfestung voraus.

Damit ergibt sich nun eine letzte sehr wichtige Frage, nämlich die nach den Bewohnern der Weserfestung und nach ihrer Stellung innerhalb des Sachsenstammes [52]). Ich schicke das Bekannte voraus, nämlich, daß der Name der Sachsen im 2. Jahrh. an der Unterelbe auftauchte und daß in den folgenden Jahrhunderten bis

---

[51]) MG. Cap. I, 115, S. 233. BM². 411 b (zur Datierung). Ich mache darauf aufmerksam, daß diese Geiseln aus allen drei Teilen des Landes, 10 aus Westfalen, 15 aus Ostfalen, 12 aus Engern stammten; außerdem gewiß alles vornehme Leute.

[52]) Zusammenfassung unserer bisherigen Vorstellungen bei Martin Lintzel, Zur Entstehungsgeschichte des Sächsischen Stammes (Sachsen und Anhalt III. 1927). Untersuchungen zur Geschichte der alten Sachsen I—VIII (Sachsen und Anhalt IV—XII) erörtert Probleme zur Sachsengeschichte bis zur karolingischen Zeit; I. Tributzahlungen der Sachsen zur Zeit der Merowinger und Pippins. IV. Die Zahl der sächsischen Provinzen.

auf Karl d. Gr. jeder politische Druck und jede Auswanderung, die von Nordwestdeutschland ausging, mit dem Namen der Sachsen bezeichnet wurde. Die Sachsen zogen an die Küste von Friesland, die Sachsen zogen sogar an die fränkische Küste; die Sachsen gingen im 5. Jahrh. hinüber nach Britannien; die Sachsen fielen in Hessen ein, und begreiflicherweise wissen auch die Angelsachsen in England im 8. Jahrh., etwa Beda oder die Verfasser von Heiligenleben, immer nur, daß jenseits der Friesen und Franken die Sachsen wohnen. Es ist also Sachsen zum mindesten für die Fremden längst zum Gesamtnamen für die alten Stammesgebiete Nordwestdeutschlands geworden.

Fragt sich, ob die Sache im Innern des Landes ebenso angesehen wurde, ob Sachsen wirklich ein politisch einheitliches Gebiet war, und ob die naheliegende und verbreitete Annahme richtig ist, daß sich die merkwürdige ständische Gliederung in Sachsen mit dem ungeheuren Übergewicht der Edelinge über alle anderen aus der Tatsache erklärt, daß diese Edelinge die über das ganze Gebiet zerstreuten, durch Eroberung von der Unterelbe vorgedrungenen Altsachsen gewesen sind. In die Kämpfe Karls des Großen mit den Sachsen spielt offenbar die ständische Gliederung irgendwie mit hinein [53]). Wir haben genug Anhaltspunkte dafür, daß nach den Kämpfen der ersten Jahre in der Tat der Adel sich am raschesten dem fränkischen Wesen ergab. Und selbst so scheinbar unermüdliche Kämpfer, wie der Westfalenführer Widukind, ergeben sich schließlich überraschend schnell dem Christentum und dem Frankentum. Man bedenke, daß auch nach Widukinds Taufe der Krieg noch fast zwanzig Jahre hinging. Andererseits lag der Widerstand der späteren Jahre vorzüglich an der Unterelbe, also in den alten Sitzen der Sachsen, die man neuerdings nach Bodenfunden sehr bestimmt glaubt umgrenzen zu können; auch Einhard muß man so verstehen, daß nach seiner Meinung die umfassenden Deportationen hauptsächlich dieses Gebiet trafen. Wie sind wohl die Standesverhältnisse in diesem altsächsischen Gebiet zu denken? Verhielten sich diese Altsachsen anders, als ihre über das Land zerstreuten Brüder, die Edelinge? Ich fürchte, die Edeling-Theorie ist gar zu einfach.

Vielleicht kommen wir auf einem neuen Wege etwas weiter. Im 8. Jahrh., also zur Zeit der Sachsenkriege, erscheint das ganze

---

[53]) Vgl. aber oben S. 41, Anm. 38.

Gebiet eingeteilt in die Untergebiete der Angrivarier oder Engern, Westfalen und Ostfalen. Die Engern saßen in der Mitte, im wesentlichen doch wohl in der Weserfestung, aber auch nach Südwesten ausgedehnt bis in die Gegend des heutigen Soest, wo ein Gau Engern genannt wird. Die Sigiburg erscheint danach ebenso wie die Eresburg als eine vorgeschobene Position der Engern. Aber natürlich ist auch die Brunisburg engerisch, ebenso wie die Babilonie bei Lübbecke westlich Minden, die Herlingsburg (Skidrioburg) im Emmerthal und alle die anderen Burgen der Weserfestung. Die Vita Sancti Lebuini, deren älteste Form Hoffmeister in diese Zeit zurückverfolgt hat [54]), kennt als Mittelpunkt von Sachsen den Ort Marklo an der Weser, wo eine Art Landtag abgehalten wurde. Die Vita beschreibt sehr genau die Zusammensetzung dieser merkwürdigen Volksvertretung aus allen Teilen des Landes und gleichmäßig nach den drei Ständen, die trotz der Wergeldunterschiede alle gleich landtagsfähig gewesen wären. Wir kommen also zunächst wieder in das Gebiet der Angrivarier an die mittlere Weser.

Viel merkwürdiger ist noch das Folgende. Diese Angrivarier oder Engern sind so gut wie der einzige germanische Stamm, der seinen Namen, und, wenn auch etwas verschoben, seine Sitze seit der taciteischen Zeit beibehalten hat. Die damals von ihnen vertriebenen Brukterer, die wir uns ursprünglich in der Weserfestung, später im Lippe- und Ruhrgebiet denken müssen, sind offenbar wegen ihrer dem Christentum und den Franken entgegenkommenden Haltung im frühen 8. Jahrhundert aufs neue furchtbar zusammengehauen. Jedenfalls spielen sie in diesen Kriegen gar keine Rolle mehr und ihre Lokalisierung in Borahtra ist fast das Einzige, was wir jetzt noch von ihnen erfahren [55]).

Vor allem aber ist offensichtlich, daß die ganze Geographie des Landes, die Unterscheidung von Westfalen und Ostfalen westlich und östlich der Engern, von der Weser aus gesehen ist. Von der

---

[54]) Unter Zustimmung von Lintzel; im einzelnen nimmt Hoffmeister zu Lintzels letzter Äußerung Stellung, im Neuen Archiv, Band 49, 653 ff. (1932).

[55]) Sind in Gregors IV. berühmtem Briefe (ep. 36) an Bonifatius die Gaunamen Bortheri und Nistresi mit Dümmler auf Brukterer und Itterleute zu beziehen, so wären die Brukterer an der oberen und unteren Ruhr durch die Engern in zwei Teile zersprengt worden. Hauck I², 484. Um 950 (DO. I, 174 gegen 325) verschwindet der Name des Brukterergaus; das Gebiet westlich des Engerngaus (Angeron) heißt nun bezeichnenderweise Westfalengau.

Weserfestung aus gesehen ist auch der Gau Sutherbergi am Südfuß des Teutoburger Waldes, vor allem der große Südergo, in dem Liutger sein Bistum Mimigardeford (Münster) erhielt [56]). Die Angrivarier erscheinen also in jeder Hinsicht politisch und geographisch als das eigentliche Kernvolk der Sachsen in der Zeit Karls des Großen. Da sie ihren Namen so ehrenvoll jahrhundertelang behauptet haben, ist es fast unmöglich anzunehmen, daß sie einschließlich ihres Adels von den Sachsen unterworfen sein sollten.

Mit der bequemen Ausdeutung der ständischen Verhältnisse bei den Sachsen in der oben angegebenen Art kommt man gerade hier nicht aus. Es wird also wohl sein Bewenden dabei haben, daß man auch die andere Erklärung für das Zustandekommen eines einheitlichen Sachsenstammes nicht aus dem Auge verlieren darf, nämlich den bündischen Zusammenschluß (stellinga) kriegerischer Einzelstämme, unter denen die Engern offenbar Jahrhunderte hindurch an der vornehmsten Stelle standen. Sie selbst bezeichnen sich auch gar nicht als Sachsen, sondern als Engern und ich würde geneigt sein, anzunehmen, was ich oben schon andeutete, daß der Sachsenname nur die Bezeichnung aller dieser Stämme durch die Franken und besonders durch die Angelsachsen bedeutet, ähnlich der französischen Bezeichnung aller Deutschen als Alemannen.

Es hätte dann auch bei den Engern, wie bei den Westfalen und Ostfalen einen alten Adel gegeben, der in den Edelingen der fränkischen Zeit fortlebte und die stellinga, die im Kampf der Söhne Ludwigs des Frommen auf Lothars Werbung hin eine so merkwürdige Rolle spielte, und von der uns Nithard erzählt, wäre dann wirklich ein Zusammenschluß des mittleren und kleineren Volkes gegen den Adel gewesen, nicht eine Verbindung alter unterworfener Stämme gegen die königstreuen Sachsen.

Endlich schließt sich an diese Frage nach der Bedeutung der Engern noch die Unterfrage an, ob es möglich ist, ihre Sitze etwas genauer zu bestimmen. Daß sie in fränkischer Zeit bis an die mittlere Ruhr reichten, ist schon bemerkt; der von Schuchhardt aufgedeckte Angrivarierwall bei Leese auf der Höhe des Steinhuder

---

[56]) Der südwestlich davon gelegene Nordgo hat offenbar dazu keine Relation, so daß der Südergau nur von der Weserfestung aus so bezeichnet worden sein kann.

Meeres[57]) könnte dann natürlich nur eine frühere Grenze der Angrivarier gegen die Cherusker sein, wenn man beide wirklich für das erste Jahrhundert an der mittleren Weser gegeneinander absetzen will. Die alten Sitze der Cherusker östlich von der Weser, also etwa im Leinegebiet, anzunehmen, hat keine Schwierigkeit. Sie können auch bis an die Weser gereicht haben, ohne daß mit einer solchen Annahme die Erklärung der Vorgänge der Varusschlacht und der Germanicuszüge erschwert würde. Wesentlich bleibt die quellenmäßig feststehende Tatsache, daß die Angrivarier im Kampfe mit den Brukterern, die sie vor sich hertrieben, ihre Sitze immer weiter nach Südwesten und nach Süden verschoben haben.

Am interessantesten wäre es, ihre Westgrenze in karolingischer Zeit noch genauer festzustellen. Eben das führt noch einmal auf die Figur Widukinds. Ihn und sein Hausgut nach den verschiedenen „Wittekindsburgen" bestimmen zu wollen, ist vergebene Liebesmüh. Ergiebiger schon die Tatsache, daß von seinen Nachkommen das Alexanderstift in Wildeshausen an der Hunte gegründet wurde. Damals also lagen Besitzungen des Hauses im heutigen Oldenburg. Eben in den Gauen nördlich und nordwestlich von Osnabrück scheint er auch den Franken furchtbar geworden zu sein. Er wird ausdrücklich als Führer der Westfalen bezeichnet. Aber der Ort, an den sich später nach seinem Tode und nach der Bestattung alle Erinnerungen knüpften, Enger, trägt nicht nur wiederum den Engernnamen, sondern liegt auch mitten in der Weserfestung, gar nicht weit südwestlich von Herford. Hatten sich zu einer Zeit aufsteigender Dynastengeschlechter die alten Stammesgrenzen schon wieder verwischt? Die Dialektgrenzen werden heute in dieser Gegend bald mehr westlich bald mehr östlich gefunden; viel ist damit nicht anzufangen.

Anders steht es um die höchst ausgeprägte Grenze der Giebelzieren an den Bauernhäusern, über die ich schon 1893 in den Mitteilungen des historischen Vereins von Osnabrück berichtet habe. Bis hart westlich Osnabrück reicht die Giebelzier der Säule, die das ganze östliche Gebiet bis über den Buckigau, also östlich der Weser, — vielleicht darf man sagen, bis zur Grenze von Ostfalen beherrscht. Eine Holzsäule (ein truncus ligni oder eine factura

---

[57]) Versu, Heimbs, H. Lange und C. Schuchhardt, Der angrivarisch-cheruskische Grenzwall und die beiden Schlachten des Jahres 16 n. Chr. (Praehistorische Zeitschrift XVII) 1926.

similis columnae) war auch die Irminsul, die Karl beim ersten Eindringen in das Gebiet der Engern (schon 772) zerstörte. Besteht da ein Zusammenhang? Die Verbreitung der Giebelzieren folgt keiner jüngeren Grenze, muß also, wie die Formen des Hauses selbst, sehr alt sein. Ich zögere, sie für die Engern in Anspruch zu nehmen. Es wäre zu wundervoll, einen altgermanischen Stamm heute noch im Namen, Siedlungsgebiet und heiligen Symbol wiederfinden zu können.

Soviel scheint mir nur sicher zu sein, daß eine quellenmäßige Darstellung der Sachsenkriege Karls des Großen uns zeitlich und landschaftlich schärfer zu unterscheiden lehrt und daß sie auch in der Sachsenfrage neue Probleme und Möglichkeiten aufrollt.

Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Diözese Hildesheim.

Von

Adolf Diestelkamp.

1. Die neu aufgefundene Urkunde Friedrichs I. von 1152 Mai 9 für das Stift Georgenberg in Goslar. — 2. Vier Urkunden für das Katharinenhospital in Hildesheim.

1. Die Urkunde Friedrichs I. von 1152 Mai 9 für das Stift Georgenberg in Goslar.

Die Anfänge des Stifts Georgenberg in Goslar reichen zwar bis in die Zeit Konrads II. (1024—1039) zurück, doch wurde es erst unter Konrads Urenkel, Heinrich V., der das genannte Stift im Jahre 1108 dem Hochstift Hildesheim übereignete, vollendet [1]). In der Folgezeit erhielten nun die Kanoniker auf dem Georgenberg von Kaisern, Päpsten und vor allem von den Bischöfen von Hildesheim eine stattliche Anzahl wichtiger Privilegien, die einmal die geistliche Verfassung des Stifts (u. a. Verleihung der Augustinerregel) betreffen, zum anderen aber und in der Hauptsache Besitzbestätigungen und Beurkundungen über Erwerb von Gütern und Rechten darstellen [2]). Was die Überlieferung dieser Urkunden betrifft, so befinden sie sich, etwa 270 an Zahl, heute ausschließlich im Staatsarchiv Hannover (in Abt. IV: Hildesheim), wohin sie im Jahre 1832 nach dem Tode des Archivars Zeppenfeld aus dem Hildesheimischen Landesarchiv, ihrem bisherigen Aufbewahrungsort, überführt worden waren [3]). Allerdings geht aus einem alten Repertorium

---

[1]) Georg Bode, Urkundenbuch der Stadt Goslar und der in und bei Goslar belegenen geistlichen Stiftungen I. Teil (= Geschichtsquellen der Provinz Sachsen Bd. XXIX), Halle 1893, S. 7, 20 und 83 sowie Nr. 151. — H. Hoogeweg, Verzeichnis der Stifter und Klöster Niedersachsens vor der Reformation, Hannover und Leipzig 1908, S. 44, wo auch weitere Literatur angeführt ist.

[2]) Vgl. Bode a. a. O. S. 84 f., außerdem u. a. daselbst die Urkunden Nr. 151, 164, 169, 179—181, 202, 212, 213, 219, 231 usw.

[3]) Max Bär, Geschichte des Königl. Staatsarchivs zu Hannover (= Mitteil. d. Kgl. Preuß. Archivverwaltung, Heft 2), Leipzig 1900, S. 54.

der Georgenberger Urkunden [4]), dessen Abfassung in die Zeit um 1700 fällt, hervor, daß es eine Reihe von damals im Original erhaltenen Urkunden enthält, die 1832 nicht nach Hannover gelangten, u. a. 2 wichtige Kaiserurkunden, und zwar die schon oben erwähnte Heinrichs V. von 1108 Januar, die Bode, der Bearbeiter des Goslarer Urkundenbuchs, im Museum zu Hildesheim auffand, und die Urkunde Friedrichs I. von 1152 Mai 9, die, nachdem sie bislang nur in einigen Abschriften bekannt war, 1930 von dem Hildesheimer Stadtarchivar Professor Dr. Gebauer in Privathand entdeckt und dann zusammen mit dem Heinrichdiplom von 1108 dem im Hannoverschen Staatsarchiv aufbewahrten Urkundenbestand des Historischen Vereins für Niedersachsen tauschweise überlassen wurde, so daß also jetzt beide Urkunden mit dem Stiftsarchiv wenigstens wieder unter einem Dache vereinigt sind. Zu dem letzteren Diplom sei im übrigen noch bemerkt, daß es nach einer Dorsalnotiz Zeppenfelds aus dem Jahre 1826 und nach einem Vermerk desselben in dem zitierten Urkundenverzeichnis damals noch im Hildesheimischen Landesarchive war; es kann demnach erst nach diesem Zeitpunkt aus den Hildesheimer Beständen entfernt worden sein, während der terminus ante quem durch das Jahr 1832 gebildet wird. Werfen wir nun die Frage auf, auf welche Weise unsere Urkunde aus dem Georgenberger Fonds entfremdet sein mag, so werden wir sicherlich kaum irren, wenn wir Zeppenfelds Sohn dafür verantwortlich machen. Steht doch von ihm fest, daß er sich 1832 im Besitz der Urkunden der Klöster Neuwerk und Neuenkloster befand, „die der geistl. Rat Tegethof angeblich seinem verstorbenen Vater geschenkt hatte". Wenn sich auch Zeppenfeld jun. wegen der Ungültigkeit der Schenkung bereit erklärte, diese Urkunden wieder herauszugeben, so scheint dieses Versprechen doch nicht restlos erfüllt worden zu sein, da die Urkunden des Klosters Neuwerk noch heute in der Kratzschen Sammlung (Beverinische Bibliothek in Hildesheim) aufbewahrt

— Derselbe, Übersicht über die Bestände des Kgl. Staatsarchivs zu Hannover (= Mitteil. d. Kgl. Preuß. Archivverwaltung, Heft 3), Leipzig 1900, S. 26.

[4]) Hannover StA., Handschriften BB 23 a. Für diesen wie auch manchen anderen Hinweis bin ich meinem Freunde und Kollegen Staatsarchivrat Dr. Georg Schnath in Hannover, der ebenfalls mit Herrn Staatsarchivrat Dr. Grieser, daselbst, liebenswürdigerweise eine Anzahl von Schriftvergleichen an Ort und Stelle vornahm, zu großem Dank verpflichtet.

werden [5]). So erklärt es sich denn auch ohne weiteres, daß das Friedrichdiplom so lange verschollen bleiben konnte.

Wenn jetzt im folgenden eine kritische Würdigung der Friedrichurkunde von 1152 nach der diplomatischen Seite hin vorgenommen werden soll, so darf dabei von vornherein nicht übersehen werden, daß sich einem solchen Unternehmen wegen des Fehlens einer Diplomatik der Staufer und besonders Friedrichs I. und mangels einer Sammlung der Urkunden dieser Epoche[6]) große Schwierigkeiten in den Weg stellen, deren völlige Beseitigung natürlich in dem dieser Untersuchung gezogenen Rahmen unmöglich war. Doch hoffen wir immerhin, mit unserem Beitrag wenigstens einen bescheidenen Baustein zur Geschichte des Urkundenwesens des genannten Staufers zu liefern.

Was zunächst das Äußere des Diploms, dessen aufgedrücktes Siegel verloren gegangen ist, betrifft, so ist es auf deutsches Pergament (52,5 cm breit, 72 cm hoch, Plica fehlt) ohne erkennbares Linienschema geschrieben. Daß es sich um ein in feierlicher Form ausgestelltes Privileg, wie es in der ersten Zeit Friedrichs I. im großen und ganzen die Regel ist [7]), handelt, ergibt sich schon durch die Verwendung der verlängerten Schrift in der ersten Zeile und in der Signumzeile sowie durch das Vorhandensein von Chrismon und Monogramm, ganz abgesehen von der Form des Protokolls und Eschatokolls, die u.a. verbale Invokation, ausführliche Datierung usw. aufweisen. Bevor wir uns nun etwas eingehender mit dem Schreiber beschäftigen, mögen jedoch noch einige Bemerkungen über das Chrismon und das Monogramm hier Platz finden. Ersteres Zeichen, das

---

[5]) Vgl. hierzu Bär, Gesch. d. StA. Hannover, S. 54, Anm. 1.

[6]) Vgl. hierzu Arndt-Tangl, Schrifttafeln zur Erlernung der lateinischen Palaeographie, 3. H., Berlin 1903, S. 44 (zu Taf. 84/85). — Harry Breßlau, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien, I. Bd., 2. Aufl., Leipzig 1912, S. 498. — Michael Tangl, Die Echtheit des österreichischen Privilegium Minus, Zeitschrift der Savigny-Stift. Germ. Abt., 25. Bd. (Weimar 1904), S. 259. — Ferdinand Güterbock, Die Gelnhäuser Urkunde und der Prozeß Heinrichs des Löwen. Neue diplomatische und quellenkritische Forschungen zur Rechtsgeschichte und politischen Geschichte der Stauferzeit (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. XXXII), Hildesheim und Leipzig 1920, S. 27 f.

[7]) W. Schum, Kaiserurkunden in Abbildungen (zit.: KU. i. A.) Text S. 342. — Zur Arenga unserer Urkunde vgl. noch Antonie Jost, Der Kaisergedanke in den Arengen der Urkunden Friedrichs I., Münstersche Dissert., Köln 1930, S. 5 und 62 f.

sich in seiner äußeren Form an St. Nr. 3669[8]) und 3684[9]) anschließt, zeigt nämlich insofern eine Besonderheit, als der massive Bogen des C, dessen Bauch mit Schlangenlinien ausgefüllt ist, durch eine mit Schnörkeln verzierte Öffnung durchbrochen ist, eine Form, wie wir sie an dem uns zugänglichen Material noch zweimal nachweisen konnten[10]). Bezüglich des hinter die Signum- und Rekognitionszeile gesetzten Monogramms ist zu sagen, daß „es die in Friedrichs Königszeit am meisten beliebte Form hat“[11]), und zwar stimmt es durchaus mit den Handmalen von St. Nr. 3633[12]) und 3672[13]) überein, nur daß in unserer Urkunde der eine Schaft des X nicht mit dem zwischen den beiden äußeren Schäften befindlichen Schrägbalken zusammenfällt. Daß die Legende auch die Devotionsformel dei gratia enthält, wird durch das G wahrscheinlich gemacht; sie ist demnach aller Wahrscheinlichkeit nach mit Fridericus dei gratia Romanorum rex aufzulösen[14]). Wie schon Schum für die von ihm behandelten Urkunden nachgewiesen hat, ist auch bei unserem Handmal, dessen Umrißlinien übrigens nicht vorgezeichnet sind[15]) und das sicher von der Hand des Schreibers stammt, eine Beteiligung des Königs durch Anbringung des Vollziehungsstriches nicht festzustellen[16]). Ebensowenig ist in dem unter dem Monogramm befindlichen, aus O und I zusammengesetzten Beizeichen[17]), das von der gleichen Hand wie das Handmal angefertigt ist, ein vom König „zum Zwecke der Vollziehung beigefügter Zusatz“ zu erblicken[18]).

[8]) Hannover StA., Urk. Fredelsloh Nr. 8 (liebenswürdige Mitteil. von Staatsarchivrat Dr. Schnath).

[9]) KU. i. A. X Nr. 8 b. — Vgl. außerdem noch St. 3558, 3573, 3586 und 3731, die ähnliche Chrismons aufweisen.

[10]) Vgl. St. Nr. 3595 und 3744. Diese Urkunden rühren ebenso wie die in Anm. 9 genannten Nrr. von Stumpf ganz oder teilweise von der Hand des Schreibers unseres Diploms her (vgl. hierzu Anm. 26). — Daß die aus dem Apparat der Wiener Diplomata-Abteilung stammenden Reproduktionen der genannten Diplome hier an Ort und Stelle eingesehen werden konnten, ist dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Prof. Dr. Hans Hirsch in Wien zu danken.

[11]) Schum a. a. O. S. 384.

[12]) Magdeburg StA. Rep. U. 4 a Kloster Gottesgnade Nr. 3 b.

[13]) KU. i. A. X Nr. 8 a.

[14]) Vgl. hierzu Schum a. a. O. S. 365, 372 und 382.

[15]) Eine Urkunde, bei der das der Fall ist, s. KU. i. A. X Nr. 7 b; Schum a. a. O. S. 380.

[16]) Schum a. a. O. S. 346—348.

[17]) Das O ist derartig mit dem I verschlungen, daß es sich unterhalb des I befindet wie KU. i. A. X Nr. 1, 3, 4, 5, 7 a usw.

[18]) Schum a. a. O. S. 347. — W. Erben, Die Kaiser- und Königsurkunden des Mittelalters in Deutschland, Frankreich und Ita-

Vielmehr haben wir diese Verbindung, die allem Anschein nach aus einer als Vorlage benutzten Urkunde Konrads III. unter Friedrich I. übernommen wurde, als eine mechanische Nachahmung des aus der Salischen Zeit stammenden älteren Gebrauchs des Beizeichens anzusehen [19]).

Geschrieben ist das hier behandelte Diplom in einer schönen, klaren diplomatischen Minuskelschrift, bei der gelegentlich Majuskel- und Capitalbuchstaben verwandt sind, so z. B. Z. 2 bei regię nostre, Z. 4 Fredericus und gratia usw. Bemerkenswert ist allerdings, daß die hochgezogenen Oberschäfte jeglicher Verschnörkelung entbehren, eine Erscheinung, die in Königs- und Kaiserurkunden dieser Zeit nicht allzu häufig auftritt [20]). Trotzdem wird man jedoch nicht daran zweifeln dürfen, daß es sich in unserem Fall um eine Kanzleiausfertigung handelt, wenn man auch bei dem Vorhandensein einer bedeutenden Goslarer Schreibschule im 12. Jahrhundert [21]) zunächst versucht ist, Empfängerausfertigung anzunehmen. Denn ein Schriftvergleich mit den Diplomen, die nach Heinemanns eindringlichen Untersuchungen unzweifelhaft von Goslarer Schreibern — insgesamt werden 5 Gruppen unterschieden — geschrieben sind, ist durchaus negativ für die Annahme der Ausstellung durch den Empfänger geblieben [22]). Das gleiche absolut sichere negative Ergebnis hatte eine Durchsicht der in Hannover befindlichen Goslarer Urkunden (von 1108—1188) und des im Diplomatischen Apparat der Universität Göttingen aufbewahrten stattlichen Riechenberger Bestandes [23]). Damit stimmt auch überein, daß von namhaften Forschern mit guten Gründen ein Vorherrschen der Empfängerausfertigung für die Zeit

---

lien (= Handbuch der mittelalterl. und neueren Geschichte, herausgegeb. von G. v. Below und F. Meinecke, Abt. IV), München und Berlin 1907, S. 222 f.

[19]) Schum a. a. O. S. 348 und 366.

[20]) Beispiele dafür s. KU. i. A. X Nr. 7 a, St. Nr. 3554, 3573 u. 3586. — Zu bemerken ist ferner, daß die Buchstaben l und f nur bis an die Grundlinie geführt, also ohne Unterlängen sind.

[21]) Vgl. hierzu Otto Heinemann, Beiträge zur Diplomatik der älteren Bischöfe von Hildesheim (1130—1246), Marburg 1895, S. 26 ff.

[22]) Für die Übersendung der diesbezüglichen Urkunden an das Magdeburger StA. zu meiner Benutzung bin ich dem StA. Hannover zu großem Dank verpflichtet.

[23]) Hierfür gilt mein Dank den Herren Staatsarchivräten Dr. Schnath und Dr. Grieser in Hannover und Herrn cand. phil. R. Dlögereit in Göttingen.

Konrads III. und die ersten Jahre Friedrichs I. bestritten wird [24]), nachdem früher zu Unrecht die gegenteilige Ansicht vertreten worden war. Wie steht es nun aber mit der Persönlichkeit des Schreibers? Läßt sie sich auch in anderen Diplomen Friedrichs I. nachweisen? Eine einwandfreie Beantwortung dieser Fragen war natürlich bei dem dürftigen und mangelhaften Vergleichsmaterial, das uns zur Verfügung stand [25]), nicht ohne weiteres möglich und hätte auch wohl offen bleiben müssen, wenn Herr Professor Hans Hirsch in Wien nicht, wie schon oben bemerkt, die Liebenswürdigkeit besessen hätte, aus der Photographiensammlung der dortigen Diplomata-Abteilung die für unsere Zwecke in Frage kommenden Stücke nach hier zur Einsicht zu senden und darüber hinaus noch einige wertvolle Hinweise aus seiner eigenen umfassenden Sachkenntnis zur Lösung des oben erwähnten Problems beizusteuern. Danach handelt es sich bei unserem Schreiber um einen „führenden" Kanzleibeamten, der bereits unter Konrad III. in den Jahren 1149 bis 1152 als überhaupt einziger Kanzleibeamter eine stattliche Anzahl von Urkunden ganz oder teilweise geschrieben und auch diktiert hat und dann ebenfalls unter Friedrich I. einige Jahre tätig gewesen ist, zwar „nicht häufig, dafür aber in besonders wichtigen Fällen, z. B. bei der Erhebung Oesterreichs zu einem Herzogtum" [26]). Dieser Kanzleinotar, der sehr starke Beziehungen nach Würzburg hatte und sicher

---

[24]) Tangl a. a. O. S. 259. — Güterbock a. a. O. S. 28.

[25]) Außer den im StA. Magdeburg befindlichen Kaiserdiplomen (St. Nr. 3586, 3594, 3601, 3633, 4066, 4075, 4100, 4145 und 4336) und den KU. i. A. wurden für unsere Untersuchung noch folgende Urkunden herangezogen: aus dem StA. Hannover St. Nr. 3296, 3297, 3311, 3489, 3516, 3567, 3669, 3670, 3740, 3801, 3802, 3813, 4105, 4116, 4296, 4539, 4548, 4553 und 4563 (durch die Herren Schnath und Grieser); aus dem StA. Münster St. Nr. 3626 und 3912 (durch Herrn Staatsarchivrat Dr. Bauermann).

[26]) Hans Hirsch, Studien über die Vogtei-Urkunden süddeutsch-österreichischer Zisterzienserklöster, Archival. Zeitschrift 37. Band (1928) S. 33. — Vgl. auch noch weiter Hans-Hirsch, Kaiserurkunde und Kaisergeschichte, MIÖG. 35. Bd. (1914) S. 63 f. und Heinz Zatschek, über Formularbehelfe in der Kanzlei der älteren Staufer, MÖIG. 41. Band (1926) S. 98 Anm. 9. — Der Verfasser des Privilegium minus ist also nicht, wie Erben und Tangl annehmen zu müssen glaubten, im Juni 1156 zum ersten Male nachweisbar (Tangl a. a. O. S. 258); vielmehr dürfte nach den Ausführungen von Hirsch und Zatschek unzweifelhaft feststehen, daß der genannte Kanzleibeamte 1156 ziemlich am Ende seiner amtlichen Laufbahn war. — Die von unserem Schreiber unter Konrad III. geschriebenen bzw. diktierten Diplome nennt Hirsch, Kaiserurkunde und Kaisergeschichte S. 63 Anm. 2 und 4.

„aus Ostfranken oder sonst aus dem Machtgebiet der Staufer stammte", taucht also nicht erst 1155 und 1156 wieder in der Kanzlei Friedrichs I. auf, sondern ist unzweifelhaft in diese sofort nach dem Tode Konrads III. übernommen worden [27]). Allerdings bestand seine Tätigkeit mehr in der Abfassung des Diktats, während eine Beteiligung an der Reinschrift nur die Ausnahme gebildet zu haben scheint, so abgesehen von dem vorliegenden Diplom noch in St. Nr. 3731, 3744 (hier jedoch nur teilweise) und 3753 [28]).

Wir schließen unsere Ausführungen über den Schreiber, dem sicher auch das Diktat zuzuschreiben ist [29]), mit dem Hinweis darauf, daß die ganze Urkunde einschließlich des Protokolls und des Eschatokolls von einer Hand angefertigt ist. Von filio in Z. 15 ist zwar der Ductus der Schrift etwas zierlicher; doch findet das seine Erklärung entweder darin, daß der Schreiber hier eine andere Feder benutzt hat, oder in dem Umstand, daß eine kleine Schreibunterbrechung eingetreten ist. Während Ebbekesdorf (Z. 8) allem Anschein nach vom Schreiber der Urkunde in einen frei gelassenen Raum nachgetragen ist, verhält es sich mit Saxonie atque Bawarie (Z. 7) anders. Diese 3 Worte sind nämlich von einer Hand, die mindestens der 2. Hälfte des 13. Jahrh., wenn nicht überhaupt der Zeit um 1300 angehört, in die zwischen duce Heinrico und aliisque unbeschrieben gebliebene, 6 cm breite Stelle eingefügt, wodurch die für das Jahr 1152 bisher unverständliche oder falsch gedeutete Bezeichnung Heinrichs des Löwen als Herzog von Bayern [30]) ihre

---

[27]) Wir verweisen nur auf das hier behandelte Diplom für Georgenberg, das ja erst 2 Monate nach dem Regierungsantritt Friedrichs I. ausgestellt ist. Weitere diesbezügliche Nachweise finden sich bei Zatschek a. a. O. S. 98 f.

[28]) Hirsch, Kaiserurkunde und Kaisergeschichte S. 64. — Zatschek a. a. O. S. 98 f., wo sich auch weitere Nachrichten über unseren Schreiber und seine Tätigkeit in der kaiserlichen Kanzlei (Übernahme einzelner Teile des päpstlichen Formulars usw.) finden. — Hirsch, Vogtei-Urkunden S. 33.

[29]) Vgl. hierzu u. a. noch Zatschek a. a. O. S. 99.

[30]) Bode a. a. O. S. 25 schließt fälschlicherweise aus der Urkunde von 1152 Mai 9, „daß die Zusicherungen des Königs, Heinrich auch mit Baiern zu belehnen, schon damals bestimmte Form angenommen hatten", während Henry Simonsfeld, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Friedrich I. Bd. I (1152—1158), Leipzig 1908, S. 75 Anm. 228 mit Recht „auf die Hinzufügung atque Bavarie bei Herzog Heinrich . . . bei dieser Art der Überlieferung um so weniger Gewicht legt, als derselbe unter den Zeugen als dux Saxonie aufgeführt wird". Dasselbe wird wohl für Sumpf, Acta imperii adhuc inedita Nr. 120 — 115(2)

eindeutige und restlose Erklärung findet. Da es ganz ausgeschlossen erscheint, daß die erwähnte Lücke nur deshalb gelassen ist, weil der Schreiber sich wegen der unsicheren Rechtsverhältnisse hinsichtlich Bayerns über den Titel Heinrichs nicht im klaren war — dagegen spricht einmal in Z. 7 die Wortstellung duce Heinrico statt Heinrico duce, wie es doch sonst wohl in der Verbindung mit Saxonie atque Bawarie heißen müßte, und Z. 19 Heinricus dux Saxonię —, ist wohl zu vermuten, daß der Raum für den Namen eines weiteren Petenten freigeblieben war. Später hat man dann diese Zusammenhänge verkannt und den angeblich unvollständigen Titel kompletiert, wofür höchstwahrscheinlich eine Urkunde Heinrichs des Löwen von (1158 Januar) für das Stift Georgenberg [31]) das Vorbild abgegeben hat, da hier von Heinrich als dux Bawarię et Saxonię die Rede ist.

Daß das Diplom für Georgenberg von 1152, in dem ausnahmsweise die Devotionsformel dei gratia statt des häufigeren divina favente clementia verwandt ist [32]) und in dessen Signumzeile es für das die Regel bildende Romanorum regis invictissimi ebenfalls ausnahmsweise Romanorum regis augusti heißt [33]), höchstwahrscheinlich von dem oben genannten Schreiber verfaßt ist, ist bereits kurz angedeutet. Hierzu ist allerdings noch ergänzend zu bemerken, daß, wie durch den Schrägdruck kenntlich gemacht ist, für unsere Urkunde das Privileg Heinrichs V. von 1108 Januar (6—31) für Georgenberg [34]) als Vorurkunde gedient hat, desgleichen für die Aufzählung der verschiedenen Güter in weitestgehendem Umfange die Urkunde des Hildesheimer Bischofs Bernhard von 1131 Juni 12, in der dieser den Georgenberger Stiftsherren die gesamten

---

Juli 5 — gelten, wo von Heinrich ebenfalls als dux Bavariae die Rede ist, wenn diese mangelhaft datierte Urkunde überhaupt nicht später einzuordnen ist. — Im übrigen vgl. über den Titel Heinrichs des Löwen noch Johannes Heydel, Das Itinerar Heinrichs des Löwen, Greifswalder Dissert., Hildesheim 1929, S. 124 (auch in Niederf. Jahrbuch 6 [1929] ebenda), wo in den von Heinrich selbst bis 1154 ausgestellten Urkunden der Doppeltitel dux Saxoniae et Bawariae dreimal, allerdings ebenfalls nur in abschriftlicher Überlieferung, nachgewiesen wird. Doch ist es hier schon eher möglich, daß der Doppeltitel absichtlich zur Andeutung des Rechtsanspruches angewandt wurde.

[31]) Bode a. a. O. Nr. 242.

[32]) Schum a. a. O. S. 358. — Vgl. auch Stumpf, Acta imperii adhuc inedita Nr. 120, 121 und 122.

[33]) Schum a.a.O. S. 358. — Vgl. auch Stumpf a.a.O. Nr. 121.

[34]) Bode a. a. O. Nr. 151.

durch sie erworbenen Besitzungen und Rechte unter namentlicher Aufführung der Güter bestätigt [35]).

Unter den Zeugen, die wohl wegen des zumindest ungefähren Zusammenfalls von Handlung und Beurkundungsbefehl sowohl als Handlungs- wie auch als Beurkundungszeugen anzusehen sind [36]), finden sich neben dem ständigen Gefolge des Königs vor allem Geistliche und Laien der Hildesheimer Diözese und besonders der Stadt Goslar, so der Bischof Bernhard von Hildesheim, vom dortigen Domkapitel der Dompropst Rainald, der Domdekan Bruno, Propst Burchard vom Moritzstift daselbst und Domthesaurar, Domherr und Propst zu St. Blasii in Braunschweig Ekkehard [37]) sowie unter den Laien Graf Ludolf von Wöltingerode als Vogt des Stifts Georgenberg [38]) und seine Söhne Ludolf, Burchard und Hoyer, der Goslarer Vogt Anno (von Heimburg) und die Goslarer Bürger Rudolf von Capella mit seinem Sohn Ulrich, zwei Botos, Wittekind, Hirzo und Adelhard [39]).

Die Rekognition unseres Diploms nahm an Stelle des Erzkanzlers und Mainzer Erzbischofs Heinrich der Kanzler Arnold von Selehofen vor, der ja nach der Absetzung des letzteren im Jahre 1153 dessen Nachfolger im Erzkanzleramt wurde [40]).

Daß schließlich in der Datierung das Actum fortgefallen ist, ist eine Erscheinung, die sich in den ersten Jahren Friedrichs recht oft nachweisen läßt [41]).

Wenn nun im folgenden das Friedrichdiplom von 1152 für Georgenberg zum Abdruck gebracht wird, so findet das seine Begründung darin, daß die bisherigen auf der abschriftlichen Über-

---

[35]) Bode a. a. O. Nr. 181.

[36]) Breßlau a. a. O. II. Band 1. Abt., 2. Aufl., Leipzig 1915, S. 217 f.

[37]) Während sich Bode a. a. O. S. 605 nicht darüber ausläßt, welche Propstei Ekkehard besitzt, hält K. Janicke, UB. d. Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe, 1. Teil, Leipzig 1896, S. 742, unseren Ekkehard für einen Propst zu Einbeck, aber sicher zu Unrecht, da um diese Zeit nur ein gleichnamiger Propst zu St. Blasii in Braunschweig als Hildesheimer Domherr — und um einen solchen handelt es sich zweifelsohne in dem vorliegenden Fall — nachweisbar ist (Janicke a. a. O. S. 732 und 765).

[38]) Bode a. a. O. S. 88.

[39]) Über die Zeugen im allgemeinen vgl. noch Simonsfeld a. a. O. S. 75 f.

[40]) Breßlau a. a. O. I. Band, 2. Aufl., S. 506—508.

[41]) Schum a. a. O. S. 384. — Vgl. außerdem noch Breßlau a. a. O. II. Band, 2. Abt., 2. Aufl., Leipzig 1931, S. 458 f.

lieferung beruhenden Drucke gegenüber dem Original so starke Abweichungen aufweisen, daß ein zuverlässiger, den Forderungen diplomatischer Kritik gerecht werdender Neudruck unbedingt notwendig erschien.

1152 Mai 9. Goslar.

König Friedrich I. bestätigt die Besitzungen des Stifts Georgenberg zu Goslar.

Or.: Hannover Staatsarchiv, Dep. des Historischen Vereins für Niedersachsen Urk. Nr. 1268 (A); Perg.; Si. (fehlt). — Dorsalvermerk: (s. XVI) Privilegium ac donatio bonorum in Swanenbeke, von anderer, nicht viel jüngerer Hand hinzugefügt ac aliorum Frederici regis Romanorum, weiterer Zusatz (s. XVI ex.) huis nominis primi.

Gedruckt: G. Bode, UB. der Stadt Goslar I Nr. 219 (B), nach dem Transsumt Kaiser Karls IV. von 1360 April 20 im Staatsarchiv Hannover. — Stumpf, Acta imperii adhuc inedita Nr. 119 (C), nach dem Or.-Konzept der Bestätigung Kaiser Maximilians II. von 1576 August 7 im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien. — Janicke, UB. des Hochstifts Hildesheim I Nr. 279 (D), nach einer Kopie im Kopiar des Klosters Grauhof (s. XVII) in der Beverinischen Bibliothek in Hildesheim. — 2 weitere Abschriften von B und C befinden sich in Hannover StA. Grauhof Nr. 136 und 238.

Regest: Stumpf Nr. 3625.

1 (C) × In nomine sancte et individue trinitatis. Fredericvs
2 dei gratia Romanorum rex augustus. × Quoniam *regię nostre* dignitatis *amministrationem divina gubernatione* pacificari *cupimus,* iustum *est, ut* eorum paci et quieti, quorum orationibus regni nostri respublica corroboratur, quantum dei
3 adiuverit / clementia, provideamus. Tanto *enim humilitatem nostram protectionis* eius alis *obumbrari* credimus, quanto regnum *regnique nostri successum gratie* ipsius donis *ascri-*
4 *bimus*[a]). *Notum* sit igitur / omnibus Christi fidelibus *tam futuris quam presentibus,* qualiter nos *siquidem* Fredericus dei gratia Romanorum rex *monasterium* beati *Georgii Gos-*
5 *larie ab* antecessoribus nostris *fundatum* et regali, ut / decebat, liberalitate *vineis, villis, mancipiis,* silvis, *pratis, pascuis, aquis aquarumque decursibus, molendinis* aliisque regalibus
6 donis adornatum, set decursu temporis propter minus / adhibitas confirmationes et diversorum negligentiam pluribus fraudatum, petente fideli [b]) nostro Berenhardo Hildenesheimensi [c]) episcopo, ad cuius curam eadem spectat ecclesia, Bennone

7 etiam / ipsius loci preposito necnon cognato nostro duce Heinrico Saxonie atque Bawarie [d]) aliisque primatibus et nobilibus regni divinę retributionis intuitu redintegrare curavimus. Unde
8 in Swanebegge / curtem cum triginta mansis et areis suis et litonibus et tribus molendinis cum pratis circumiacentibus, ecclesiam quoque cum sex mansis et dimidio, in Ebbekesdorf [e])
9 dimidium mansum cum / area, in monte, qui Lintberch dicitur, tres mansos et dimidium cum silva, quę Northolt dicitur, item *sil v a m, quę 'A l dicitur,* civitati Goslarie contiguam cum uni-
10 versis agris cultis et / incultis *inter duas publicas vias* et antiquas, *unam, que Beningeroth, alteram, que Immeneroth ducit,* predium quoque in Hoysen [f]) necnon predium in Eilenroth
11 liberalitate antecessorum nostrorum / prefatę beati Georgii martyris ecclesie olim collata, decimam [f]) quoque cum molendino in Hoysen, novale etiam in Barthenhusen cum [f]) decima, quibus Bernhardus supramemoratę Hildenesheimensis eccle-
12 się / episcopus pro remedio animę suę altare beati Georgii dotavit, itemque molendinum in Mandere [g]), quod emerunt canonici eiusdem loci á Cŏnrado de Caltbhetht regia irrefragabiliter
13 auctoritate / in perpetuam proprietatem eidem ecclesie constabilivimus. Preterea fratres ibidem deo sub regula beati Augustini militantes amminiculo prebendę suę novale in Thied-
14 wardingerothe videlicet / XXI mansos cum XIII areis et pratis, silvam etiam, que Horst dicitur, et septem areas in Reinswiderode á ministeriali [h]) nostro Liuthegero et á iustis
15 heredibus eius, astipulante et / laudante filio [i]) fratris eius Adelhardo, legitima emptione comparaverunt. *Quam* emptionem cum prescriptis regalibus et episcopalibus donis et fide-
16 lium oblationibus collatis seu in posterum / conferendis vel fratrum inibi commorantium industria et labore conquisitis conquirendisque prediis *regalis banni* firmitate et privilegii huius
17 conscriptione, *sigilli* quoque *impressione,* / *ne ab ullo regum* ceterorumve mortalium in posterum *irri t e n tur,* sepe dictę ecclesię *communivimus.* Nomina vero testium, in quorum pre-
18 sentia hęc sunt facta, subterscribi iussimus: / Bernhardus Hildenesheimensis episcopus, Wichmannus Cicensis episcopus, Anshelmus Hauelbergensis episcopus, Wibaldus Corbeiensis abbas, Reinaldus Hildenesheimensis prepositus, Bruno decanus,
19 / Burkardus prepositus, Eggehardus prepositus; Heinricus dux

Saxonię, marchio Albertus, dux Welpho, comes Lutolfus de
Waltingerode et filii eius Lutolfus et Burkardus, Hogerus,
20 Anno advocatus / Goslariensis, Rudolfus de Capella et filius
eius Odalricus, Boto [k]), Withekindus, Hirzo, Boto, Adelhardus.
21 × Signum domni Frederici Romanorum regis augusti. × (M.)
22 Ego Arnoldus cancellarius vice Heinrici Maguntini archi-
episcopi [f]) et archicancellarii [l]) recognovi. /
23 Data Goslarie, VII. idus mai anno dominicę incarnationis
24 MCLII, indictione XV, (Beizeichen) / regnante glorioso Romano-
rum rege Friderico, anno vero regni eius I. (Sl. D.) [1])

---

a) hier ungewöhnliche Ligatur für sc, die sich sonst nur für st findet; anscheinend verschrieben. b) fidele. c) Hildenesheimense. d) Saxonie atque Bawarie in den freigelassenen Raum von einer Hand der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (evtl. auch der Zeit um 1300) nachgetragen. e) in Ebbekesdorf anscheinend von dem Schreiber der Urkunde in den freigelassenen Raum nachgetragen. f) hier Perg. eingerissen. g) der erste Schaft des M verbessert. h) ministeriale. i) von filio ab hat der Schreiber anscheinend eine andere Feder benutzt. k) o vor t verbessert, vielleicht aus u. l) l hinter dem e nachträglich eingeschoben, daher das l z. T. in das e geraten.

Im folgenden sollen noch die Varianten der abschriftlichen Überlieferung, die jeweils bei den Drucken erwähnt ist, verzeichnet werden, und zwar nach dem betr. Abdruck. Denn hierdurch wird einmal die vorliterarische Geschichte unseres Diploms in erwünschter Weise aufgehellt, zum anderen ist dieses Verfahren auch sonst nicht ohne Wert, so z. B. für den Germanisten, den u. a. besonders die lautliche Veränderung der Namensform interessiert. (Im übrigen vgl. hierzu noch Paul Kehr, Die Urkunden der Deutschen Karolinger 1. Bd. 2. T.: Die Urkunden Ludwigs des Deutschen, Berlin 1932, S. VIII ff., wo noch weitere gewichtige Argumente für die Berücksichtigung der gesamten archivalischen Überlieferung beigebracht werden.)

Z. 4: Georii Goslariense (B). Z 5: aquarumve (D). Z. 6: fideli (B, C, D), Bernhardo (B, C), Hildesemensi (B), Hildensemensis (C), Hildenesheimensi (D). Z. 7: Henrico (B, D), Hinrico (C), Bavarie (B, C), Swanenbeke (B), Swanebeck (C). Z. 8: Ebbekestorp (B, C). Z. 9: Lintberg (B, C), cum dimidio (B), Ool (B), Ol (C), Goslariensi (B). Z. 10: Beningherot (B), Binnigerot (C), Imminrot (B), Immerode (C), prediumque (C), Hoyssem (B, C), Hoyssen (D), Eylenrod (B), Eilenrod (C). Z. 11: Georii (B), Hoysem (B), Hoyssen (C, D), ecclesie Hildensemensis (B), Hildesheimensis (C). Z. 12: Georii (B), Mandre (B), Caltbecht (B, D), Calbecht (C). Z. 13: constabilivimus eidem ecclesie (B), Thiedwaringherod (B), Therwardingerode (C), Thiedwardingherothe (D), videlicet fehlt (B). Z. 14: Reinswiderod (B),

---

1) Die Aufdrückungsfläche des verloren gegangenen Siegels weist eine rhombische Öffnung (ca. 21 × 23 mm) auf; der Durchmesser der braunen Randabdrücke beträgt 110 mm. Das Siegel wird das übliche Königssiegel Friedrichs I. gewesen sein (vgl. hierzu u. a. Schum a. a. O. S. 355 und 382 sowie KU. i. A. X, 7 b, 8 a und 8 b).

ministeriali (B, C), Lutgero (B), Luitgero (C), Lutthegero (D). Z. 15: Adalhardo (B). Z. 16: seu statt vel (B), ut für vel (D), conquerendisque (C). Z. 17: irritetur (C), communimus (C. D). Z. 18: Hildesemensis (B, C), Zicensis (C), Anselmus (C, D), Habelbergensis (B), Corbeyensis (B), Reinoldus (C), Hildesemensis (B), Hildeshemensis (C). Z. 19: Burghardus (B), Burchardus (C), Ekhardus (B), Hinricus (C), Henricus (D), Welfo (B, D), Lutolphus de Waltingerod (B), Ludolphus de W. (C), Ludolphus (B, C), Burghardus (B), Burchardus (C), Hugerus (B), Hoygerus (C). Z. 20: Ludulfus de Capella et filii (B), Ludolphus de Capella (C, D — hier auch et filii), Batho (B), Widekinnus (B), Wydekindus (C), Henricus (B) bzw. Hinricus (C, D), statt Hirzo, Batho (B), Adalhardus (B). Z. 21: domni fehlt (B), domini (D), Friderici (B), in C fehlt die ganze Zeile. Z. 22: Henrici (B, D), Hinrici (C), Moguntinensis (B), Moguntini (C, D). Z. 23: Datum (B), maii (B, C, D). Z. 24: rege Romanorum (B), Frederico (C, D), secundo statt vero (B, C, D).

2. Vier Urkunden für das Katharinenhospital in Hildesheim.

Das älteste Leprosenhaus in Hildesheim war das Katharinenhospital vor dem Ostertore[1]), das 1270 zum ersten Male urkundlich erwähnt wird. Damals übertrug nämlich Bischof Otto I. von Hildesheim dem domus leprosorum extra muros Hildensemenses einen Zins aus dem Hildesheimer Zoll, zu dem im gleichen Jahre noch eine auch für das Andreashospital mitbestimmte Schenkung von 15 Morgen in der Steingrube bei Achtum durch den Bürger Volkmar vom Hause kam[2]). Verbunden mit dem genannten Leprosorium, als dessen Provisor 1270 Heinrich von Adlum namhaft gemacht wird, war die capella sancte Katarine extra valvam orientalem, für deren sacerdos der Kanoniker des Kreuzstiftes Magister Gottfried in gleicher Weise wie für die pauperes infirmi, quos deus morbo lepre percussit et contemptibiles esse fecit, 1277 2 Hufen zu Essem stiftete[3]). Bis etwa zum Jahre 1325 erfahren wir dann nur noch von 2 weiteren Schenkungen von 1293 und 1298 und von einem Statut des Hildesheimer Rates von 1321, durch das die Zahl der in das Katharinenhospital aufzunehmenden Kranken auf 30 beschränkt wurde[4]). Daß jedoch in der Zwischenzeit

[1]) Adolf Bertram, Geschichte des Bistums Hildesheim 1. Bd., Hildesheim 1899, S. 292.

[2]) Richard Doebner, Urkundenbuch der Stadt Hildesheim 1. Bd., Hildesheim 1881, Nr. 323 und 326.

[3]) Doebner a. a. O. Nr. 359.

[4]) Doebner a. a. O. Nr. 465, 526 und 720. — Zu letzterer Urkunde vgl. außerdem Siegfried Reicke, Das deutsche Spital und sein Recht im Mittelalter, 1. Teil (= Kirchenrechtliche Abhandlungen,

auch noch andere Gütererwerbungen stattgefunden haben, zeigen die unten abgedruckten, durch einen Zufall ans Tageslicht gekommenen Urkunden, die, nachdem sie mir der bisherige Besitzer, Herr Tierarzt Dr. Hansen in Eilsleben, liebenswürdigerweise zur Veröffentlichung überlassen hat, inzwischen durch Schenkung an das Stadtarchiv in Hildesheim gelangt sind [5]). Was ihre Überlieferung betrifft, so ist dazu zu bemerken, daß sie nur in Abschriften, die höchstwahrscheinlich in das ausgehende 16. Jahrhundert gesetzt werden müssen, erhalten sind, und zwar handelt es sich bei den uns vorliegenden Kopien unzweifelhaft um die Reste eines Aktenstückes, das vielleicht für die Zwecke eines Prozesses zusammengestellt worden ist. Die Urkunden selbst, denen jeweils eine deutsche Übersetzung beigefügt ist, sind in folgender Weise numeriert: Nr. 1 = Urkunde Bischof Ottos von 1322, Nr. 3 = Urkunde des Grafen Meiner von 1282, Nr. 4 = Urkunde Bischof Siegfrieds von 1282 und Nr. 5 = Urkunde des Hildesheimer Rates von 1282. Es fehlt demnach die mit Nr. 2 bezeichnete Urkunde, wozu aber, wie schon oben angedeutet, evtl. noch einige weitere heute nicht mehr nachweisbare Urkunden kommen. Daß diese allerdings gelegentlich noch einmal aufgefunden werden können, erscheint zweifelhaft. Denn wie mir Herr Dr. Hansen mitteilte, stammen unsere Abschriften seiner Erinnerung nach aus der Bibliothek eines verstorbenen Pfarrers, die vor längerer Zeit mit Ausnahme einiger weniger Stücke als Makulatur in der Halberstädter Papierfabrik eingestampft worden ist.

Zum Schluß sei noch kurz darauf hingewiesen, daß die 4 hier veröffentlichten Urkunden Besitzungen des Katharinenhospitals in Uppen (südöstlich von Hildesheim im Kr. Marienburg) betreffen, nämlich den Erwerb von 2 Hufen daselbst, die Aschwin von Lutter und seine Brüder 1282 dem Grafen Meiner von Schladen zugunsten des erwähnten Leprosenhauses resignierten und deren Übertragung Bischof Siegfried von Hildesheim im selben Jahre bestätigte, sowie die Entscheidung eines Streites zwischen den Leprosen zu St. Katharinen und den Herren von Evessen über 2 Hufen in Uppen durch Bischof Otto von Hildesheim im Jahre 1322.

---

herausgegeben von U. Stutz und J. Heckel, 111. und 112. Heft), Stuttgart 1932, S. 323.

[5]) Sie führen hier die Signatur 3262a 1—4.

1282 Juli 13. Badbeckenstedt.

Graf Meiner von Schladen bestätigt dem Katharinenhospital den Erwerb von 2 Hufen in Uppen, die der Hildesheimer Bürger Konrad Engelrardis von dem Ritter Aschwin von Lutter und dessen Brüdern für das genannte Hospital gekauft hat.

Ego Meynerus comes de Sladem ad perpetuam rei geste memoriam notum esse cupio tenore praesentium et constare, quod, cum Conradus Engelrardis [a]) civis de Hilden[sem] duos mansos in Uppem sitos a domino Aschwino milite de Lutthere necnon a Theodorico et Basilio fratribus eiusdem, qui ipsa bona a me in feodo [b]) tenuerunt, cum omni iure et utilitate in eadem villa et [c]) extra in agris et in pascuis et in sylvis ad usus pauperum extra muros Hildensemenses lepra a deo percussorum, quorum idem civis procurator exstitit [d]), de elemosinis fidelium comparasset accepta resignatione dicti militis et fratrum suorum praedictorum necnon accedente consensu eorum, quorum intererat, praedictos mansos titulo [e]) proprietatis ad me spectantes de consensu heredum meorum cum omni iure et utilitate necnon cum proprietate domui memoratorum pauperum leprosorum [e]) videlicet extra muros Hilden[semenses] pro remedio animae meae contuli in perpetuum possidendos. Ut autem haec mea collatio firma et inconvulsa perpetuis temporibus perseveret, praesens scriptum inde confectum sigilli mei appensione munivi. Acta sunt haec in villa Badekenstede [f]) anno domini millesimo CCLXXXII, in die Margarete, praesente venerabili domino Sifrido Hilden[semensi] episcopo et praesentibus Arnoldo decano, Bernardo [g]) scholastico, Iohanne cantore, Bernardo [g]) de Meinersem canonicis Hildensemensibus; Aschwino et Conrado fratribus de Steinberg, Eckarto camerario, Ernesto pincerna, Sifrido de Rutenberge militibus; Alberto et Conrado fratribus de Dampmone, Henrico Westfall, Theodorico et Arnoldo de Mynda burgensibus de Hilden[sem] et aliis compluribus.

---

[a]) r vor d verbessert, anscheinend aus t. [b]) foedo. [c]) übergeschrieben. [d]) exitit. [e]) am Rande nachgetragen. [f]) Babekenstede, b hinter a aus k verbessert. [g]) Bervardo.

1282 Juli 13. Baddeckenstedt.

Bischof Siegfried von Hildesheim bestätigt die Übereignung von 2 Hufen in Uppen von seiten des Grafen Meiner von Schladen an das Katharinenhospital in Hildesheim.

Sifridus dei gratia Hilden[semensis] ecclesiae episcopus omnibus, ad quos hae litterae pervenerint, salutem in domino. Scire cupimus universos, quod constituti [a]) in nostra praesentia in villa Badekenstede [b]) domini Aschwinus de Luttere, Thetmarus et Basilius fratres [c]) eiusdem resignaverunt voluntarie duos mansos sitos in Upem in manus nobilis viri comitis Meyneri de Scladem, a quo illos in feodo tenuerant, renuntiantes omni iuri, quod habuerunt in eisdem. Comes vero dictus praecatos mansos [d]) resignatione acceptos pro remedio et salute animae suae pauperibus extra muros Hilden[semenses] lepra a deo percussis cum proprietate eorundem contulit in perpetuum possidendos Conrado Engelhard tunc procuratore dictorum pauperum existente [e]). Nos igitur ad huius facti evidens testimonium praesentem litteram sigillo nostro fecimus corroborari. Actum et datum in villa Badekenstede [b]), praesentibus Arnoldo decano, Bernardo [f]) scholastico, Iohanne cantore, Bernardo [f]) de Meinersen canonicis Hilden[semensibus]; Aschwino et Conrado fratribus de Stenberch, Eckarto camerario, Ernesto pincerna, Sigfrid[o] de Rutenberch militibus; Alberto et Conrado fratribus de Dampmone, Heinrico Westfall, Theodorico et Arnoldo fratribus de Mynda burgensibus Hildens[emensibus] et aliis compluribus. Anno domini MCCLXXXII, in die Margaretae.

---

a) constitutis. b) Babekenstede. c) domino Aschwino de Luttere, Thetmaro et Basilio fratribus. d) am Rande nachgetragen. e) Conrado bis existente am Rande nachgetragen. f) Bervardo.

1282 Juli 19.

Der Rat der Stadt Hildesheim beurkundet die Schenkung von 2 Hufen in Uppen von seiten des Hildesheimer Bürgers Richard Hagelstein an das Katharinenhospital vor der Stadt.

Nos consules Hildensemensis civitatis omnibus has litteras inspecturis salutem [a]). Notum esse volumus universis, quod comburgensis noster Richardus Hagelstenn et uxor eius

duos mansos in villa Uppem suis comparaverunt denariis cum omni fructu et utilitate vitae suae temporibus percipiendos post discessum ipsorum medietatem praedictorum mansorum leprosis extra muros Hildens[emensis] civitatis, reliquam medietatem sacerdoti ibidem ad capellam sanctae Catarinae celebranti pro remedio animae ipsorum liberaliter contulerunt. Ne super hiis oriatur imposterum dubitatio, praesens scriptum dedimus et illud sigillo nostrae civitatis munivimus ad cautelam. Amplius dominus Heidhenricus archidiaconus sancti Andreae et dominus Wernerus plebanus eiusdem ecclesiae sigilla sua fecerunt apponi huic cartulae ad maiorem evidentiam huis rei. Datum anno domini millesimo CCLXXX secundo, 14. kalendas augusti.

---

a) am Rande nachgetragen.

1322 März 28 [1]). Hildesheim.

Bischof Otto von Hildesheim entscheidet einen Streit über 2 Hufen in Uppen zwischen dem Katharinenhospital daselbst und denen von Evessen.

Nos Otto dei gratia Hildense[mensis] ecclesiae episcopus praesentibus recognoscimus litteris sigillo nostro sigillatis, quod, cum inter Theodoricum rectorem [a]) capellae sanctae Catharinae extra muros [b]) Hildens[emenses] pro se suaque capella iam dicta [c]) et leprosorio ibidem ex una et pueros [d]) Hermanni quondam dicti vorn Evessen Hermannum videlicet et eius frates parte ex altera super duobus mansis sitis [e]) in Uppem capellae et leprosorio praedictis [f]) pertinentibus lis et quaestio verteretur, dictis inquam pueris contendentibus eosdem mansos pro censu hereditario retinere, coram nobis placitatum fuit amicabiliter in hunc modum, quod pueri Hermanni quondam praedicti dictos mansos tribus habebunt annis a die beati Petri ad cathedram nunc praeterito proxime et continue numerandis et medio tempore loco census unam plau-

---

[1]) Daß es 1322 und nicht 1222 heißen muß, ergibt sich zweifelsohne aus einer Urkunde von 1323 Februar 9, in der sich die Söhne weiland Hermanns von Evessen Bischof Otto II. von Hildesheim gegenüber zur Zinszahlung von einer Hufe und Hofstätte in Uppen verpflichten (K. Doebner, UB. Stadt Hildesheim I, 748), ganz abgesehen davon, daß 1222 Konrad in Hildesheim Bischof war.

stratam [g]) et dimidiam annonae, dimidiam videlicet siliginis, dimidiam ordei et dimidiam avenae forensis puritatis et valoris de eisdem mansis rectori capellae et leprosorio praedictis persolvent in festo beati Michaelis anno quolibet expedite. Hiis vero tribus annis elapsis iidem duo mānsi ad iam dictos rectorem et leprosorium sine omni contradictione et absque difficultate qualibet redibunt pro suis usibus disponendi [h]) libere et locandi per eos alii seu aliis iuxta suae arbitrium voluntatis. Praeterea nos consules civitatis Hilden[semensis] publice protestamur, quod dicti pueri Hermanni quondam nostri concives cum rectore capellae praefato in nostra constituti praesentia recognoverunt praemissa singula coram nobis adducentes [f]), quod vel ipsi vel aliquis seu aliqui eorum nomine post dictum terminum nec debebunt nec poterunt in praefatis bonis sibi iuris alicuius vendicare, sed ea sine omni impedimento et exceptione, ut praemittitur, remittere rectori capellae et leprosorio saepe dictis, rogantes etiam pro sigillo civitatis, quod ad eorum preces et desiderium apponimus in horum testimonium huic [f]) scripto.

Actum et datum Hilden[sem], anno domini MCC[C] vicesimo secundo, dominica, qua cantatur Iudica.

---

a) procura getilgt und rec vor torem nachgetragen. b) extra muros am Rande nachgetragen. c) suamque capellam iam dictam. d) pueris. e) übergeschrieben. f) am Rande nachgetragen. g) plaustertam. h) s am Schluß getilgt.

Das Konstablergelag in der Altstadt Braunschweig und die Gelagsbrüderschaft.

Von

Hans v. Glümer.

Konstabler ist ursprünglich ein militärischer Begriff; unter Konstabelei verstand das mittelalterliche Kriegswesen eine kleinste taktische Einheit im Felde, die wir als Beritt (stabulum = Stall) bezeichnen. Mehrfach begegnet das Wort Konstabler im Bürgertum des Mittelalters in enger Beziehung zum Stadtpatriziat, was sich dadurch erklärt, daß dessen Angehörige auf Grund ihres Vermögens allein in der Lage waren, ihrer Stadt den kostspieligen Reiterdienst persönlich und mit geworbenen Knechten zu leisten; so hießen in Magdeburg die Patriziersöhne, die ritterliche Übungen pflegten, Konstabler, in Straßburg die Bürger, die der Stadt in ihren Fehden zu Pferde dienten, und in Zürich war das Wort zur Standesbezeichnung der Patrizier überhaupt im Gegensatz zu den Zünften geworden.

Auch in Braunschweig hören wir von Konstablern, freilich in einer andern Bedeutung: es sind hier die von den Ratskollegien der einzelnen Weichbilder berufenen Ordner der Ratsgelage, d. h. der von ihnen zu gewissen Zeiten veranstalteten Festlichkeiten. Wie dieses Amt zu seiner Bezeichnung kam, wird in einem Aufsatz in Stück 42 der Hannoverschen Beiträge von 1760 erklärt, der von den Fastnachtsgelagen des Rates zu Hannover, Tafelrunde genannt, handelt. Der Verfasser sieht den Ursprung dieser Tafelrunde in dem Bestreben des höheren Bürgertums, es dem Adel in der Pflege ritterlicher Sitte gleichzutun; die ritterliche Tafelrunde aber habe aus Gesängen, Lanzenspiel und Gelagen bestanden, und die Leiter der Kampfspiele habe man Konstabler genannt. Durch Zitate aus Kämmereirechnungen des 14. Jahrhunderts wird dann nachgewiesen, daß auch die Tafelrunde des Rates von Hannover Turnier und Gelage verband und Konstabler dabei die Festordner waren. Der

Ausdruck „tavelrunne“ findet sich einigemale auch in Braunschweiger Kämmereirechnungen, aber wie es scheint nur, wenn es sich um mit Turnier verbundene Gelage zu Ehren des Herzogs handelte, sonst werden die von den Konstablern geleiteten Gelage hier Ratsgelage oder Konstablergelage genannt. Nach allem ist anzunehmen, daß das Konstablertum in Hannover und in Braunschweig ein Rest rittertümlicher Betätigung der Patrizier war.

Die früheste Erwähnung des Konstablergelags der Altstadt Braunschweig liegt in einem Ratsbeschluß vom Jahre 1356 vor; danach war der Rat „des overengekomen myd den de to dem rade gesworen hebben, dat de kunstavele to paschen un to pinkesten enscholden nicht verdon malk enboven ene mark, to sunte mertens dage scal malk verdon nicht boven ene halve mark, to wihnachten un to vastelavende scal malk nicht verdon boven ene mark, myn mochten se wol verdon“. Also zu jener Zeit fanden in der Altstadt alljährlich fünf Konstablergelage statt, die den Konstablern erhebliche Kosten auferlegten; bedeutete doch die vom Rate auf $4^1/_2$ mark begrenzte Aufwendung damals schon ein hinreichendes Jahreseinkommen.

Zwischen dieser und der nächsten uns vorliegenden amtlichen Erwähnung des Konstablergelags liegt die große Schicht, der Gildenaufstand des Jahres 1373, der sich gegen die Patrizierherrschaft wandte.

Als nach jahrelangen äußeren Wirren, der Folge dieses Aufstandes, auf Grund der neuen Verfassung ein Rat gebildet war, in dem auch Angehörige der Gilden saßen, war es dessen ernste Sorge, Ordnung in die städtischen Finanzen zu bringen. Zu den getroffenen Sparmaßnahmen gehörte u. a. der Fortfall der Zuschüsse der Weichbilder zu ihren Konstablergelagen. Eine Bestimmung in dem Anfang des 15. Jahrhunderts verfaßten „Liber ordinarius“, einer Übersicht über die gesamte Stadtverwaltung, läßt vermuten, daß man die von den Räten ausgehenden Festlichkeiten überhaupt auf die Fastnachtsgelage beschränkte; es heißt da nämlich: „Vortmer verteyn nacht vor lutteken Vastelavendsdage edder darby plecht eyn jowelk rad up synen wikbelde de kunstavele to settende unde to biddende, de dat bekosteghen unde vorheghen dat de lude up dem radhuse dantzen unde guden hoghen syn der stad to erbarheyt alse de wonheyt is unde up jowelken wikbelde plecht to wesende. De rad in der oldenstad biddet twene ut orem sittenden rade unde teyn

ut der Oldenstad, de one dunket, dat se dat bilken don moghen darumme dat se unde ore husvrouwen pleghen up dat hus tom dantze to gaende. De vorscreven twolfe vorstan der kunstavelye uppe dem huse in der Oldenstad van orer eghen kosten, unde de rad biddet se, da se de kosten metlik maken unde neyn overmethige teringe don men alse dat oldinghes was up dat deienne, de de rad darto biddet, sek dar nicht swar to maken. Unde de rad süt gerne, dat deienne, de van des rades weghen Kunstavele syn, dat also bespreken myd oren kumpanen, dat de koste metlik werde."

Wenn diese Richtlinien für das Konstablergelag in dem Weichbild Altstadt im Liber ordinarius aufgenommen sind, so spricht das für seine besondere Wertung. Die Altstadt war der Vorort unter den fünf Weichbildern, ihr erster Bürgermeister führte den Vorsitz im Gemeinen Rat, in ihr konzentrierten sich mancherlei Angelegenheiten der Gesamtverwaltung, u. a. die Repräsentationspflichten der Stadt. Dazu gehörte auch die Einladung distinguirter Besucher der Stadt, wie Fürstlichkeiten, Gesandter, zur Teilnahme am Fastnachtsgelage, wozu das in der Altstadt die gegebene Gelegenheit bot. Es mag sich auch vor den Fastnachtsfeiern der anderen Weichbilder durch eine kultiviertere Form der Geselligkeit ausgezeichnet haben, war doch hier der Sitz der vornehmsten und ältesten Geschlechter, denen man wohl eine gewisse Überlegenheit in sozialer Kultur zusprechen darf.

Von dem Verlauf eines Fastnachtsgelags im Anfang des 15. Jahrhunderts gibt uns eine „Ordnung aus der Neustadt vom Jahre 1411" ein Bild. Als erstes war den vom Rat eingesetzten Konstablern aufgegeben, die Schaffer (Rechnungsführer) zu wählen, Spielleute zu mieten und Feuerung zu beschaffen. Demnächst mußten zwei die Männer und Frauen zur Teilnahme einladen; es wird sich dabei wohl auch hauptsächlich um Angehörige der Oberschicht gehandelt haben. Die Veranstaltungen bestanden in vier gemeinsamen Gelagen der Männer, an die sich Reigentänze mit den Frauen anschlossen, und drei dem Tanz mit den Frauen gewidmeten Abenden, der Rosenmontag war die Krönung der Festlichkeiten, die vierzehn Tage vor Fastnachtssonntag ihren Anfang nahmen. Genaue Vorschriften wurden über die Bewirtung und die Heranziehung der Gäste zu den Kosten gegeben; z. B. sollen die Konstabler zu den Gelagen „brot oplegen un tovorn gheven eyn Rechte edder twe schinken un ses woste unde keze unde allerleye" und

„se schullen nemen van den ghesten van den, de dar wyn drinket, eyn quarter unde van den twene pennige, de de drinket ber". Am lüttken vastelavendes avende, d. h. beim gemeinsamen Tanz sollen sie gleichfalls Brot, Käse und Zukost spenden und „se scholden nemen eynen schilling to wyne van dem de dar myt syner husvrouwe were unde acht pennige van dem de dar neyne husvrouwe enhedde un ver pennige to bere van deme de dar eyne husvrouwe hedde un dree pennige van dem de neyne husvrouwe enhedde". Am ersten Sonntag sollen sie die Gäste ehren und kein Geld von ihnen nehmen. Auch sonst sind ihnen und auch den Gästen gewisse Spendierungen auferlegt; „wan de danz gegan is" „schullen de konstavele de vrouwen schenken" d. h. ihnen eine Erfrischung reichen, am Fastnachtsmontag ehrt jeder Mann die Frauen mit einem halben stoveken Wein, die jungen Frauen, die sich im abgelaufenen Jahre vermählt haben, spenden heiße Wecken und frische Butter, die Frauen, die das Fest zum ersten Male mitmachen, je ein stoveken Wein. Auch die Juden sind nach altem Brauch an diesem Abend zu einer Weinspende verpflichtet. Es ist bemerkenswert, daß hier nur von Frauen die Rede ist, Jungfrauen scheinen durch die herrschende Sitte ausgeschlossen zu sein, erst in der nachreformatorischen Zeit hören wir auch von Jungfrauen als Teilnehmerinnen am Fastnachtsgelage in der Altstadt. Wenn in dieser Gelagsordnung Essen und Trinken stark in den Vordergrund tritt, so wurde der Tanz als ein wesentliches Moment nicht vernachlässigt. In einer späteren „Ordnung" gleichfalls des Fastnachtsgelags in der Neustadt heißt es im Eingang: „We wol dantzen un springen kan, den hebben de fruwen alderlevest, we des nicht enkan, de sitte stille un lathe sich goetlicken don, sunder in groeten vastelavendes dage des avendes schal eyn islick by syner eeliken fruwen dantzen den schauwelreigenn". Und eine weitere Bestimmung ordnet an, daß diejenigen, die das Trinken dem Tanze vorziehen, ihr Bier bezahlen müssen, während es auf der „fruwen dorntzen", d. h. beim Tanze von den Konstablern umsonst verschenkt wird.

Daß mit den sieben offiziellen Zusammenkünften die Lustbarkeiten noch nicht, wohl aber bisweilen die Beteiligten erschöpft waren, entnehmen wir der Bestimmung, daß die Konstabler für die Beköstigung der Spielleute am Fastnachtsdienstag zu sorgen hatten, auch wenn kein gemeinsames Mahl stattfand. Ihre letzte Amtshandlung war, am ersten Tage der Fasten Brot aufzulegen und

Mandelkerne und jedem Gast einen Häring und „bungenstöcke“ — wohl ein Fastnachtsgebäck? — zu reichen.

Ähnlich dem der Neustadt mag das Konstablergelag der Altstadt alljährlich verlaufen sein, nur daß es sich durch größere „Solemnität“ auszeichnete, so geschahen die Einladungen unter Inanspruchnahme der Diener und Pferde des Rats, sein Schauplatz war das repräsentative Altstadtrathaus. Die Geschichte dieses Gelags ist aber deshalb von Bedeutung, weil es zum Krystallisationspunkt des neuen Patriziats wurde, daß sich nach der großen Schicht des Jahres 1374 bildete, und weil es mancherlei seiner Wesenszüge widerspiegelt.

Auf welchen Rechtstiteln das Monopol gewisser Familien auf die Besetzung der Ratsstellen vor jenem Aufstand beruhte, ist nicht bekannt, sein Sinn war jedenfalls gewesen, dies Monopol zu brechen und allen Kreisen der Bürgerschaft den Zutritt zum Stadtregiment zu eröffnen. Aber zu tief noch wurzelte in jener Zeit die Anschauung vom ständischen, ja erbständischen Charakter jeder Lebensbetätigung, um — namentlich bei einem noch wenig ausgebildeten Berufsbeamtentum — die Verwaltung des Gemeinwesens davon auszunehmen. So bürgerte es sich von neuem ein, daß bestimmte Familien, deren wirtschaftliche Lage ihnen die mit dieser Tätigkeit verbundenen Opfer an Zeit und Kräften gestattete, und deren Angehörige in privater Betätigung als Verwalter großen Familienbesitzes oder als Kaufherren besondere Befähigung, vielfach auch durch Universitätsstudium eine fachliche Vorbildung erwarben, — daß solche Familien von Generation auf Generation im Rate vertreten und in ihm maßgebend waren. Zum Teil waren es die gleichen Familien, die von altersher dem Gemeinwesen vorgestanden hatten, zum Teil neu emporgekommene und neu hinzugezogene.

Aus diesen Familien und aus anderen, die in gleicher Lebenslage waren, bildete sich von neuem eine soziale Oberschicht der Stadtbevölkerung, der Stand der Geschlechter. In offiziellen Urkunden findet sich diese Bezeichnung zum ersten Male in dem Rezeßbrief des Jahres 1488, der die damaligen Wirren in der Bürgerschaft zum Abschluß brachte; es heißt in ihm: „ok scal neyn van den oversten (d. h. den Ratsmitgliedern), den slechtern, borgeren offte inwonern sine egen perde up den marstalle (den städtischen Stallun-

gen) beslagen laten". Es ist nicht ausgeschlossen, daß hier noch eine Abirrung des amtlichen Stils in einen üblich gewordenen Sprachgebrauch vorliegt; daß aber die „Geschlechter" spätestens im Laufe des 16. Jahrhunderts die rechtliche Anerkennung eines Geburtsstandes erreicht hatten, zeigt die Luxusverordnung von 1573, in der ihnen gewisse Vorrechte in der Tracht eingeräumt werden, wie sie sich in älteren Luxusverordnungen auf die Vermögenslage gründeten.

Worauf nun die Zugehörigkeit zu den Geschlechtern beruhte, bedürfte einer eingehenden Untersuchung, jedenfalls müssen sie im Laufe der Zeit eine geschlossene Gruppe geworden sein, wie jene Luxusverordnung verrät. Und zu dieser Gruppenbildung scheint das Konstablergelag wesentlich beigetragen zu haben; es wurde mehr und mehr aus einer Angelegenheit und einer Veranstaltung des Rats zu einer solchen der Geschlechter.

Diese Wandlung zeigt sich u. a. in den Anlässen, die zu verschiedenen Malen zum Ausfall des Konstablergelags führen; im 15. Jahrhundert sind es noch Umstände, die das Gemeinwesen berühren, Fehden der Stadt, innere Unruhen, aber im 16. Jahrhundert begegnen neben derartigen politischen Begründungen auch solche, die sich auf die Geschlechter allein beziehen; so heißt es vom Jahre 1566, daß kein Gelag stattfand wegen der Trauerfälle in den Geschlechtern, und 1577: „dies Jahr wurden keine Konstabler gekoren wegen vielen Unglücks, so unter ezlichen von den Geschlechtern vorhanden, als sonderlich den Leynen, deren zwei neulich gestorben als Diedrich von der Leyne der Bürgermeister und Tile von der Leyne, sein Sohn, die auch in so große Schuld geraten, daß, da sie Gott länger leben lassen, noch woll zum Tor hinaus gemußt hätten. (Auch die Peinen hatten so große Schulden, daß sie angeklagt die Stadt räumen mußten.) So stunden wir auch nicht einig mit Herzog Julius, also daß die Bürger auf dem Walle und führ den Toren wachen mußten. Daß also das Gelag dieß Jahr verblieb, Allein im großen Fastelabendstage ließ sich ein jeglicher ein Gerichte nachtragen und das Getrenke zalte jeglicher umb seinen Pfennig."

Das kam schon vorher einige Male vor, daß beim Ausfall des üblichen Konstablergelags ein „klein Gelag" stattfand. So im Jahre 1549, als das Gelag wegen Feindseligkeit des Herzogs gegen die Stadt nicht ordentlich gehalten wurde; „man hielt aber ein klein

Gelag nur im großen Fastelabend. Da kam Herzog Franz von Lüneburg, der damals Gifhorn innehatte, mit seinem Gemal und Frauenzimmer herein. Den hatte man da auf dem Rathause mit seinem Gemal, Junckern und Frauenzimmer zu Gaste und hielt mit denen unsrigen Vastelabend. Der gemeine Rat tat denen Gelagbrüdern einen Vorteil zu diesem Gastgebot." Auch im folgenden Jahre fiel das ordentliche Gelag aus, „allein die Herren und Juncker, so allhier in der Stadt, mit welchen sich ein erbarer Rat verbunden hatte, hielten mit den Gelagbrüdern den unsrigen ein Gelag auf dem Rathause ein jeglicher umb seinen Pfennig."

In diesen Notizen, die auch die repräsentativen Aufgaben des Konstablergelags andeuten, ist der Ausdruck „Gelagsbruder" bemerkenswert; die ständigen Teilnehmer am Gelag haben sich demnach zu einer Bruderschaft zusammengeschlossen, der üblichen Form der Vereinigung von Laien. Wann das geschehen, ist nicht festzustellen, auch über ihre ursprüngliche Ordnung ist nichts überliefert. Das Wort wird in den freilich erst viel später aufgezeichneten Berichten über das Konstablergelag der Altstadt vom Jahre 1529 an gebraucht; eine Aufzeichnung der Todesfälle, wie sie in Bruderschaften üblich war, beginnt mit dem Jahre 1544, ist aber nicht lange durchgeführt. Sonst hören wir von den Lachbrüdern, daß sie im Jahre 1550 „under der lowen up dem walle tom hus to partus" (auch als bona partus bezeichnet) den Beschluß faßten, von ihrem Hausbräu ein gewisses Quantum zu spenden, und zwar die Bier zum Verkauf brauen, ein ganzes, die andern ein halbes Faß; die Spende wurde auf mehrere Jahre verteilt. Es scheint sich bei dieser Örtlichkeit, die wohl identisch ist mit dem Lusthause auf dem Walle, in dem das Pantaleonsgelag im Sommer abgehalten wurde, um ein Klublokal zu handeln. Hier waren die Herren unter sich, konnten ihre Stadtangelegenheiten besprechen und in ihrem Kreis Zucht und Sitte pflegen, wie sie denn den jungen Vechelde, der berauscht zum Gelag kam und Zänkerei anfing, zu 10 Thlr. Buße verurteilten. Im 17. Jahrhundert wurde das Klipphaus der bevorzugte Versammlungsort der Gelagsbrüder.

Der Besitz eines Klublokals und die Abhaltung auch anderer Gelage bezeugt, daß das Konstablergelag des Rats nicht der alleinige Zweck der Bruderschaft war. Aber wie sie von ihm ihren Ursprung genommen hatte, so war es doch ihre bedeutsamste Betätigung. Bei dieser Gelegenheit trat sie als repräsentative Körperschaft im

Dienste des Rates auf, wie etwa der Hofstaat im Dienste des Fürsten, hier trat ihre soziale Überlegenheit über die übrige Bürgerschaft besonders in Erscheinung. Solche Überlegenheit war in der Tat vorhanden, denn die Gelagsbruderschaft war, wie aus vielem hervorgeht, eine Vereinigung der Geschlechter.

Es entspricht das ihrem Ursprunge aus dem Konstablergelag. Solange die Ratsfähigkeit sich auf das Patriziat beschränkt hatte, war der aristokratische Charakter des Konstablergelags selbstverständlich, es war für Braunschweig das, was der Geschlechtertanz in anderen deutschen Städten war. Diesen aristokratischen Charakter hatte es durch die Jahrhunderte gewahrt trotz der veränderten Verfassung, die jedem Bürger Ratsfähigkeit zusprach; das verraten die vom Jahr 1404 ab vorhandenen Listen der Konstabler, in denen nur selten Namen erscheinen, deren Zugehörigkeit zu den Geschlechtern fraglich ist oder verneint werden muß. Wenn im Jahre 1488 der Bürgermeister Boemhauwer, ein Anhänger des Ludecke Holland, und andere Aufrührer als Konstabler fungierten, mag das nicht geringes Zähneknirschen unter der Junkerpartei hervorgerufen haben; die Wahl des Meister Spackholt, eines Arztes, in den 50er Jahren des 15. Jahrhunderts war dagegen ein Kompliment vor seiner akademischen Würde.

Die „Lachbruderschaft“ als Geschlechterverein wird am stärksten durch eine Verhandlung bezeugt, die der Küchenrat (ein engerer Ausschuß des städtischen Rats) im Jahre 1569 mit den Lachbrüdern abhielt, „die mit ihm zum Rathause gehen und die gewöhnliche Collation des Rats zu halten pflegen;“ er eröffnet ihnen: „Nachdem zu diesen geschwinden und teuren Jahren die Fastelavendes und andere des Rats Gelage sich fast hoch beliefen und erstreckten, das demnach ein erbarer Rat bedacht und endschlossen war, eine gewisse Anlage und Contribution von gemeinen Lachbrüdern auf ezliche Jahre lang zu fordern, auch selbst mit zu erlegen, und was davon jerliges aufkommen und auf Zinse belegt werden könnte, dasselbe sollte gemeinen Lachbrüdern und vohrnehmlich denen, die jerlig Konstabler in der Fastnacht waren, zum Besten und zur Hilf angewandt werden.“ Die Lachbrüder erklärten sich mit Dank für des Rates Fürsorge, „darmit den Fastelavendesgelagen möchte gedient werden,“ für sich und ihre Nachkommen bereit, selbst sofort je 10 Gulden zu dem beabsichtigten Fonds zu zahlen und den gleichen Betrag von jedem zu erheben, der zum ersten Mal am Gelag teil-

nähme; „würden aber andere von den Geschlechtern aus anderen Weichbildern sich in die obere Stadt befreien und zu wonende begeben oder dar aus fremden Orten welche hierher kommen und dieser Gelage mit genießen und solche vom erbaren Rate erhalten würden, dieselben sollen darzu nicht verstattet noch zu Lachbrüdern aufgenommen werden, sie hätten denn zuvor 20 Thlr. erlegt;" deren Kinder sollten dann die Gelagbruderschaft mit 10 Gulden erwerben können. Damit war der Rat einverstanden und war auch bereit, die „krudepennige", die seit altersher den ehrbaren Frauen (wahrscheinlich sind es die Frauen der Geschlechter) alljährlich beim Schreiten des Bastreigens (Maireigen) gereicht wurden, künftig der Bruderschaft zu ihrem Fonds zu überlassen. Über Einnahme und Ausgabe aus den Mitteln der Bruderschaft sollte von einem städtischen Kämmerer Buch geführt und alljährlich über das Vermögen Bericht erstattet werden, wenn die Konstabler gewählt wurden.

Dieses Abkommen bedeutete nichts weniger als die Überweisung des bisher vom Rate veranstalteten Fastnachtsgelages in die Zuständigkeit der Gelagsbruderschaft, und so wurde es auch von dieser aufgefaßt, die sich im Jahre 1639 auf die Verhandlungen von 1569 mit den Worten berief: „Bei Aufrichtung dieses ihres bewilligten Gelags ...". Das Fastnachtsgelag wird von jetzt ab grundsätzlich nur den Geschlechtern zugänglich, über Ausnahmen entscheidet die Bruderschaft und beschränkt die Zulassung, wo sie, wie etwa vom Bürgermeister Büring ex officio nachgesucht wird, auf die Person unter Ablehnung etwaiger Rechtsansprüche seiner Nachkommen; auch der Zehntmann Gerdt Harden, der Schwiegersohn eines von Damm, wird zugelassen, ohne daß seinen Erben daraus eine Gerechtigkeit erwachse. Dagegen wird dem nach dem Hagenweichbild verzogenen Philipp von Damm und dem zu Halberstadt wohnenden D. Conrad Pawel als Altstadtpatriziern die Teilnahme am Gelag gestattet.

Die Beziehungen der Bruderschaft zum Rate, der ihr Vermögen verwaltete — wenn auch die Ältesten darüber verfügten, Renten kauften und die Ausgaben anwiesen — waren in der folgenden Zeit sehr eng, nach wie vor wurden die Konstabler vom Rate gewählt und noch einmal zeigte der Rat sein Interesse am Gedeihen des Gelags, indem er 1583, als es wegen der Pest und „des schlechten narlosen Zustandes" unterbleiben mußte, den Vorschlag machte, daß die gewählten Konstabler einen ihren durchschnittlichen

Aufwendungen entsprechenden Betrag einzahlten, „zur mereren Verbesserung des erlichen Gelags aufkünfften umb der lieben Posterität halber". Die Verbundenheit des Rats mit der Bruderschaft tritt auch bei Gelegenheit einer Schenkung des Jobst Cale im Jahre 1579 zu Tage; aus Anlaß seiner 40 jährigen Bürgermeisterschaft überreichte er „der erlichen Gesellschaft des Cunstavellages in der Altenstadt Braunschweig ein säuberlich und wolgemacht Kleinod, nemblich eine silberne Gießkannen und Handbecken, welche beide Kleinoter zusambde wiegen viertzehn marck silbers und kosten an Golde, silber und machelohn überall dreihundert und einen Gulden und sechs groschen, ihr zwantzig mariengroschen vor den Gulden zu nehmen, welche (Kleinode) zu künftigen Zeiten jhe und allewege beim alten Stadt Radhause bleiben und zu den jeweiligen Collationen und Gelagen daselbst gewendet und ihrer beider (seiner und seiner Frau) bei allen ihren Nachkommen erlich und rühmlich darbei solle gedacht werden". Als Symbolum der Gemeinschaft, wie es dem wesentlichen Zweck der alten Bruderschaften, Ehrung der Verstorbenen entsprach, wurde im Jahre 1590 eine Sargdecke angeschafft, zu deren Kosten jeder Lachbruder 2 Thlr. zu entrichten hatte, auch die künftig neu eintretenden; 1609 wurden dann noch Trauermäntel und Trauerhüte beschafft, deren Gebrauch bei der Leichenfeier aber nur gegen Zahlung einer Gebühr erfolgte, von der der dritte Pfennig in den Armenkasten von St. Martini fallen sollte. Es kam öfter vor, daß die Familien ihre Verstorbenen, die aus irgendeinem Grunde, sei es wegen Krankheit, hohen Alters oder großer Jugend, nicht Mitglieder der Bruderschaft waren, nachträglich einkauften, um sie der Ehre des „liklakens" (Sargdecke) teilhaftig werden zu lassen.

Im Jahre 1598 fand das Fastnachtsgelage für längere Zeit zum letzten Male auf dem Altstadtrathause statt, die Wahl von Konstablern scheint schon 1596 eingestellt worden zu sein. Denn böse Zeiten waren über die Stadt hereingebrochen; der schon jahrelang anstehende Konflikt mit dem Herzog Heinrich Julius, dem die Stadt die Huldigung verweigerte, nahm immer ernstere Formen an und sollte in Kürze zum offenen Kriege führen, dazu regte sich von neuem in der Bürgerschaft der Widerspruch gegen die Beherrschung des Rats durch die Geschlechter und führte im Jahre 1602 die politische Umwälzung herbei, die sich an den Namen Henning Brabants, des Führers der demokratischen Partei, knüpft. Wenn

diese auch nur zwei Jahre lang sich ihres Sieges erfreuen durfte und schon 1604 die aus dem Rate verdrängten Patrizier ihre Sitze wieder einnahmen, nachdem Brabant und eine Reihe seiner Parteigenossen unter der Form des Rechts der Rache ihrer Gegner zum Opfer gefallen waren — ihre frühere Machtstellung erreichten die Geschlechter nicht wieder. Zunächst waren sie freilich wieder obenauf, und mit ihnen die Gelagsbruderschaft. Vom Jahre 1605 schreibt einer von ihnen, Pawel, in seinem „Ratsregister": Nachdem vergangenes Jahr durch Gottes wunderliche Schickung der Brabantsche Aufruhr so viel sein können, gedempfet, etzliche darüber am Leben gestraft und hinwiederum etzliche alte Herren in ihren Regierstand eingeführt worden, so ward von denselbigen Herren mit sämtlichen Gelagsbrüdern vor hochnötig angesehen, weil dies Gelag sider 1598 beides der großen Uneinigkeit und Mißhelligkeiten in und außer der Stadt uf dem Radhuse, worvon die von den Geschlechtern mit ihrem Gelag gänzlich abzubringen viel unruhige Leute sich aufs äußerste bemüht hatten, nicht gehalten worden, mehrenteils zur verneuerung und erhaltung der possession als zur Lust und Freude zu begehen." Es war also um Erhaltung der Gerechtsame willen, daß man trotz der unruhigen Zeiten wieder einmal das Rathaus für ein Fastnachtsgelage wenn auch in beschränktem Umfang in Anspruch nahm.

Denn in der Tat, zu Lust und Freude war die Zeit nicht angetan. Der Zwist mit dem Herzog dauerte fort bis zu seinem Tode und wurde von seinem Nachfolger Friedrich Ulrich aufgenommen; er hatte zur Verhängung der Reichsacht über die Stadt und zu großer wirtschaftlicher Schädigung des Gemeinwesens und seiner Bürger geführt.

Den Geschlechtern brachten die Verhältnisse neben der wirtschaftlichen Einbuße noch weitere Verluste an politischer Geltung. Sie standen, wenn nicht alle, doch größtenteils im Lehnsverhältnis zum Herzog, es konnte darum nicht ausbleiben, daß ihre innere Stellungnahme in dem Kampfe gegen diesen zwiespältig war, was ihre Tatkraft in der Leitung der städtischen Politik lähmte. Zudem war diese so verwickelt und schwierig geworden, daß der Berufsbeamte, der Syndikus, nicht mehr auf die Exekutive beschränkt blieb, sondern mehr und mehr maßgebenden Einfluß auf die Richtung der Politik gewann. So hatten den Geschlechtern ihre Lehnsbeziehungen zum Feind der Stadt das Vertrauen in ihre Loyalität, die

politische Betätigung der Syndici ihr Autorität bei ihren Mitbürgern geraubt, und als im Jahre 1617 die Gelagsbrüder beschlossen, das gewöhnliche Fastelabendsgelag wieder hervorzusuchen und zu halten, mußte man feststellen, daß bereits seit Jahren niemand ex medio Patriciorum in dem Rat geduldet und erkoren worden. Man wagte darum nicht, um das Altstadtrathaus als den seit jeher für das Fastnachtsgelag üblichen Schauplatz zu bitten, sondern kam in Statius Calen Behausung zusammen am Rosenmontag auf Einladung durch den Auf- und Silberwärter Bernd Kagen, am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag ohne Einladung; vor dem Haus wurde, „wie es zu Hochzeiten geschiehet, dreimal uffgespielet, auch im Anfang des Gelages aller Unwill und Unlust bei Verlust einer Tonnen Breyhanen und höher zu bestrafen angesetzet und verkündet". Zu diesem Gelag hatte man den Küchenrat und die Geistlichen der Stadt eingeladen; der Rat blieb aus, die Herren Geistlichen aber „haben sich dort des ersten Tages, wie gebräuchlich, gar bald eingefunden und nicht gelind gegessen und getrunken, wie bei solcher Occasion zu tun ihre Gewöhnung einmal ist."

Auf das Rathaus ist die Bruderschaft mit ihrem Fastnachtsgelag nicht mehr gekommen, es hatte seine Bedeutung für den Städtischen Rat verloren und war nichts mehr als eine Veranstaltung der Altstadtgeschlechter. Als solche fand es noch bis 1688 mit manchmal mehrjährigen Unterbrechungen bald in dieses, bald in jenes Mitglieds Behausung, bald im Klipphaus statt, die Einkünfte aus dem Vermögen dienten jetzt auch häufig gemeinsamen oder persönlichen, dem Hauptzweck fremden Interessen; so war für das Gelag des Jahres 1617 keine Rente vorhanden, „da sie zu besserer Fortsetzung und Wiedererlangung unserer eingezogenen Lehngüter zu Verehrungen an vornehme Beförderungsherren sein gebraucht und verwandt, darvon mehr zu wissen allem und jedem nicht dienlich und ersprießlich". Öfter werden Darlehen an einzelne Mitglieder gegen Verzinsung gegeben, einem Walbeck streckte man 50 Thlr. vor, um gegen seinen Sohn erhobene Ansprüche wegen eines gebrochenen Eheversprechens zu befriedigen.

Ein wenig erfreuliches Bild von der Lebensauffassung einer Mehrheit in der Bruderschaft gewinnt man aus den Berichten über die Gelage während des 30 jährigen Kriegs. Immer wieder klagen die Ältesten, die Verfasser dieser Berichte, daß die Bruderschaft trotz

der Notzeit und trotz der Mahnungen des Rats nicht davon abläßt, Fastnacht möglichst ausgiebig zu feiern. So heißt es vom Fastelabendsgelag 1641: „So hat aber so wenig die Itzige betrübte Zeit, die einen jeden an seinen Gütern so hartt drücket, daß manß fühlet, alß andre erinnerungen (der Rat hatte nämlich Fastnachtsfeiern verboten) bei mehrenteils nicht stattfinden können, Sondern haben die Gelagsbrüder unter sich ohne Frauen Zusammen zu kommen sich belieben laßen, Jedoch in der stille ohne spielleute, welches gleichwoll so weit noch zu loben." Das Stattfinden des Gelags im Jahre 1642, „da man im Jahre vorher wegen der Kriegshandlungen kein Körnlein von seinen Lehngütern im Lande bekommen konnte," tadelt Conrad Pawel: „noch dennoch mußte dieses Gelag gehalten werden, daher auch viel seltzam iudicia in der Stadt fielen." Seinen Bericht über 1643 beginnt er mit einem längeren Exkurs über den Wert der Einigkeit, deren Mangel in der Bruderschaft er beklagt, wobei er als rühmenswerte Beispiele die „Herren Staaten von Holland und das Schweizer Bündtniß anführt; er fährt fort: „So giebtß ja die tegliche Erfahrung, wann uneinigkeit, Haß, Neidt und Verachtung unter ein geringe Zusammensetzung oder Collegium kombt und nicht gedempfett wirdt, Eß muß zerrinnen ... Mehr mag ich von diesem Fraßnachtsgelage (sic) nicht schreiben, da sonst wohl ad speciem zu gehen wehre, welche Meister in diesem Spiel gewesen; aber unvonnöten, sie werden sich selber woll kennen;" und ob es wohl christlicher gewesen wäre, zu trauern mit den Trauernden und zu weinen mit den Weinenden, habe man von Montag bis Sonnabend abends auf dem Klipphause gefeiert. Von 1648 heißt es in bezug auf die herrschende Uneinigkeit: „Aber da will der eine hier, der andre dort hinauß. Laßet es so fein Krauß und bundt, dull und krull durcheinander hergehen, wie dieß Jahr geschehen, gewiß, der Fall wirdt nicht weitt sein." Und von 1649 berichtet Wedde Glümer: „Dieses Jahr ist das Fastelabendsgelag gehalten worden mit den Frauen in Günther Hantelmanns Hause. Ist aber nicht von den Eltesten also beliebt worden, sondern man sollte ihnen geben 50 Thlr., da sollten sie sich lustig mit machen. Aber sie haben es so angestellet auf ihre eigene Art, worunter mein sohn wohl vertraulich mitgewesen, denn der fraget nach seinem Vatter nicht. Was sollen sie denn nach anderen Leuten fragen und geht ein jeglicher seinem verworrenen Kopp nach; das ist itzundt, Gott erbarme es, die Welt."

Man sieht, der alte Gegensatz zwischen Alt und Jung spielt hier seine Rolle. Aber abgesehen hiervon und abgesehen von der sittlichen Kritik, die das Verhalten der Gelagsbruderschaft in dieser Zeit hervorruft, spiegelt sich in ihm die Tragik des Braunschweigischen Patriziertums wider. Noch immer fühlt es sich als höheren sozialen Stand in der städtischen Gemeinschaft, aber das, worauf der Anspruch beruht, als solcher anerkannt zu werden, die Erfüllung höherer Aufgaben für die Gemeinschaft, war ihm entwunden. Wohl begegnen noch immer Träger der alten Namen im Rate, aber sie sind darin vereinzelt, der Charakter als Ratsaristokratie ist den Geschlechtern, die sich in der Gelagsbruderschaft zusammengeschlossen hatten, verloren gegangen. Schon manche ihrer Glieder haben sich der Zwecklosigkeit des städtischen Daseins entzogen, wie der kurpfälzische Haushofmeister Carl Pawel oder der hugenottische Rittmeister Bodo Glümer. Die ihm aber verfallen blieben, namentlich der Nachwuchs, wurden leicht ziel- und haltlos und suchten instinktiv Betäubung in Zügellosigkeit, wo sich Gelegenheit bot. Für die Geschlechter war es ein Segen, daß die Stadt sich 1671 den herzoglichen Truppen ergeben mußte und dauernd in die Gewalt des Herzogs kam. Im Dienst des Landesherrn, der ihnen verschlossen blieb, so lange er der Vaterstadt Feind war, eröffneten sich ihnen neue Felder der Betätigung.

Das Konstablergelag hat dieses Ereignis noch um fast zwei Jahrzehnte überdauert. Nachdem es schon 1689 und 1690 ausgefallen war und seine Abhaltung 1690 daran scheiterte, daß sich der Ratsherr Cord Breyer der Schafferschaft weigerte — trotzdem man ihm und seiner Frau bei dem Gelag 1688 die oberste Stelle eingeräumt hatte! —, beschloß man, von dieser Veranstaltung fortan gänzlich abzusehen und die aufkommenden Zinsen künftig alljährlich an die Gelagsbrüder zu verteilen. Deren waren damals nur noch acht, in ihrer besten Zeit um 1570 hatte die Bruderschaft rund 40 Genossen gezählt. Bis ins 19. Jahrhundert hat sie bestanden, ihr letztes Mitglied, Heinrich v. Bechelde, gestorben 1864 als der letzte seines Stammes, hat eine mit pietätvollem Stolze auf die Vergangenheit geschriebene Geschichte des Konstablergelags hinterlassen[1]).

---

[1]) v. Bechelde, Die Fastnachts- oder Constable-Gelage der ratsherrlichen Geschlechter in der Altstadt Braunschweig. Braunschweigisches Magazin 1828, S. 383 ff., 567 ff., 573 ff. u. 589 ff.

Ein Göttinger Altar nach Dürerschen Vorlagen.

Von

Herbert von Einem.

Mit fünf Abbildungen.

Die mittelalterliche Kunst Göttingens hat eine Reihe Altäre hervorgebracht. Sie sind teils verloren, teils heute in Museen. Unversehrt am alten Ort ist nur einer geblieben: der große Hochaltar der Jakobikirche aus dem Jahre 1402[1]). Aber noch ein anderer steht an seinem ursprünglichen Bestimmungsort, freilich auseinandergenommen und in ein neues Gehäuse gefügt: der Hochaltar der Marienkirche, von dem im folgenden die Rede sein soll.

Der Altar ist bis heute in der neueren Forschung unbeachtet geblieben[2]), was mit daher kommen mag, daß in Dehios Handbuch der Kunstdenkmäler (auch in seiner neuesten Auflage) die Marienkirche übersehen worden ist. Seine ursprüngliche Gestalt und sein Schicksal im Lauf der Jahrhunderte erfahren wir durch die (Anmerkung 2 erwähnte) „Zeit- und Geschichtsbeschreibung der Stadt Göttingen" aus dem Jahre 1734 und durch die Kirchenakten. Die „Zeit- und Geschichtsbeschreibung" berichtet wie folgt: „Der überaus künstlich geschnitzte und mit feinem Gold stark überzogene Altar in dieser Kirche tut es an Kostbarkeit und abergläubischer Einfalt

---

[1]) Vgl. Georg Graf Vitzthum, Der Hochaltar der S. Jakobikirche in Göttingen (Göttinger Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte, 1927).

[2]) Von älteren Erwähnungen kommt vor allem die „Zeit- und Geschichtsbeschreibung der Stadt Göttingen" 1734, I, Buch II, Kapitel VIII, Seite 85 f. in Betracht. Auf ihr fußen: „Beschreibung der Kirche Beatae Mariae Virginis in Göttingen" von Pastor F. Miede, 1861 (Kirchen und Kapellen des Königreichs Hannover. Mscr. i. d. Bibl. des Histor. Vereins f. Niedersachsen, M. 177, Band VI), Mithoff, Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen, II, Hannover 1873, Seite 77 und J. H. Müller, Altdeutsche Schnitzwerke (Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1874, Seite 93 und 248). Wollens in seinem verdienstvollen Büchlein „Alte Altarbilder Göttingens" 1927, hat garnicht gemerkt, daß der in der Zeit- und Geschichtsbeschreibung ausführlich beschriebene Altar mit dem heutigen Hochaltar der Marienkirche identisch ist.

allen übrigen in der ganzen Stadt zuvor. Wenn die Flügel alle zugemacht sind, so sieht man auf dem äußeren Plan vier Bilder gemalet. Dieselben stellen vor: 1) der Jungfrauen Mariä Reise zu Elisabeth und deren Bewillkommnung, 2) Josephs und Mariä Reise mit dem Christkind in Aegypten, 3) die Salbung und Krönung Mariä von Gott, dem Vater und Geiste, 4) eine auf dem Bett liegende und sterbende Frauensperson (vermutlich die Mariam) mit vielen bärtigen Juden umgeben, von welchen ihr einer eine brennende Kerze in die Hand gibt. Wenn die Flügel aufgetan werden, so erblickt man auf dem zweiten Plan sechzehn gemalte Bilder, welche das Leiden Christi samt dessen Auferstehung, Himmel- und Höllenfahrt vorstellen. Wenn auch diese Flügel aufgemacht werden, so zeigt sich endlich die inwendigste sehr schön verguldete Tafel. Oben über dem ganzen Plan lieset man in einer Zeile nachfolgendes in Mönchsschrift: „Na . der . ghebort . unsers . Herrn . Jhesu . MCCCCXXVI . is . bereidet . düsse . tafele . to . der . ere . godes . unde . eynem . sunderliken . prise . unde . lowe . der . unbefleckenden . jungfrauen . Mariae . der . moder . godes . unde . allen . godeshilgen . durch . berthold . Kaltrop . unde . henrich . Geisen . to . der . tid . old[er] . lude . Werner . von . esebeck . henric . hohof.[3])“ In dem linken und rechten Flügel sind zusammen sechzehn Bilder der Apostel und Evangelisten, so aber nicht benamt: in der mittelsten Hauptstaffel steht das Bild oder Statue der Mariä in Lebensgröße, sie hält das Christkind auf dem Arm, ist mit der Sonne bekleidet; hat eine Krone von zwölf Sternen nach Apoc. V auf dem Haupt und den Mond unter ihren Füßen. Viele stark mit Gold überzogene Engel schweben neben und über ihr in den Wolken. Unter dieser mittleren Tafel stehet noch mit lateinischen Buchstaben nachfolgende güldene Schrift in güldenem Grunde: „Ave sanctissima Maria, mater Dei, regina coeli, porta paradisi.“

Schon im 18. Jahrhundert hat man — vornehmlich aus baulichen Gründen — die hier beschriebene ursprüngliche Gestalt des Altares verändert, worüber die Kirchenakten willkommenen Auf-

[3]) Die Vermutungen über einen Künstler Berthold Kaltrop, die Wollens a. a. O. ausspricht, sind schon deshalb gegenstandslos, weil der Altar nicht 1426 (wie die Zeit- und Geschichtsbeschreibung falsch angibt), sondern 1524 (wie die richtige Jahreszahl am Altar selbst noch zu lesen ist) geschaffen worden ist. Das „bereidet“ ist doch wohl als „gestiftet“ aufzufassen.

schluß geben. Im siebenjährigen Krieg hatte die Kirche als Magazin gedient. In den 1780er Jahren ging man daran, sie wieder in würdigen Zustand zu setzen. Der Altar konnte in ursprünglicher Gestalt nicht stehen bleiben, weil er für die neue Herrichtung des Chores mit Priechen zu breit war. Da man ihn aber nicht durch einen neuen ersetzen wollte, so veränderte man seine Gestalt derart, daß die Seitenflügel abgenommen[4]) und auf das Mittelstück gesetzt (und zwar so, daß die Plastiken zu sehen, die Malereien auf den Rückseiten aber mit Brettern zugeschlagen waren), die Marienfigur darüber gestellt und an ihrer Stelle die Kanzel eingebaut wurde. Im Jahre 1836 entdeckte Oesterley — der Nachfolger Fiorillos auf dem kunstgeschichtlichen Lehrstuhl der Göttinger Universität — auf der Rückseite der Plastikenwände die Gemälde und veranlaßte, daß diese damals abgenommen, auseinandergesägt und gerahmt im Chor aufgehängt wurden (wo sie heute noch hängen). In den 60er Jahren wurde unter Leitung Hases die Kirche restauriert. Auch der Altar wurde damals wieder auseinandergenommen. Seine endgültig neue — wenig schöne — Form fand er erst 1890.

---

[4]) In den Akten ist nur von einem Flügelpaar die Rede. Es handelt sich — wie auch aus einer den Akten beigefügten Zeichnung hervorgeht — um das innere Paar. Das äußere muß also schon damals nicht mehr am Altar vorhanden gewesen sein. Merkwürdigerweise aber haben sich von diesem äußeren Flügelpaar Bruchstücke erhalten, und zwar die oberen Hälften beider Flügel, als vier auseinandergesägte einzelne Stücke: drei davon hängen gerahmt im Chor der Kirche (Einzug in Jerusalem und Abendmahl mit den Rückseiten der Heimsuchung, Handwaschung mit der Rückseite der Maria aus der Flucht nach Aegypten). Leider findet sich keine Notiz, wann diese Tafeln wieder aufgefunden worden sind. Die vierte Tafel ist im Besitz der Städtischen Altertumssammlung in Göttingen, wohin sie 1886 oder 1888 als Geschenk des Architekten Rathkamp gekommen ist, der sie (wie er mir frdl. mitteilt) als Verschlag unter einer Treppe des Pfarrhauses in der Neustadt gefunden hatte. Ihre Vorderseite zeigt — sehr zerstört — die Darstellung des Ecce Homo. Die Rückseite war mit dicker Ölschicht überstrichen. Herr Direktor Dr. Crome gestattete freundlicherweise eine Untersuchung der Tafel. Diese ergab, daß unter der Ölschicht die zweite Hälfte der Flucht nach Aegypten gut erhalten war. Die Tafel ist inzwischen durch den Restaurator des Hannoverschen Provinzial-Museums völlig freigelegt worden. Ob die fehlenden Teile der Außenflügel je wieder auftauchen werden, muß zweifelhaft bleiben. Pastor Miethe berichtet im Hannoverschen Magazin 1837 (29. Juli): „An der Orgelprieche sind Gemälde, deren Farben und Gold man noch durch den Überstrich schimmern sieht, als Bretter verbraucht, und alte Leute wollen in der Jugend Bilder auf dem Kirchenboden gesehen haben, aber sie sind nicht aufzufinden."

Die ursprüngliche Gestalt des doppelflügeligen Altares, wie sie sich nach der „Zeit- und Geschichtsbeschreibung" leicht rekonstruieren läßt, mögen die folgenden Zeichnungen veranschaulichen.

a (ganz geschlossen): Malerei

Heimsuchung	Flucht nach Ägypten
Tod Mariä (verloren)	Krönung Mariä (verloren)

b (einmal geöffnet): Malerei.

Einzug in Jerusalem	Abendmahl	Gethsemane	Gefangennahme	Hannas	Kaiphas	Ecce homo	Handwaschung
Geißelung (verloren)	Dornkrönung (verloren)	Kreuztragung	Kreuzigung	Kreuzabnahme	Grablegung	Vorhölle (verloren)	Auferstehung (verloren)

c (zweimal geöffnet): Plastik.

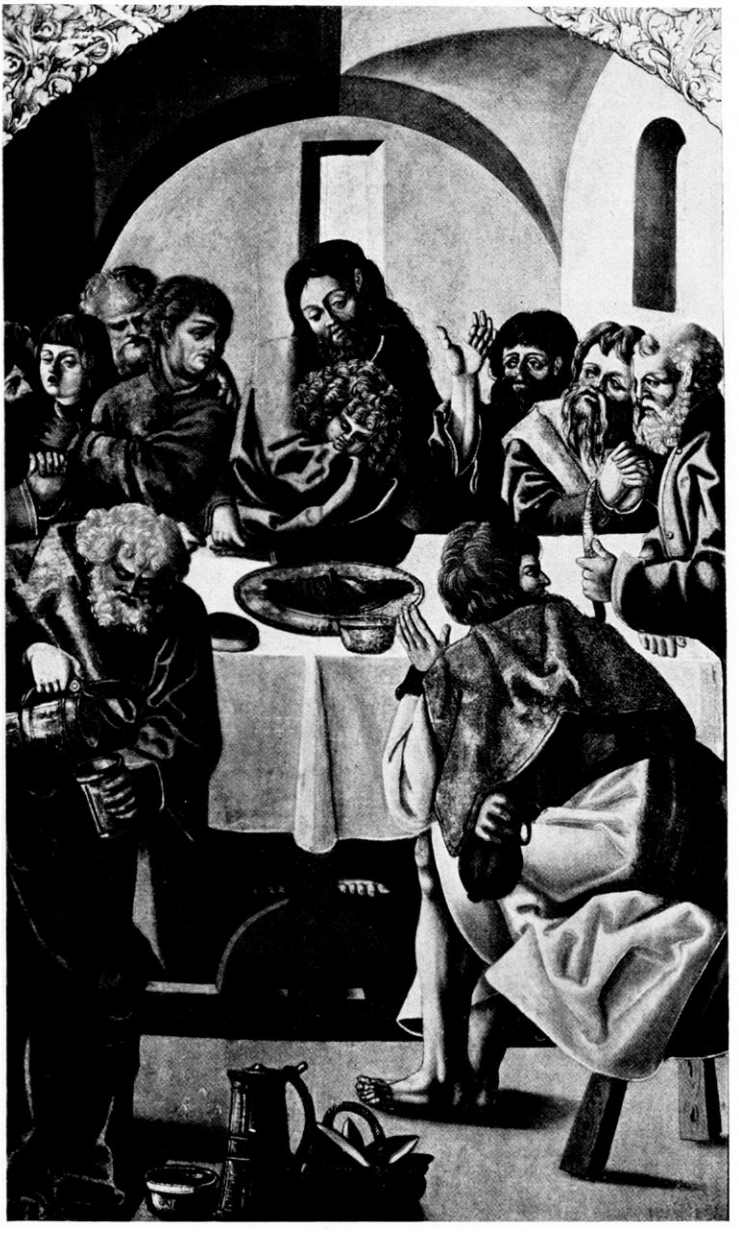
Einzelne Heilige	Verkündigung an Maria	Maria mit Engeln (Engel verloren)	Geburt Christi	Einzelne Heilige
Einzelne Heilige	Anbetung der Könige		Tempelgang Mariä	Einzelne Heilige

Der Sarg auf dem Bilde der Grablegung trägt die Jahreszahl 1524 [5]). Es wird das Vollendungsdatum des Altares sein. Vermutlich war es der letzte der großen Göttinger Altäre. Fünf Jahre später wurde in Göttingen die Reformation eingeführt, und die künstlerische Produktion fand ihr Ende.

Wie läßt sich die stilgeschichtliche Stellung dieses späten Göttinger Werkes innerhalb der niedersächsischen Kunst des 16.

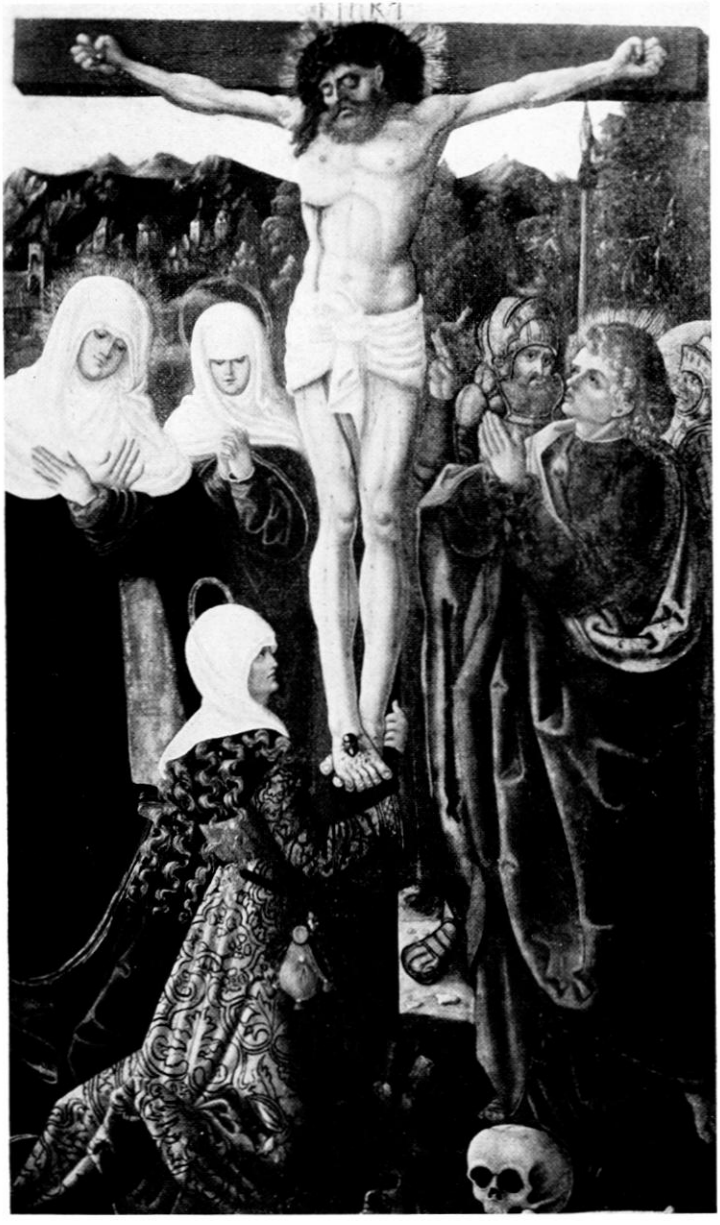
---

[5]) Die in der Zeit- und Geschichtsbeschreibung angegebene Inschrift ist heute nicht mehr vorhanden. Sie ist falsch gelesen (1426 statt 1524) und weder von Mithoff noch von Wollens berichtigt worden. Eine Urkunde vom 12. September 1512 (nicht wie es in der Zeit- und Geschichtsbeschreibung II, Buch III, Seite 85, fälschlich heißt: 1526) spricht von der Einweihung des Chores und des Hauptaltares, so daß also damals die Arbeit zu mindestens schon in Auftrag gegeben worden sein muß (vgl. Urkundenbuch der Stadt Göttingen III, Seite 156).

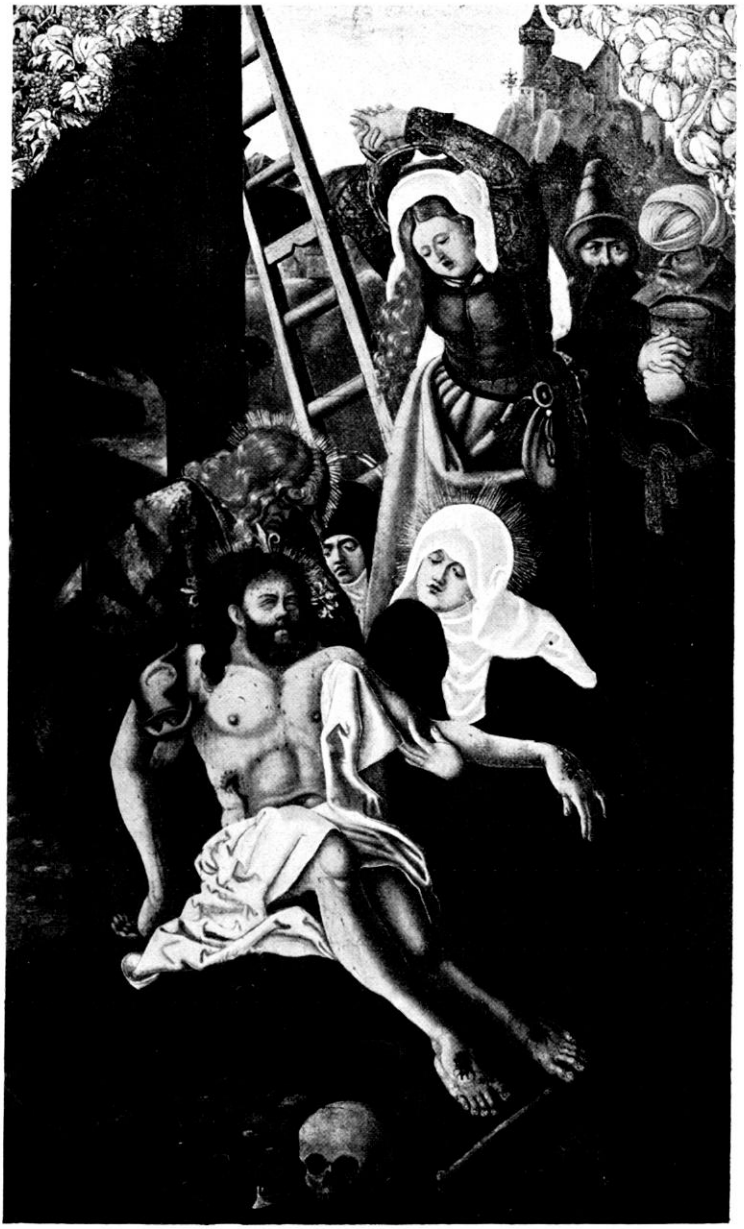


Göttingen, Marienkirche. Hochaltar, Abendmahl.

Göttingen, Marienkirche. Hochaltar, Ölberg.



Göttingen, Marienkirche. Hochaltar, Kreuzigung.



Göttingen, Marienkirche. Hochaltar, Beweinung.

Jahrhunderts bestimmen? Ich bemerke vorher, daß Plastiken und Malereien stilistisch auf das engste zusammengehören. Kopftypen, Faltenbildung der Gewänder und geistige Auffassung stimmen in beiden so überein, daß es zwecklos erscheint, geringen individuellen Sonderheiten nachzugehen. In der Malerei lassen sich — bei ganz gleicher Stilhaltung — unschwer zwei Hände scheiden. Dem qualitätvolleren Künstler — ob er der Hauptmeister war, ist fraglich, da sein Anteil der geringere ist, — gehören an: Gefangennahme, die Vorführungen vor Kaiphas und Hannas, Kreuztragung und Kreuzigung. Ihn zeichnet vor dem Meister der übrigen Bilder eine größere Lebendigkeit, vor allem in den Köpfen, aus. Sie sind feiner durchgebildet und verraten in der Formung des Mundes, Nase, Ohren und Augen eine Freude an ornamentaler Linienführung, die gegen die derberen und in ihren Formen stumpferen Gesichter des zweiten Künstlers vorteilhaft absticht.

Wichtiger als diese geringwertigen Unterschiede im einzelnen ist aber die gleiche Stilhaltung. Vor allem fällt der enge kompositionelle Zusammenhang mit Dürerschen Werken auf. Die vier geschnitzten Reliefs der Verkündigung, Geburt Christi, Anbetung der Könige und des Tempelganges Mariä gehen auf die entsprechenden Holzschnitte des Marienlebens zurück. Dem Marienleben entlehnt sind ferner von den Malereien die Heimsuchung, Flucht nach Aegypten und vermutlich auch (vgl. die Darstellung der „Zeit- und Geschichtsschreibung") der Marientod. Der Einzug in Jerusalem geht auf die kleine, das Abendmahl auf die große Holzschnittpassion zurück. Auf dem Bilde der Kreuzigung sind die Gestalten des Johannes und der Maria dem Holzschnitt der Kreuzigung von 1516 (B. 56) entnommen worden[6]). Die übrigen Darstellungen gehen — bis auf die Vorführung vor Hannas, für die sich bei Dürer keine analoge Darstellung findet — auf die Kupferstichpassion zurück.

Die Art, wie der Göttinger Meister zu seinem Vorbild steht, kann über seine besondere Stilhaltung schon weitgehenden Aufschluß geben. In den meisten Fällen hält er sich eng an die Dürersche Komposition. Wo er verändert — und wo er in Einzelheiten abweicht —, tut er es aus technischen Rücksichten — und bekundet dadurch oftmals ein Mißverstehen des Dürerschen Kompositions-

[6]) Dieser war dem Göttinger vielleicht gerade aus dem Nürnberger Nachdruck der Lutherbibel von 1524 bekannt geworden, in der der Holzschnitt zum zweitenmal gedruckt worden war.

gedankens —, nie aus selbständigem Weiterdenken eines Motives oder einer Situation.

Die stärksten Abweichungen gegenüber Dürer finden sich in den Reliefs. Wie durchdacht ist bei Dürer die Szene der Verkündigung. Der Engel ist in stürmendem Schritt die Treppe herunter gekommen. Maria erhebt sich von ihrem Sitz und neigt sich ihm entgegen. Die doppelte Bewegung — das Herabkommen und Aufschauen des Engels, das Aufstehen und Sich-Herabneigen der Maria — macht den besonderen Reiz der Komposition aus. Wie kläglich — gemessen an der Größe dieses Vorbildes — wirkt daneben die Göttinger Verkündigung. Der Göttinger hatte nur wenig Raum zur Verfügung und weiß nun nicht, wo er seine Figuren lassen soll. Der Engel klebt an der Rückwand, und die von Dürer entlehnte eilende Bewegung ist ganz sinnlos. Maria ist — aus Gründen der Räumlichkeit — in gleicher Richtung mit dem Engel gegeben und damit der Kern der Dürerschen Komposition nicht begriffen und in der Auffassung trivialisiert. In der Anbetung der Könige scheint außer der Dürerschen Komposition des Marienlebens noch ein Holzschnitt vermutlich des Hans von Kulmbach (B. app. 3) als Vorbild gedient zu haben[7]). Das Motiv des auf dem Gewande Marias liegenden Kindes und des die Laterne haltenden Josephs scheinen von dort übernommen worden zu sein. Auch hier — wie in den beiden anderen Szenen der Anbetung der Könige und des Tempelganges Mariä — ist die Lebendigkeit und Durchdachtheit des Dürerschen Vorbildes aufgegeben, ohne durch etwas neues ersetzt worden zu sein.

Die Gemälde halten sich im Kompositionellen enger an Dürer als die Plastiken. Vergleichen wir sie aber unter dem Gesichtspunkt der Räumlichkeit (des Freiraumes sowohl wie des Innenraumes), der Klarheit der Figurenanordnung und der Lebendigkeit der Körperbewegungen mit ihren Vorbildern, so stellen wir ein gleiches Verhältnis wie bei den Plastiken fest. Ich vergleiche zuerst einige Darstellungen des Freiraumes. Wie ist der Zauber der Dürerschen Heimsuchung durch die Vergrößerung des Bildformates und der Personen im Bilde zerstört worden, wie das Verhältnis der Figuren zum Raum unverstanden geblieben! Bei Dürer ein freies Sich-Bewegen im Raum — und ganz in der Ferne baut sich die phan-

[7]) Vgl. Dürer (Klassiker der Kunst, herausgegeben von Winkler) Seite 391. Dort auch Literatur über den Holzschnitt angegeben.

tastische Märchenlandschaft auf, beim Göttinger stehen die Figuren vor dem Raum — sie haben keine innere Beziehung zu der sie umgebenden Räumlichkeit — und (höchst charakteristisch für den Göttinger Meister) der Hintergrund ist nahe gerückt, die Tiefe ist verbaut worden. Man sehe, wie hart sich die Linien der beiden Hauptpersonen mit den Linien der Landschaft schneiden, wie jedes Gefühl der Ferne und Weite verloren ist. Charakteristisch, wie der Göttinger an das Haus den großen Baum angefügt hat, um zwischen Vordergrund und Hintergrund zu vermitteln. Kleinigkeiten wie das Mißverstehen der perspektivischen Fluchtlinien kommen hinzu. Die altertümliche Gesinnung spricht sich auch in dem — noch dazu unperspektivischen — Heiligenschein aus. Wundervoll bei Dürer auf dem Stich der Ölbergszene die isolierte Erscheinung Christi. Die Einsamkeit könnte nicht besser veranschaulicht werden als durch die überlebensgroße Figur vor dem weiten Hintergrund. An diese motivische Kühnheit wagt der Göttinger sich nicht heran. Er rückt Christus ganz nahe an den Felsen zur Linken und vergrößert — um ja nicht gezwungen zu werden, Tiefe geben zu müssen — den Baum so, daß er für Christus ganz zur Hintergrundskulisse wird. Dadurch — wie auch durch die matte Führung der Gewandfalten, die bei Dürer in innerstem Zusammenhang mit dem Motiv der Arme stehen — wird die symbolische Ausdruckskraft der Szene empfindlich geschwächt. Auch hier wird die Ferne (mit Judas und den Kriegsknechten) nahe gerückt und so wenig wie möglich von Tiefe und Himmel gegeben. In der folgenden Szene des Judaskusses ist es wiederum charakteristisch, wie der Künstler bestrebt ist, sich den Hintergrund zu verbauen, wie er dadurch die wesentlichen Wirkungen der Dürerschen Kunst zunichte macht. Man sehe, was aus der eindrucksvollen Dürerschen Figur des Fackelträgers geworden ist, wie kläglich das — hier bei fehlender Nachtstimmung unmögliche — „Feuer" der Fackel den Umriß der Berge überschneidet. Dem — für unseren Künstler so charakteristischen — hohen Horizont begegnen wir auch an der Kreuzigung und Kreuzabnahme. Der Raum zur Linken und die Burg auf hohem Felsen zur Rechten auf der Kreuzabnahme sind freie Zutat des Göttingers, um jeder Silhouettenwirkung seiner Figuren aus dem Wege zu gehen. Daß er damit die Figuren um ihre Wirkung bringt, scheint ihm nicht bewußt geworden zu sein. Die Unklarheit und Unsicherheit in der räumlichen Darstellung zeigt

sich auch bei den Innenräumen. Wie wenig wölbt sich wirklich der Raum über den Jüngern des Abendmahls, und wie mißlungen ist die Wiedergabe der Raumtiefe. Auch hier ist wieder das Verhältnis der Figuren zum Raum mißverstanden worden. Die Figuren sind viel zu groß und haben gar keine Möglichkeit räumlicher Bewegung. Der Künstler hat ein paar Leute fortlassen müssen, da er sie nicht mehr unterzubringen vermochte. Dasselbe Unvermögen überzeugender Raumwiedergabe bei den Vorführungen vor Hannas und Kaiphas.

In der Anordnung der Figuren untereinander drückt sich ebenfalls eine für den Stil unseres Meisters charakteristische Eigenart aus. Auch hier können wir die Abweichungen von Dürer nur negativ werten. Sie bedeuten keineswegs bewußte künstlerische „Korrektur" des Vorbildes. Man beachte die Geschlossenheit der Gruppe um Pilatus auf dem Dürerschen Stich der Handwaschung. Pilatus und der knieende Diener sind einander gegenübergestellt. Zwischen ihnen vermittelt der Knecht mit der Schale und dem Handtuch. In Göttingen werden zwei Figuren hinzugefügt und dadurch die geschlossene Wirkung der Dürerschen Gruppe zunichte gemacht. Daß die Kriegsknechte, die Christus wegführen, räumlich neben, statt wie bei Dürer hinter die Pilatusgruppe gerückt sind, trägt zu diesem verfehlten Eindruck nicht unwesentlich bei. Besonders deutlich tritt die Unklarheit in der Figurenanordnung in dem Bilde der Kreuztragung hervor. Dürer baut seine Komposition aus drei Hauptpersonen wie ein gleichschenkliges Dreieck auf: aus Veronika, Christus und dem Kriegsknecht zur Rechten. Die übrigen Personen bleiben Hintergrundmasse. Christus, der geistige Mittelpunkt der Szene, erscheint auch kompositionell zentral. Das gerade hat der Göttinger mißverstanden. Durch zweierlei Änderungen zerstört er die Dreieckskomposition: durch das Hinzufügen des Hundes (dieses hat das Höherrücken des Kriegsknechtes und damit das Aufgeben der Gleichschenkligkeit des Dreiecks zur Folge) und dadurch, daß er die beiden Frauen hinter Veronika in die Gruppe einbezieht, was vollends ihre Geschlossenheit aufhebt. Auch in der Kreuzigung wird der Mangel an kompositorischer Klarheit deutlich spürbar.

Zum Schluß sei der Blick auf die Lahmheit der Bewegungen gelenkt. Man denke vor allem an den Fackelträger der Gefangennahme, an den Petrus der Malchusszene und an den Christus im Ölberg.

Diese Gegenüberstellung der Göttinger Bilder mit Dürer beantwortet schon halb die Frage der stilistischen Einordnung des Altares innerhalb der niedersächsischen Malerei dieser Zeit. Was den Göttinger Meister von Dürer trennt — das mangelnde Raumgefühl, der hohe Horizont, die Unklarheiten der Figurenanordnung — das bringt ihn dem Hauptmeister der südniedersächsischen Kunst aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts nahe: Hans Raphon aus Northeim[8]). Dieser war freilich 1524 nicht mehr am Leben. Aber sein großer Werkstattbetrieb und in Göttingen eine natürliche Tradition — ich erinnere an den großen verschollenen Altar von 1499 aus der Paulinerkirche und an den Altar von 1506 aus der S. Jürgenkapelle (heute Hannover, Provinzial-Museum) — machen

---

[8]) Vgl. Stuttmann, Hans Raphon, Bremen 1925. Eine größere Arbeit, die das ganze Material kritisch sichtet, von sicheren eigenhändigen Werken Raphons ausgehend die Größe und den Charakter seines Schulbetriebes feststellt und die Frage, wie weit es neben Raphon noch selbständige Künstler um diese Zeit in Niedersachsen gegeben hat (das Verhältnis zu Hans von Geismar), untersucht, ist leider immer noch nicht geschrieben worden. Insbesondere das Verhältnis zu Hans von Geismar, dessen einzig beglaubigtes Werk, der Altar der Albanikirche in Göttingen aus dem Jahre 1499, heute wieder an seinem alten Orte steht, bedarf dringend der Klärung. Weder Habicht (Hannoversche Geschichtsblätter 1913) noch Heise (Norddeutsche Malerei 1918) haben seinen Stil, der, so sehr er mit und in Raphon verwoben, doch ein eigener ist, fest umrissen. Mir scheint der Gegensatz der beiden Künstler vor allem im Landschaftlichen — und damit in dem wesentlichen Punkt der Raumauffassung — faßbar zu sein. Wo Raphon Landschaft gibt, bleibt sie — noch ganz mittelalterlich — Kulisse, Ornament vor dem Goldgrund. Bei Hans von Geismar ist wirklich — wenn auch primitiv — Landschaft, blauer Himmel und Tiefe gegeben (vgl. Heimsuchung, Geburt Christi und Tötung des Albanus auf dem Albanialtar). Hat man sich diesen sehr wesentlichen Gegensatz einmal klar gemacht, so versteht man nicht, wie z. B. der Bartholomäusaltar der Jakobikirche in Einbeck immer (zuletzt von Stuttmann) dem Raphon hat zugeschrieben werden können. Man kann sich die Entwicklung von diesem Altar zu dem Göttinger Altar von 1506 schlechterdings nicht vorstellen, auch wenn man — wie es Heise zu Unrecht tut — den zeitlichen Abstand zwischen ihnen vergrößert. Dagegen ist die Beziehung zu dem Albanialtar — ganz abgesehen von Motiven, Typen und übereinstimmender Farbigkeit — gerade im Aufbau der Landschaft offenbar. Wird man Hans von Geismar auch nicht selbst als Schöpfer annehmen wollen, so doch jedenfalls seine Werkstatt. Darüber ausführlich in anderem Zusammenhang. Diese von mir 1929 aufgestellte Forderung nach einer Spezialarbeit über Raphon ist auch durch das 1931 erschienene Buch von Harald Busch „Meister Wolter" nicht erfüllt worden. Immerhin bleibt ihm das Verdienst, die hier vertretene Auffassung über den Einbecker Altar von 1500 zuerst öffentlich ausgesprochen zu haben.

es von vornherein wahrscheinlich, daß das Göttinger Werk im Zusammenhang mit seiner Kunst steht. Vergleicht man die zeichnerische Durchbildung im Einzelnen, so wird die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit. „Breite, abgeplattete Faltenrücken, tiefe Faltentäler mit merkwürdig stumpfer Endigung, dichte Häufung" — diese treffliche Charakteristik des Raphonschen Faltenstiles durch Heise[9]) paßt wörtlich auch für unsern Meister. Man beachte gerade, wie die Dürerschen Vorlagen in diesen Stil umgewandelt worden sind. Ich nenne — und diese Beispiele könnten beliebig vermehrt werden — das Gewand des Judas auf dem Abendmahlsbild, des Christus auf der Beweinung, des Kaiphas auf der Vorführungsszene und besonders der Maria auf der Flucht nach Aegypten. Von Raphon nenne ich — weil gerade davon bei Heise eine Detailaufnahme verglichen werden kann — das Kopftuch der Maria aus der Kreuzigung des Göttinger Altares von 1506. Auch in den Gesichtstypen ist der Zusammenhang mit Raphon deutlich: Johannes der Grablegung, die Marien, die Jünger auf den Bildern des Abendmahls und des Einzugs in Jerusalem mögen als Beispiele genannt werden. Doch läßt sich hier — und besonders bei den qualitätvolleren Bildern — die persönliche Eigenart des Göttingers gegenüber Raphon feststellen: die Vorliebe für stark geschwungene Linien, die sich in den Konturen der Augenlider, des Mundes und der Nase ausspricht, formt die Köpfe teilweise schmaler, jedenfalls kräftiger, ausdrucksvoller und weniger typisch. Ein Vergleich des Gekreuzigten mit Raphonschen Kruzifixdarstellungen zeigt, daß auch hier derselbe Unterschied im Sinne einer kräftigeren Modellierung und eines lebendigeren Umrisses zu beobachten ist.

Besonderer Erwähnung bedarf der farbige Charakter der Göttinger Bilder. Viel leuchtendes Gelb fällt auf, das meist gegen ebenso leuchtendes Rot, Blau oder Grün gesetzt ist. Viel tiefes Grün. Dazu kommen braungraue und violette Töne. Der Gesamteindruck ist lebendiger, frischer als die etwas stumpfe Pracht Raphonscher Farben.

Das Verhältnis zu Raphon ist klar: Kompositionsweise und zeichnerische Durchbildung lassen den Altar von 1524 als ein Werk der Raphonschen Schule erkennen. Handschriftliche Eigenheiten der Linienführung und der farbige Charakter sondern ihn innerhalb dieses Komplexes greifbar heraus.

---

[9]) Norddeutsche Malerei 1918. Seite 76.

Leider ist die Veröffentlichung der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Hannover noch nicht so weit vorgeschritten, daß es schon jetzt möglich wäre, mit Erfolg nach weiteren verwandten Werken zu suchen. Immerhin sind mir aus der Umgegend von Göttingen zwei Altäre bekannt geworden, deren Malereien (und wie ich gleich bemerken werde, auch Plastiken) in engem Zusammenhang mit dem Altar der Marienkirche stehen: es sind die Altäre in Hetjershausen und Diemarden. Die Bilder in Hetjershausen (Verkündigung, Heimsuchung, Geburt Christi und Anbetung der Könige) sind sehr zerstört, lassen aber nach dem Urteil Cromes [10]) eine Beziehung zum Göttinger Altar erkennen (die durch die Plastik bestätigt wird). Die Bilder in Diemarden sind gut erhalten. Sie stellen dar (auf den Innenseiten der äußeren Flügel, die mir allein in Abbildung zugänglich geworden sind): Verkündigung, Heimsuchung, Geburt Christi und Anbetung der Könige. Charakteristisch für sie ist ebenfalls die starke Anlehnung an Dürer. Die Szenen sind nahezu wörtlich dem Marienleben entnommen. Ihre Umprägung ist im gleichen Sinn wie in Göttingen vollzogen. Qualitativ sind sie geringer als die Göttinger, was ihrer dörflichen Bestimmung entsprechen wird [11]).

---

[10]) Göttinger Blätter für Geschichte und Heimatkunde 1916, S. 8.

[11]) Verwandt sind ferner zwei Tafeln, die aus der Göttinger Marienkirche stammen und heute im Depot des Provinzial-Museums zu Hannover aufbewahrt werden; von Wollens a. a. O. nicht genannt. Sie zeigen auf der Vorderseite eine große heilige Sippe (sehr zerstört), auf der Rückseite die Apostel Petrus und Jodokus. Sie sind von besonderem Interesse wegen ihrer Abhängigkeit von oberdeutschen, in den Aposteln vielleicht sogar oberitalienischen Vorbildern und legen die Möglichkeit nahe, daß oberdeutsche Anregungen (die an den Außenflügeln des Göttinger S. Jürgenaltares von 1506, ebenso an einem Altar aus Ülzen im Hannoverschen Provinzial-Museum, schon ganz stark zu spüren sind) von neuem gewirkt haben. Auch für unsern Altar von 1524 ist diese Möglichkeit gegeben: vgl. für das Relief der Geburt den erwähnten Holzschnitt des Hans von Kulmbach. Vgl. auch das Motiv der Landschaft auf der Flucht nach Aegypten (das gegenüber Dürer eine Variante bedeutet), für das ich folgende oberdeutsche Parallelen nennen möchte: Wolf Huber (Heidrich, Altdeutsche Malerei, Jena 1909, Abb. 156) und Meister des Rehlinger Altares (Buchner, Beiträge zur deutschen Kunst II, Seite 117). In Niedersachsen kenne ich kein vergleichbares Beispiel. Die Landschaft der Flucht nach Aegypten auf dem Thüringer Altar in Großmölsen bei Weimar von der Hand des Peter von Mainz (Döring und Voß, Meisterwerke in Sachsen und Thüringen, Tafel 93), deren Figuren auf Dürer zurückgehen, ist von ganz anderer Art. Der Madonna in Frontansicht begegnet man z. B. auf der Fluchtdarstellung des Herzogenburger Altares von Jörg

Vielleicht gelingt es mit der Zeit, noch mehrere Werke aufzufinden, die sich um den mächtigen Göttinger Altar gruppieren lassen und die Annahme einer in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts in Göttingen tätig gewesenen Werkstatt Raphonscher Tradition wahrscheinlich machen.

Zum Schluß ein Wort über die Plastiken. Sie zeigen so sehr denselben Geist wie die Malereien, daß zu ihrer Charakteristik nichts mehr gesagt zu werden braucht. Zu ihrer Einordnung folgendes: konnte für die Malereien ein Zusammenhang mit der Kunst Raphons nachgewiesen werden, so ist das Gleiche auch für die Plastiken möglich. Die Frage, ob Raphon auch Bildschnitzer gewesen ist, hat man bisher negativ beantwortet. In der Tat zeigen die für Raphon gesicherten Altäre keine Plastiken. Aber die geschnitzte Madonna des Marienschreins aus der St. Alexanderkirche in Einbeck (Hannover, Provinzial-Museum), deren Flügel nach Stuttmanns überzeugender Darstellung als eigenhändige Arbeiten Raphons angesprochen werden müssen, steht dem Raphonschen Stil so nahe, daß man in ihr eine Arbeit seiner Werkstatt sehen darf [12]). Man vergleiche sie mit den zugehörigen Flügelbildern, und man versteht nicht, wie der Zusammenhang bisher hat übersehen werden können. Die Beziehung zu dem Dürerstich B. 30, auf die Elfriede Ferber hingewiesen hat [13]), entspricht Gepflogenheiten, wie sie in der Werkstatt Raphons üblich waren. Diese Madonna steht trotz des zeitlichen Abstandes den Plastiken des Göttinger Altares so nahe, daß ein Zusammenhang angenommen werden muß. Was sie unterscheidet, ist die zeitliche Entwicklungsstufe. Was sie bindet, Kopftypus der Maria, Typus des Christkindes, Haarbehandlung, weist auf die gleiche Werkstatt [14]). So wird auch durch die Plastiken, die,

---

Breu aus dem Jahre 1501 (Buchner, Beiträge zur deutschen Kunst, II. Abb., Seite 283).

[12]) Stuttmann, a. a. O., Abb. 13.

[13]) Kunstchronik 1929, Abb. S. 12.

[14]) Man vergleiche die Plastiken auch mit Raphonschen Gemälden, so das auffallende Motiv des über der rechten Schulter zurückgeschlagenen Mantels (Göttinger Paulus, linker Flügel, obere Reihe, Nr. 2 von rechts), das besonders ähnlich auf der Außenseite des Altärchens aus dem Einbecker Marienstift (Hannover, Provinzial-Museum), ähnlich am linken Flügel des Altares der Probsteikirche zu Heiligenstadt und an dem rechten Innenflügel des Altares aus dem Kloster Teistungenburg (Hannover, Provinzial-Museum) begegnet. Abb. bei Stuttmann a. a. O.

Göttingen, Marienkirche. Hochaltar, Maria.

wie anfangs gesagt wurde, mit der Malerei auf das engste zusammengehören, die Beziehung des Göttinger Altares zu Raphon deutlich.

Für die zeitliche Entwicklungsstufe verweise ich auf den sogenannten Schutzaltar der Michaeliskirche in Hildesheim[15]). Dieser ist das Hauptstück einer ganz fest zu umreißenden Gruppe, deren abschließende Beurteilung noch aussteht. Vergleicht man den Göttinger Altar mit dieser Gruppe, so ergibt sich, daß er nicht zu ihr gehört. Was ihn unterscheidet, ist das, was ihn eng mit der Maria des Einbecker Raphon-Altars verbindet. Anderseits ist die Verwandtschaft in den Falten und in den Typen (die beiden Elisabeth und die weibliche Heilige des linken Flügels des Hildesheimer Altares) doch so groß, daß eine Berührung stattgefunden haben muß. Bei der örtlichen Nähe ist diese nicht erstaunlich. Wahrscheinlich sind die Künstler beide gleicher Herkunft. Der Hildesheimer, zweifellos der bedeutendere, hat mit Hilfe auswärtiger Anregungen sich einen eigenen Stil geschaffen. Der Göttinger, stärker an der Tradition haftend, hat sich von dem Hildesheimer

---

[15]) Habicht, Die mittelalterliche Plastik Hildesheims, Straßburg 1917, Tafel 35. In den engeren Kreis dieses Altares gehören folgende Arbeiten: Altar in Henneckenrode (Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, II, 3, Hannover 1910, Tafel IV), Mutter Gottes aus der Sammlung Nemes, München (Wilm, Die gotische Holzfigur, Leipzig 1923, Tafel 162), Altar in Holtrup (Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Minden, Münster 1902, Tafel 7), Altar in Hornbaek (Thorlacius Ussing, Billedskaereren Claus Berg, Kopenhagen 1922, Fig. 26), Madonna im Röderhof bei Hildesheim (Photo Dr. Conrades), Madonna in der Bischöflichen Kurie zu Hildesheim (Habicht in Alt-Hildesheim 1920, Abb. 13), Taufstein der Peterskirche zu Braunschweig (Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig 1926, Abb. 38), die Reliefs der Steinkanzel in der Kreuzkirche zu Braunschweig (a. a. O. Abb. 36), Altar aus Alfeld (Hannover, Provinzial-Museum), drei Figuren unbekannter Herkunft (Hannover, Provinzial-Museum). Die Beziehungen dieser Gruppe zu Claus Berg (vergl. Thorlacius Ussing a. a. O., wo noch mehrere Stücke herangezogen werden, und Struck in den Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 1929), zur Gruppe Wolter-Elsen-Stavoer (vergl. darüber Habicht a. a. O., und Scheffler, Die gotische Plastik der Stadt Braunschweig, Göttinger Dissertation 1925) und zum Meister H. W. (vergl. Hentschel, Sächsische Plastik um 1500, Dresden 1926 und Schäffer, in Alt-Hildesheim 1930) sind bisher noch nicht überzeugend geklärt worden. Vergleiche zu dieser Frage ferner meinen Aufsatz im Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover 1931, den von mir bearbeiteten Plastikkatalog des Hannoverschen Museums f. Kunst und Landesgeschichte 1931 (Manuskript des Museums) und Harald Busch, Meister Wolter und sein Kreis, Straßburg 1931.

anregen lassen, ohne jedoch seine Traditionsverbundenheit aufzugeben.

Wie der Hildesheimer so ist auch der Göttinger Altar Mittelpunkt einer Werkstatt geworden. Eine Reihe gleichzeitiger (meist bisher nicht veröffentlichter) plastischer Arbeiten läßt sich um den Göttinger Altar gruppieren, deren Zahl nach Veröffentlichung der Staatlichen Inventare vermutlich noch vergrößert werden kann. Zunächst sind es die schon genannten Altäre in Diemarden und Hetjershausen, deren Plastiken den Göttinger Figuren verwandt sind. In Diemarden handelt es sich um die 12 Apostel, eine Madonna mit Kind, eine knieende Madonna aus einer Marienkrönung, einen Michael und einen Christophorus. Die Beziehung zu Göttingen ist so nahe, daß man unbedenklich engsten Werkstattzusammenhang (wenn auch nicht die gleiche Hand) annehmen darf. Weniger nah steht dem Göttinger Altar der Altar in Hetjershausen, der außer den 12 Aposteln die Madonna, die Heiligen Katharina, Maria Magdalena, Martinus und Anna selbdritt zeigt. Ihn zeichnet eine starke Bewegtheit der Figuren aus, die nicht durch das Göttinger Vorbild erklärt werden kann (Berührung mit der Kunst Claus Bergs?). Aber die Verwandtschaft in den Typen und Gewandmotiven geht so weit, daß wir auch hier an Werkstattzusammenhang glauben dürfen. In Göttingen selbst zeigen noch drei Madonnen in der Städtischen Altertumssammlung den gleichen Stil.

Außer diesen Werken in Göttingens nächster Umgegend sind mir noch folgende Stücke bekannt geworden, die in näherem oder weiterem Zusammenhang mit dem Altar von 1524 stehen und als Material für die Aufstellung einer Werkstatt schon jetzt genannt werden dürfen. Zunächst ein Altar in der Marienkirche zu Osterode, Madonna und die 12 Apostel [16]). Der Zusammenhang ist nahe genug, um die Annahme der gleichen Werkstatt zu rechtfertigen. Dann ein Altar in Nienstedt (Kreis Osterode), Madonna, Anna selbdritt, Katharina, Andreas, ein Bischof, Johannes Evangelista, Jakobus major, Martinus, Sebastian, Barbara und Margarete, schon weiter von dem Göttinger entfernt, aber in Kopftypen und Gewandbehandlung noch deutlich genug an ihn anklingend. Diesem

---

[16]) Ob die in der Kirche befindlichen Figuren Anna selbdritt, Maria Magdalena, Barbara und die weibliche Heilige zum Altarganzen gehören, kann ich auf der mir zur Verfügung stehenden Photographie nicht erkennen.

Altar ist ein Altar in der Stiftskirche zu Gandersheim[17]) verwandt, Madonna im Rosenkranz, umgeben von Heiligen, in den Flügeln die Apostel. Hier spürt man, woher die Abweichungen vom Göttinger Altar zu erklären sind: zweifellos aus einem Einfluß der Kunst Valentin Lendenstreichs, aus dessen Werkstatt die Plastiken des Altares aus der Jakobikirche zu Einbeck (Hannover, Provinzial-Museum) hervorgegangen sind[18]). Ferner nenne ich noch eine Madonna mit Kind und eine Anna selbdritt, beide im Kloster Wennigsen bei Hannover, die bei deutlich individueller Note ihren Zusammenhang mit Göttingen nicht verleugnen.

Zum Schluß verweise ich auf profane Arbeiten der Göttinger Werkstatt. Im Leibnizhaus zu Hannover sind im dritten Stock eine Reihe Fensterfüllungen eingebaut, die nach freundlicher Mitteilung von Stadtarchivdirektor Leonhardt aus Goslar stammen. Es handelt sich um Reliefs der Maria mit Kind, einiger Apostel und astrologischer Figuren. Diese zeigen in Typen, Motiven und Gewandbehandlung ihre Zugehörigkeit zu den genannten Werken[19]).

---

[17]) Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, V, Wolfenbüttel 1910, Tafel V.

[18]) Über Lendenstreich vergleiche Döring und Voß, Meisterwerke der Kunst aus Sachsen und Thüringen, Magdeburg o. J. und Voß, Die Thüringer Holzschnitzkunst des Mittelalters, Magdeburg 1911.

[19]) Thematisch mag hier noch der Schnitzaltar in Wienhausen genannt werden, dessen Reliefs zum Teil auf Dürers Marienleben zurückgehen (Abb. im Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover 1931). Mit dem Göttinger Altar hat dieses Werk — das in dem Katalog der Ausstellung „Dürer und die Nachwelt" Mannheim 1928 fälschlich dem Raphon zugeschrieben wird — stilistisch nichts zu tun. — Zum Schluß möchte ich Herrn Pastor Baring für die freundliche Erlaubnis, zu photographieren und die Kirchenakten durchzusehen, danken. Die photographischen Aufnahmen stellte Herr Redemann, Provinzial-Museum Hannover, her.

Dieser Aufsatz ist im Frühjahr 1929 geschrieben. Seine Drucklegung ist aber infolge der Ungunst der Zeit bis heute verzögert worden. Inzwischen hat Harald Busch innerhalb seines Buches „Meister Wolter und sein Kreis", Straßburg 1931 in einem „quasi Exkurs" als „Fortsetzung der Prämisse über den Raphonkreis" den Altar behandelt. Seine Darstellung macht die Veröffentlichung meines Aufsatzes nicht überflüssig. Man muß hoffen, daß sich ein wohlwollender Beurteiler der Schrift findet, den die Mühe nicht verdrießt, aus diesem Schiffbruch niedersächsischer Kunstgeschichte zu retten, was zu retten ist. Auf die Angriffe gegen meine Person gehe ich hier nicht ein.

Niedersachsen und das Erdbeben von Lissabon.*)

Von

Oskar Ulrich.

Vorbemerkung.

Eins der ersten Aktenstücke, das mir im stadthannoverschen Archiv in die Hände fiel, als ich vor vierzig Jahren anfing, mich mit der Geschichte meiner Vaterstadt zu beschäftigen, war die amtliche Niederschrift über eine am 18. Februar 1756 hier beobachtete Erderschütterung. Schon die Zeitgenossen brachten sie mit dem Erdbeben von Lissabon in Verbindung. Gleichzeitige Nachrichten, die sich darauf bezogen, bewiesen, welchen tiefen Eindruck dieses auf das Geistesleben der Zeit gemacht hatte, und reizten zu möglichst vollständiger Sammlung. Größere Arbeiten, die mich lange in Anspruch nahmen, drängten die Ausführung zurück; und jetzt, nachdem ich die Muße gefunden habe, den Plan wieder aufzunehmen, habe ich mich, um mit dem Abschluß noch rechnen zu können, auf Niedersachsen beschränkt. Aber die in diesem Gebiete vorliegende Fülle von Äußerungen, in denen alle Stände von den ersten Vertretern der Wissenschaft bis zu den Sänftenträgern zu Worte kommen, werden in den Hauptzügen dem Bilde aus den übrigen Teilen Deutschlands entsprechen.

> Quid cuiquam satis tutum videri potest, si mundus ipse concutitur, partes ejus solidissimae labant?
>
> Seneca, natur. quaest. VI 1, 4.

Kein neuzeitliches Naturereignis hat auf Mit- und Nachwelt einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht wie das Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755.

Goethe erzählt in Wahrheit und Dichtung, wie damals seine Gemütsruhe zum erstenmale im tiefsten erschüttert wurde. Vielleicht zu keiner andern Zeit hat nach des Dichters Wort der Dämon des Schreckens so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet. Die Vernichtung der großen

---

*) Literatur: J. Fr. Seyfart, Allgemeine Geschichte der Erdbeben. 1756. Reiche Sammlung von Nachrichten, besonders aus Zeitungen.

Immanuel Kant, Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigen Vorfälle des Erdbebens, welches an dem Ende des

und prächtigen Residenz und Handelsstadt durch das Erdbeben, durch die etwa eine Stunde darauf einsetzenden Flutwellen des Ozeans und die von Verbrechern geschürte Feuersbrunst, die weite Ausdehnung der Erd- und Wasserbewegung, die sich über den ganzen Westen und die Mitte Europas bis Finnland und über den Ozean bis an die Küsten Amerikas verbreitete, machte auf die Zeitgenossen den tiefsten Eindruck und beschäftigte sie auf lange Zeit. Den Forschern aber gab das unheilvolle Ereignis Veranlassung, über die Ursachen der gewaltigen Erschütterung nachzudenken, und aus den damals gemachten Beobachtungen und den darauf aufgebauten Vermutungen über die Erd- und Wasserbewegungen erwuchs die neuzeitliche Erdbebenforschung. Diese ist bisher dem Erdbeben von Lissabon nur von der naturwissenschaftlichen Seite näher getreten; die von Goethe betonte Wirkung auf das Geistesleben des Jahrhunderts, die sich auch in der Dichtung der Zeit wiederspiegelt, ist bislang kaum berührt worden.

Als Anregung in dieser Richtung kommen im folgenden zunächst einige Stimmen, meist aus Niedersachsen, zu Gehör; dann werden

---

1755. Jahres einen großen Theil der Erde erschüttert hat. 1756. (Sämtl. W. 6. Tl.)

D. Johann Gottlob Krügers . . . Gedanken von den Ursachen des Erdbebens, nebst einer moralischen Betrachtung. Halle und Helmstädt 1756. (Landesbibliothek zu Eutin.)

Von den gleichzeitigen Zeitungen sind durchgesehen: die Staats- und Gelehrtenzeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, damals die meist gelesene Zeitung von Europa; die Hannoverschen Nützlichen Samlungen, die Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen, der Hildesheimer Relations-Courier, die Braunschweigischen Anzeigen.

H. Wörle, Der Erschütterungsbezirk des großen Erdbebens zu Lissabon. 1900. In den „Münch. geogr. Studien", 1900. Die reichhaltigste Nachrichtensammlung, nicht durchweg zuverlässig.

Pereira, The great earthquake of Lisbon. In: Transactions of the seismological society of Japan, XII (1888), 5. Übersetzung eines portugiesischen Berichtes, der 1756 in Lissabon erschienen ist.

G. Laube, Die an der Urquelle zu Teplitz am 1. November 1755 während des Erdbebens von Lissabon wahrgenommenen Erscheinungen. Sitzber. d. dtsch. naturwiss.-mediz. Ver. für Böhmen „Lotos" in Prag XVIII (1898), S. 276. Den Hinweis auf die beiden letzten Schriften verdanke ich Herrn Professor Angenheister, Direktor des Geophysik. Instituts der Universität Göttingen.

Über das große mitteleuropäische Erdbeben vom 16. November 1911: Übersicht im Erdbebenhefte der „Woche" 1911 Nr. 47. Besonders A. Sieberg und R. Lais, Das mitteleuropäische Erdbeben vom 16. Nov. 1911; in „Veröffentl. der Reichsanstalt f. Erdbebenforschung in Jena", Heft 4, Jena 1925.

als Ergänzung der bisher von der Forschung berücksichtigten Berichte über das Auftreten von Erd- und Wasserbeben, die mit dem Lissaboner Erdbeben zusammenhängen, eine Reihe bisher unbeachtet gebliebener Nachrichten über derartige Beobachtungen, gleichfalls aus Niedersachsen, zusammengestellt, die mit dem Ereignis in Lissabon in engster Beziehung stehen. Und als Abschluß wird die Beteiligung der Königlichen Sozietät der Wissenschaften in Göttingen an der Erforschung des Erdbebens von Lissabon und der darauf folgenden Erschütterungen dargestellt.

Am schnellsten fanden sich mit dem furchtbaren Ereignisse die Gottesfürchtigen und die Theologen ab. Ihnen gab das Erdbeben den lebhaftesten Eindruck von der Macht, der Weisheit und der — Güte des Schöpfers und von ihrer eigenen Niedrigkeit und Ohnmacht. So äußert sich ein Geistlicher [1]) in den hannoverschen „Nützlichen Sammlungen" (1756, S. 286) in einem sehr ausführlichen Aufsatze „Samlung einiger Erfahrungen und Muthmaßungen vom Erdbeben":

„Wie majestätisch erscheint mir der Herr der Natur in einem Erdbeben? Wie groß ist die Kraft, welche viele tausend Geviertemeilen hebt und erschüttert und Berge und Felsen bebend macht? Wie mächtig muß der also seyn, welcher solche Kräfte gezeuget? Wie weise und mächtig muß derjenige seyn, der ihnen die Grenzen gesetzet, darüber sie nicht kommen dürfen? Was ist der stolze Mensch gegen eine solche Macht? Was sind die, welche man Großmächtige nennet, wenn der HErr ihre Palläste erschüttert? Sie und der Niedrigste sind gleich. Sie fliehen, und wissen nicht wohin. Erde und Menschen beben und zittern, und sind von aller ihrer Macht verlassen, und erwarten das Schicksal, so ihnen der Allmächtige bestimmet. Kom ohnmächtiger Sterblicher, kom Bürger einer Erde, die dir den Untergang drohet, verehre die Macht, die Himmel und

---

[1]) Er unterzeichnet J. F. J. Es ist Johann Friedrich Jacobi, Prediger an der Marktkirche zu Hannover. Geboren 1712, Theologe, in jungen Jahren Dozent in Göttingen, 1744 Prediger an der Kreuzkirche in Hannover, 1755 an die Marktkirche, 1758 als Generalsuperintendent nach Celle berufen, 1768 auch Direktor der Landwirtschaftsgesellschaft daselbst, gestorben 1791. Unter seinen in Rotermunds „Gelehrtem Hannover", II 447, angeführten Schriften fehlt die hier genannte über die Erdbeben. Für naturwissenschaftliche Fragen interessierte er sich von Jugend an. Schon seine Dissertation handelte über die „wahre Ursache des Nordlichts". Pütter, Gött. Gel. Gesch. S. 110.

Erde träget. Bete den an, der dein Verhängniß in Händen hat, und in welchem du lebest, webest und bist."

Ähnlich äußert sich, in den „Braunschweiger Nachrichten" (1756, 21. St.) ein Schriftsteller am Schluß eines Aufsatzes über einige große Erdbeben vom 8. bis zum 11. Jahrhundert. Für ihn sind diese Ereignisse vor allem Mittel der Erziehung Gottes an den Menschen. „Es geschiehet im Reiche der Natur nicht leicht etwas gänzlich neues", so schließt er seine Ausführungen, „ob wir gleich manches, aus Mangel des Bewußtseyns voriger Begebenheiten, für neu zu halten pflegen. Und hat GOtt nicht in allen Jahrhunderten unartige Geschöpfe gehabt? Will er nicht jederzeit die gefallenen Menschen von seinen höchsten Eigenschaften, da sie, die flüchtigen Seelen, sehr sinnlich sind, durch eine sinnliche Art überzeugen?"

Im Zeitalter der Gelegenheitsdichtung, wo das Verseschmieden zur allgemeinen Bildung gehörte, bot das erschütternde Ereignis natürlich einen unerschöpflichen Stoff für rührende Beschreibungen und Schilderungen und für ernste Mahnungen, und die Zeitungen der Jahre 1755 und 1756 bringen eine Reihe solcher wohlgemeinten Reimwerke; als Probe möge hier ein Abschnitt eines am 15. Januar 1756 im „Hildesheimer Relations-Courier" abgedruckten Gedichtes Platz finden.

Hier lern', o Mensch! wie bald sich irdscher Pracht zerstreuet,
Wie mächtig der regirt, der Kreis und Lauf und Bahn
Der Welt in Händen hat. Hier lernt, daß die Palläste
Von Marmor aufgeführt so wenig sicher seyn,
Als Hütten, die von Leim und Stroh. Nichts ist zu veste.
Die Elemente selbst nimt Graus und Schrekken ein.
Erschüttrung, Leichen, Dampf sind uns hier lauter Stimmen,
Wie sehr der mächtige Arm des großen Herrn zu scheun.
Die Schreckposaun ertönt, wir sollen uns besinnen.
Ach Sterbliche! kehrt um, laßt euch die Laster reun.
Wie? irr ich, ob der Tag, der große Tag sich neiget?
Er ist schon vor der Thür, den jener Gottesmann
Mit Thränen prophezeiht und uns mit Fingern zeiget.
Er doppelt seinen Schritt. Dies meldt den Einbruch an:
Ein Volk steht gegen Volk; das Wort wird nicht geachtet;
Die Erde zittert, bebt; dem Herrn wird nicht vertraut;
Die reine Liebe starrt. Wol dem, der es betrachtet;
Wohl, der an einen Fall des Höchsten Warnung schaut.

Schwieriger war es für die Philosophen, sich mit der für Menschenverstand sinn- und planlosen Vernichtung von soviel Menschenleben und Gütern abzufinden und sie mit der durch Leibniz zur Herrschaft gelangten Lehre von der Vortrefflichkeit der Weltordnung in Einklang zu bringen. Aber das furchtbare Ereignis war nicht imstande, ihre philosophische Überzeugung zu erschüttern, die gegen jeden Zweifel gesichert war, und auch Immanuel Kant schloß seine Schrift über das Erdbeben von Lissabon mit einem Abschnitte, der „von dem Nutzen der Erdbeben" handelt.

„Der Mensch ist nicht geboren, so schreibt er, um auf dieser Schaubühne der Eitelkeit ewige Güter zu erbauen. Weil sein ganzes Leben ein weit edleres Ziel hat, wie schön stimmen dazu nicht alle die Verheerungen, die der Unbestand der Welt selbst in denjenigen Dingen blicken läßt, die uns die größten und wichtigsten zu seyn scheinen; um uns zu erinnern, daß die Güter der Erde unserm Triebe zur Glückseligkeit keine Genugthuung schaffen können!" Freilich wird er mit diesen Gedanken wohl kaum einen Zweifler überzeugt haben.

Mehr auf dem Boden der Wirklichkeit stehen die Ausführungen Joh. Gottlob Krügers, Professor in Helmstedt, in dem letzten Abschnitt seiner „Moralischen Betrachtungen" über den Nutzen der Erdbeben für die Wissenschaft. Ihm gilt als der Hauptnutzen der Erdbeben das unerwartet rasche Zunehmen der Beschäftigung mit Fragen der Naturwissenschaft. Nachdem Monate hindurch von nichts anderem geschrieben und gesprochen ist als von den Erdbeben, ihrer Wirkung und ihren Ursachen, regt sich auch bei denen, die früher den Fragen der Physik gleichgültig gegenüberstanden, ein lebhaftes Interesse dafür. Man kauft sich Barometer, beobachtet die Veränderung des Luftdrucks, untersucht das Wasser und achtet genauer als bisher auf Wind und Wetter. Besonders aber „dem Witz und dem Nachsinnen der Gelehrten geben solche außerordentliche Begebenheiten zum Besten des Reichs der Gelehrsamkeit die lebhafteste Ermunterung."

Schärfer als in Deutschland prallten die Gegensätze in Frankreich aufeinander, wo die materialistische Anschauung in Voltaire ihren geistvollsten Vertreter hatte. Mit dem schärfsten Spotte übergoß er in Prosa und Versen alle, denen es auch jetzt noch möglich schien, an einer Harmonie des Weltsystems festzuhalten. Der „Candide ou l'Optimisme", eine der geistvollsten und unter-

haltendsten Erzählungen in französischer Sprache, (1759) in deren Mittelpunkt das Erdbeben von Lissabon steht, bekämpft den Leibnizschen Optimismus durch schonungslose Satire, die um so sicherer wirkt, da sie sich aus einer langen Reihe spannender und abwechslungsreicher Abenteuer des Hauptheldens ungezwungen ergibt. Im „Philosophe ignorant, 1766", den er, wie viele seiner freigeistigen Schriften, vorsichtigerweise veröffentlichte, ohne sich als Verfasser zu nennen, handelt das 26. Kapitel „du meilleur des mondes tout plein de sottises et de malheurs". Darüber kam es auch zum Bruche zwischen ihm und Rousseau; denn dieser glaubte alle Leiden im Einzelnen mit der Harmonie im Ganzen vereinigen zu können, was Voltaire mit aller Kraft seines Witzes und seiner beißenden Ironie bekämpfte [2]).

Auch die Vertreter der Naturwissenschaft bemühten sich, die Rätsel zu lösen, die das furchtbare Ereignis ihnen aufgab. „Dieses für ganz Europa so unglückliche Phänomenon wird den Naturforschern Gelegenheit genug zum Nachsinnen geben", so schrieb am 11. Dezember 1755, kurze Zeit, nachdem die erste genaue Nachricht von dem Lissaboner Unglück nach Norddeutschland gekommen war, der Berichterstatter des Hildesheimer Relations-Couriers, und diese Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen; denn das Erdbeben von Lissabon hat die Forschung bis auf unsere Tage beschäftigt, ohne daß es bis jetzt gelungen ist, eine allseitig befriedigende Aufklärung zu finden. Cartesius und Newton hatten die in unterirdischen Höhlen eingeschlossene brennbare Materie, Harz, Schwefel u. ä., für die Ursache von Erderschütterungen gehalten [3]). Das galt für das 18. Jahrhundert als maßgebend. Auch Immanuel Kant glaubte, daß der Meeresboden durch gewaltige Feueradern in eine heftige und plötzliche Rüttelung und auch das Land in eine gelinde Bewegung versetzt sei. Aber nach dem Erdbeben von Lissabon regte sich der Widerspruch gegen diese herrschende Theorie, die sich mit den Beobachtungen des Jahres 1755 nicht in Einklang bringen ließ. Wie war es z. B. möglich, damit die auffallenden Wasserbewegungen zu erklären, die an demselben Tage und zu derselben Stunde wie das Erdbeben von Lissabon in Mitteleuropa eingetreten waren, nicht nur in den Häfen von Holland, England, Holstein, sondern auch in Gewässern, die weit von der Küste entfernt waren,

---

[2]) Höffding, Rousseau, S. 70.
[3]) H. R.-C. 1756, 7. Febr., Nr. 17.

in märkischen und holsteinischen Seen, im Salzunger See in Thüringen, an der Heilquelle zu Teplitz, während an allen diesen Stellen von einer Erschütterung der Erde nicht das Geringste bemerkt und bei andern in der Nähe befindlichen Gewässern, wie z. B. den Carlsbader Quellen [4]), keinerlei irgendwie auffallende Bewegung verspürt war? Wie waren ferner mit der herrschenden Meinung die magnetischen Erscheinungen zu erklären, wie sie z. B. in Augsburg beobachtet waren [5]), wo in der Stunde des Lissabonner Erdbebens Magnete plötzlich ihre Kraft verloren und ihre Last fallen ließen und die Magnetnadeln ihre Richtung veränderten? Über ähnliche während des Erdbebens vom 1. Dezember 1755 in der Ostschweiz beobachtete magnetische Erscheinungen berichtet die Göttinger Gelehrte Zeitung im 29. Stücke des Jahres 1756. Die Gleichzeitigkeit des Bebens an weit entfernten Orten, die völlig regellose Verbreitung der Erscheinungen führten darauf, daß die Ursache der Erschütterung weder im Zentralfeuer, noch in der Zirkulation der Gewässer im Innern der Erde, wohin man sie bis dahin verlegt hatte, zu finden sei. So kamen die Forscher auf den Gedanken, daß der Ursprung der Bewegung nicht in den Stoffen der Erde, sondern in Kräften liegen müsse, die aus dem Weltenraume auf sie wirkten oder in ihr selbst lägen.

Besonders bemerkenswert ist die Theorie des Göttinger Professors Tobias Mayer [6]), die er im 19. Stück der hannoverschen „Nützlichen Sammlungen" vom 5. März 1576 veröffentlicht. Seiner Meinung nach entsteht das Erd- und Wasserbeben nicht durch eine Erschütterung der Erdoberfläche, die durch Feuerausbrüche oder unterirdische Wasser veranlaßt ist. Diese bisher allgemein anerkannte

---

[4]) Sitzungsber. d. deutschen nat.-wiss.-mediz. Ver. f. Böhmen XXV (1905), S. 229.

[5]) Weder die Augsburger Intelligenzblätter noch die Chroniken der Stadt bringen einen Hinweis auf diese Vorgänge (Mitteil. d. Stadtarchivs Augsburg). Auch die gegen Ende 1755 in Augsburg erschienene Schrift von J. A. E. M. „Angestellte Betrachtung über die den 1. Nov. 1755 so ausserordentliche Erdbeben und Meeresbewegungen" erwähnt auffallenderweise nichts davon. Trotzdem ist nach andern gleichzeitigen Nachrichten an der Tatsache nicht zu zweifeln.

[6]) Tobias Mayer, geb. 1723 zu Marbach in Württemberg, Autodidakt, hervorragender Mathematiker, Physiker und Astronom, zunächst in der Homannschen Offizin in Nürnberg tätig, wurde 1751, ohne je auf einer Universität studiert zu haben, als ordentlicher Professor der Mathematik nach Göttingen berufen; seit 1754 war er dort Direktor der Sternwarte. Er starb schon 1762. (Pütter, Akad. Gelehrtengesch., I, 68.)

Ansicht widerspricht den Beobachtungen und zwingt zu den unwahrscheinlichsten Annahmen, wie T. Mayer im einzelnen ausführt. Eine zeitweise Veränderung der Schwerkraft genügt, um alle die bei dem Erdbeben von Lissabon beobachteten Erscheinungen zu erklären. „Ich getraue mir — so faßt er seine Gedanken zusammen, wider die bisherige allgemeine Meynung, die eine würkliche Erschütterung der Erde zum Grunde leget, zu behaupten, daß der Erdboden selbst bey der Erscheinung, die wir ein Erdbeben nennen, nicht erschüttert, noch ein Theil desselben von dem ganzen verrücket, abgesondert oder sonst beweget werde. Der Name Erdbeben wird also, diesem Begriffe nach, nur blos in uneigentlichen Verstande zu nehmen seyn; etwan so wie die Sternkundigen von dem Auf- und Untergange der Sonne reden. Alle mit einer solchen Naturbegebenheit verknüpften Umstände lassen sich sehr leicht und begreiflich erklären, wenn man die Erdfläche selbst in Ruhe läßt, dagegen aber annimt: die Kraft der Schwere, welche ordentlicher Weise perpendicular auf die Oberfläche der Erde würket, verändert in einem gewissen Bezirke diese ihre Direction auf einige Zeit und würke schief auf die Erde.“ „Fragt man aber, woher eine solche Veränderung in der Direction der Schwere entstehe, so ist dies eine Frage, die mir zu beantworten, zum wenigsten jetzt, nicht obliegt.“ Er beruft sich dabei auf Newton, der die Bewegungen der Himmelskörper aus der allgemeinen Schwere vollkommen erklärte, ohne daß ihm die Ursache der Schwere selbst bekannt gewesen wäre. „Überhaupt sehe ich den Einwurf, den man mir von dieser Seite machen könnte, für sehr unerheblich an, so lange man mir nicht darthun kan, daß eine Abweichung der Schwere von ihrer gewöhnlichen Richtung wider die bekannten Gesetze der Natur streite, und so lange man an die Vertheidigung der gegenseitigen Meynung hundert Fragen dieser Art anstatt einer thun kan.“

Wie war Tobias Mayer darauf gekommen, diese Theorie aufzustellen, die die herrschende Ansicht über die Entstehung der Erdbeben für unbegründet erklärte und an ihre Stelle eine völlig neue Erklärung stellte? Daß die herkömmliche Ansicht unvereinbare Widersprüche in sich trage, hatte er längst gesehen; eine Beobachtung in der Göttinger Sternwarte machte ihm zur Gewißheit, was bisher nur Vermutung gewesen war. Am 18. Februar morgens bald nach 8 Uhr war in großen Teilen Niedersachsens eine an den meisten Orten nicht sehr heftige Bewegung der Erde gespürt; über das, was

er bei dieser Gelegenheit beobachtete, berichtet er folgendermaßen: „Als neulich hier in Göttingen einige Stöße verspürt wurden, war ich begierig, zu erfahren, ob der an dem grossen Muralquadranten des Observatorii [7]) befindliche und mit einem Gewichte beschwerte Silberdraht, welchen ich des Tages vorher genau auf seinen Punct gerichtet hatte, noch in eben dieser Lage hange. Zu meiner Verwunderung fand ich nicht die geringste Verrückung: auch die Fläche des Quadranten stund noch so genau in dem Meridian, als des Tages zuvor. Wäre durch diese Erschütterung der Grund, worauf das Observatorium stehet, nur um einen Winkel von etlichen wenigen Secunden aus seiner ersten Lage gebracht worden: so hätte man es hier merken müssen."

Diese von der Geschichte der Erdbebenforschung bislang übersehene Beobachtung des wissenschaftlich geschulten Mathematikers und Astronomen ist von der größten Bedeutung. Im Gegensatz zu den auf sinnlicher, meist zufälliger Wahrnehmung beruhenden sonstigen Nachrichten über das Erdbeben, deren Inhalt oft durch die Stimmung der nicht geschulten Berichterstatter beeinflußt wird, haben wir hier die Beobachtung eines hervorragenden Fachmannes, die keinem Zweifel unterworfen ist. In allen Berichten und Erzählungen über das Erdbeben von Lissabon sind nur sehr wenige Nachrichten aufzufinden, die ihr an Genauigkeit und Bedeutung gleichstehen. Die Tatsache, die Mayer sehr bald nach dem „Erdbeben" vom 18. Februar 1756 in der Göttinger Sternwarte gesehen hatte, bewies ihm, daß die leichten Bewegungen in den Wohnungen und an den Häusern, durch die die Göttinger in Schrecken gesetzt waren, kein Erdbeben im eigentlichen Sinne des Wortes waren, denn der Erdboden war, — davon hatte ihn der Stand seiner In-

---

[7]) Dieser Muralquadrant war kurz vorher in der Göttinger Sternwarte angebracht, die in einem alten Mauerturme am Südrande der Stadt eingerichtet war. Er war von einem berühmten englischen Mechaniker, John Bird, nach dem Muster des auf der Sternwarte von Greenwich befindlichen angefertigt, und Mayer, der in den Göttingischen Anzeigen am 26. Febr. 1756 über diese wertvolle Erwerbung berichtete, rühmte ihn als eins der vollkommensten und nützlichsten Instrumente, die bisher zum Vorteil der praktischen Sternkunde erfunden worden seien. Mit Hilfe dieses Muralquadranten konnte Mayer seinen Mondglobus, der bei seinem Tode fast vollendet war, und seine Fixsterntabellen entwerfen und seine Mondtafeln berechnen, die er der englischen Admiralität übersandte, und für die seine Witwe durch Parlamentsakte vom 20. März 1765 eine Belohnung von 3000 Pfund Sterling erhielt. Pütter, a. a. O. II, S. 53.

strumente überzeugt, — nicht in die geringste Bewegung geraten. So war für Mayer zur Gewißheit geworden, was er vorher aus den Berichten über die Erdbeben geschlossen hatte. „Nach meiner Erklärung, so schließt er seine Auseinandersetzung, hat man nicht nöthig, neue Kräfte in der Natur zu suchen oder zu erdichten. Die Kraft der Schwere ist bekant und ihr Daseyn unstreitig; eine Veränderung in der Direction, nach welcher sie würket, so viel ich einsehen kan, nicht unmöglich. Mehr aber als Grösse und Direction der Kraft ist, wenigstens einem Mathematikverständigen, nicht nöthig, Begebenheiten der Natur, die von dieser Kraft abhangen, vollkommen zu erklären und eine ordentliche Theorie davon zu geben. Vielleicht habe ich Gelegenheit, einen Versuch einer solchen Theorie des Erdbebens nächstens mitzutheilen." Leider ist Mayer nicht dazu gekommen, diesen Plan auszuführen. Doch es bleibt ihm der Ruhm, im Beginn der Erdbebenforschung eine für die Erkenntnis der wirklichen Vorgänge wichtige Tatsache festgestellt zu haben.

Die neuere Erdbebenforschung, die auf Beobachtungen an viel empfindlicheren Instrumenten und auf einer genaueren Kenntnis des geologischen Aufbaus der Erde beruht, ist über die Theorie des alten Göttinger Professors weggegangen. Aber man hätte ihn doch nicht ganz vergessen sollen; denn er war einer der ersten, der in der neueren Zeit den Versuch machte, die Frage nach der Entstehung der Erdbeben, die bis dahin das Tummelfeld des Dilettantismus gewesen war, auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen.

Welche Stellung die amtliche Vertretung der Göttinger Gelehrsamkeit, die Königliche Sozietät der Wissenschaften, in der Frage nach der Entstehung der Erdbeben eingenommen hat, wird im Zusammenhange mit der Darstellung der in Niedersachsen beobachteten Erdbebenerscheinungen besprochen werden. Hier kommt zunächst noch ein Vertreter der Universität Helmstedt zu Worte.

Ähnliche Gedanken und Beobachtungen wie die, von denen T. Mayer ausgegangen war, veranlaßten den Helmstedter Professor der Medizin, Physik und Chemie Johann Gottlob Krüger, eine neue Theorie der Erdbeben aufzustellen, von der im 14. und 16. Stücke der Braunschweigschen Anzeigen vom Jahre 1756 ein Abriß gegeben wird. Nicht im unterirdischen Feuer sieht er die Ursache, sondern in der Erdelektrizität. Dafür spricht besonders das gleichzeitige Auftreten der Erschütterung an weit voneinander

entfernten Orten. Unterirdische Felsen, Wasser, überhaupt alle Dinge, die keine ursprüngliche Elektrizität haben, bilden die elektrische Kette. Daß die Elektrizität dabei eine wichtige Rolle spielt, beweisen die auffallenden in Augsburg beobachteten Veränderungen an Magneten und der Magnetnadel, die gleichzeitig mit dem Lissaboner Erdbeben eingetreten sind. Es ist ja auch eine bekannte Tatsache, daß Schiffer, die in die Gegend eines Erdbebens kommen, sich nicht mehr auf den Kompaß verlassen können. Man könnte die Erdbeben also wohl als unterirdische Gewitter bezeichnen.

Freilich in den „Moralischen Betrachtungen über das Erdbeben zu Lissabon" begnügt er sich nicht mit diesem Ergebnis seiner wissenschaftlichen Forschung. Die Ansicht der Naturforscher des Altertums, z. B. Senekas, die das Erdbeben aus natürlichen Ursachen zu erklären versuchen und es nicht etwa als eine Wirkung des göttlichen Zornes betrachten [8]), weist er mit Entrüstung zurück. Gott hat die Zerstörung Lissabons zugelassen und durch die Einrichtung der Natur mittelbar bewirkt, weil sie ihn unter den Menschen verherrlicht. Lissabon ist, wie die meisten großen Handelsstädte, besonders die Häfen, ein Sündenbabel; so ist es erklärlich, daß Gott seinen gerechten Abscheu und seinen Haß gegen diese himmelschreienden Sünden alle Jahrhunderte ein oder ein paarmal offenbart. Die Ehre Gottes und der verderbte Zustand des menschlichen Geschlechts erfordert, zu gewissen Zeiten solche große allgemeine und in die Augen fallende Unglücksfälle zu verhängen.

Neben den ernsten Forschern traten die Unberufenen auf den Plan und mühten sich um die Wette, das Geheimnis des furchtbaren Naturereignisses in ihrer Weise aufzuklären. Ihre Versuche reizten die Satire. Ein Spötter veröffentlicht im 35. Stücke des Jahr-

---

[8]) Seneca, natur. quaest., VI, 3, 1. Illud quoque proderit praesumere animo, nihil horum deos facere, nec ira numinum aut caelum converti aut terram: suas ista causas habent nec ex imperio saeviunt sed quibusdam vitiis ut corpora nostra turbantur. Anaximenes der Milesier, Philosoph des 6. Jahrhunderts v. Chr., erklärte sämtliche Erdbeben für tektonische; sie seien durch innere Veränderungen in der Lagerung der Erde hervorgerufen: Anaximenes ait terram ipsam sibi causam esse motus, nec extrinsecus incurrere quod illam impellat, sed intra ipsam et ex ipsa. (Seneca, a. a. O. VI, 10, 1.) *Ἀναξιμένης λέγει σεισμὸν γεννᾶσθαι τῆς γῆς ἐπὶ πλεῖον ἀλλοιουμένης ὑπὸ θερμασίας καὶ ψύξεως*.. (Diels, Fragm. d. Vorsokratiker, S. 23); d. h.: A. sagt, ein Erdbeben entstehe, wenn die Erde infolge von Erwärmung und Abkühlung auf eine größere Strecke ihre Lage verändere.

gangs 1757 der „Nützlichen Samlungen“ eine neue Erklärung der Erdbeben, die mit der Miene des größten Ernstes eine neue Theorie aufstellt und dadurch diese Versuche dem Spotte preisgibt. Nach ihm ist die Erde ein lebendes Wesen, Ebbe und Flut ihr Atemholen, das Meer ihr Magen, der Bernstein ein aus dem Innern der Erde kommender Schleim, die Lava der Unrat, den die Erde wieder von sich gibt, das Erdbeben das Niesen der Erde, usw.

Auch die ernsten Versuche der Forscher, das Naturereignis rein wissenschaftlich, ohne Berücksichtigung des theologischen Standpunktes, zu erklären, waren nicht überall willkommen. Viele sahen darin einen Vorstoß gegen die Grundlagen des Christentums und fürchteten, daß durch die in das Volk getragenen wissenschaftlichen Gedanken mit der Furcht vor dem Erdbeben auch Gottesfurcht und Christentum schwinden würden. Unverstandene wissenschaftliche Sätze und Geisteshochmut würden an seine Stelle treten. Diese Gedanken spiegelt das „Schreiben an einen jungen Herrn nach der neuen Mode über das Erdbeben“, das die „Nützlichen Samlungen“ des Jahres 1757, in der 20. Nummer, also unmittelbar nach dem Aufsatze von Tobias Mayer, bringen. Der junge Herr hat sich auf seinen Reisen mit den neuen Moden auch die neumodische Philosophie angeeignet, hat mit vielem anderem, das er für altmodisch hält, auch den Glauben seiner Väter abgelegt und mit seiner Freigeisterei auch seinen Reitknecht angesteckt, der nun seinerseits wieder die ihm unverständlichen naturwissenschaftlichen und philosophischen Brocken in seinen Kreisen selbstbewußt verbreitet. Und als der Verfasser des Aufsatzes einmal durch eine Gesellschaft von Sänftenträgern geht, unter denen einer ist, der sich über ein vor kurzem vorgekommenes Erdbeben erschreckt hat, da hört er, wie ein anderer ihn auslachte und spöttisch zu ihm sagte: „A watt! Wol dei Physek versteit, dei förchtet sek vor kennen Düfel unn vor kein Erdbefen. Wei wol sek davor förchten? Porblö! et is ja alles natürlek.“ Und dabei berief er sich auf den Reitknecht des jungen Herrn nach der neuen Mode.

So stand das Erdbeben von Lissabon in allen Kreisen der Bevölkerung lange Zeit im Mittelpunkte der Gedanken, und die Zeitungen, die damals schon anfingen, der Gradmesser der allgemeinen Stimmung zu werden, brachten Nummer für Nummer kurze Berichte, ausführliche Stimmungsbilder und Aufsätze allgemeinen Inhalts darüber. Moralische, philosophische und physika-

lische Betrachtungen über Erdbeben waren damals „aktuell“. Und wer sich mit dem Gegenstande beschäftigte, tat gut daran, das Ergebnis seiner Arbeit möglichst rasch drucken zu lassen. Sonst konnte es sich zutragen, daß ein anderer, der auf ähnliche Gedanken gekommen war, ihm zuvorkam und er in den Verdacht geriet, er habe sich mit fremden Federn geschmückt. Um dieser Gefahr vorzubeugen, veröffentlichte Johann Friedrich Jacobi, ehe er im 15. Stücke der „Nützlichen Samlungen“ von 1756 mit dem Drucke seiner sehr ausführlichen Abhandlung über Erdbeben begann, im 11. Stück eine eingehende Inhaltsangabe davon, damit man ihm nicht vorwerfen könne, er hätte anderen nur nachgeschrieben. Wie lebhaften Anteil die Leser an diesen Fragen nahmen, geht am deutlichsten daraus hervor, daß eine eigene Zeitschrift dafür gegründet wurde. G. Chr. Grund, der Verleger des „Hamburger Unpartheyischen Correspondenten“, des gelesensten Blattes von Europa, unternahm es, trotz der hochgradigen politischen Erregung, die dem bald darauf ausbrechenden Weltkrieg — dem Siebenjährigen — voranging, und die sich schon ein Jahr vor dem Kriegsausbruch in allen Zeitungsnummern kundgab, vom Januar 1756 an unter dem Titel „Der physikalische und ökonomische Patriot“ eine eigene Wochenschrift herauszugeben, die sich besonders mit den Erdbeben beschäftigen sollte. Sie sollte „von den großen Veränderungen handeln, welche es zu allen Zeiten auf dem Erdboden gegeben, worunter viele dem Schicksale von Lissabon gleich sind“; also eine Erdbebenzeitung für gebildete Leser.

Lange bevor die Kunde von dem Erdbeben von Lissabon nach Mitteleuropa gelangt war, am 12. November 1755, berichtete ein ungenannter holländischer Gelehrter über auffallende Beobachtungen, die am 1. November in fast ganz Holland gemacht waren. Morgens um 11 Uhr am 1. November war bei stillem, schönem Wetter an sehr vielen Stellen eine heftige Wasserbewegung gespürt. Die Erschütterung in den Hafengewässern war so heftig, daß hier ein gesunkenes Schiff flott geworden, dort ein anderes aus dem Wasser ans Ufer geworfen war, selbst schwere Schiffe waren von ihren Tauen losgerissen. An anderen Stellen waren festgemachte Balken und Hölzer fortgeschwemmt, das Wasser der Gräben und Kanäle war stellenweise plötzlich acht bis zehn Fuß gestiegen. Auch die Kirchtürme waren an einigen Stellen in eine leichte schwankende Bewegung geraten. Irgendeine Erschütterung des Bodens war

dabei nirgends wahrzunehmen gewesen. Alles, was er selbst wahrgenommen oder von glaubwürdigen Personen gehört hatte, stellte er zusammen, um Naturkundige zur Untersuchung anzuregen und allen Beobachtern „ein Denkbild an die Hand zu geben, welchergestalt diese Wasserbewegung natürlicherweise und sonder einiges Wunder sich habe zutragen können". Die kleine Schrift wurde so eifrig gekauft, daß sie schon wenige Tage nach dem Erscheinen der ersten Auflage neugedruckt wurde. Auch in Niedersachsen und in verschiedenen Hafenstädten der Nord- und Ostsee waren an demselben Tage ähnliche Beobachtungen gemacht, und Freitag, den 12. Dezember, veröffentlichten die Hannoverschen „Nützlichen Samlungen" eine Übersetzung der holländischen Schrift, die überall das größte Interesse fand. Die Abhandlung des holländischen Naturforschers verdient um so mehr, hier hervorgehoben zu werden, da sie in Niedersachsen die Erinnerung an die Wasserbewegungen wieder erweckte, die man hier am 1. November an einzelnen Stellen beobachtet hatte.

Die erste Nachricht von dem Erdbeben von Lissabon brachte in Norddeutschland am 29. November der Hamburgische unpartheyische Correspondent. Nach Briefen aus Paris vom 21., deren Nachrichten aus einem am 4. November von Lissabon abgesandten Schreiben des französischen Gesandten stammten, berichtete er von dem furchtbaren Schlage, der die Hauptstadt Portugals betroffen hatte. Mehr als 100 000 Menschen seien umgekommen, fast die ganze Stadt sei durch Erdbeben, Meeresfluten und Feuer vernichtet. Die folgenden Nummern brachten genauere Nachrichten, und am 10. Dezember kam eine ausführliche Schilderung. Bis in die Mitte des folgenden Jahres folgten immer neue Nachrichten über Erd- und Wasserbewegungen, die sich über ganz Mitteleuropa, auch nach Norddeutschland ausdehnten.

Von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ging die Anregung aus, die Nachrichten, soweit sie Niedersachsen betrafen, zu sammeln, um für dieses Gebiet eine genaue Kunde von der Natur und Ausdehnung der Bewegung zu erhalten. Am 20. Dezember 1755 bat sie in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen", ihr zuverlässige Nachrichten über außerordentliche Wasserbewegungen in unseren Gegenden mitzuteilen — von Erschütterung des Erdbodens war nichts bekannt geworden — und an Professor Michaelis, den damaligen Sekretär der Gesellschaft, zu schicken. Die gleiche Bitte richten am 5. März 1756 die hanno-

verschen „Nützlichen Samlungen“ an ihre Leser, und diese Zeitschrift veröffentlichte dann in den folgenden Nummern die Zuschriften; auch die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften stellte ihr die ihr zugegangenen Nachrichten zur Verfügung. Im 38. Stück des Jahrgangs 1756 weisen die Göttinger Anzeigen von gelehrten Sachen auf die in den hannoverschen „Nützlichen Samlungen“ abgedruckten Nachrichten hin und sagen ausdrücklich, sie seien Auszüge aus den der Göttinger Gesellschaft auf ihr Verlangen zugeschickten Berichten.

Auch die Herausgeber der hannoverschen Zeitschrift, der um das stadthannoversche Zeitungswesen und die Bildung der Bürgerschaft hochverdiente Hofgerichtsassessor und Landsyndikus v. Wüllen und der Geheime Kanzleisekretär Klockenbring, hielten es für ihre Pflicht, von den außerordentlichen Naturbegebenheiten, die auch in unseren Landen am 1. November des abgewichenen Jahres bemerkt waren, „eine wahrhafte und, soviel möglich, umständliche Nachricht aufzubewahren“. Von all den Berichten, die die Nützlichen Sammlungen damals veröffentlichten, ist nur einer, der in dem Buche von Seyfart, S. 210, abgedruckt ist, in die neuere Erdbebenliteratur übergegangen, alle übrigen aber sind bisher unbeachtet geblieben, obgleich Professor Hollmann in seiner am 7. Februar 1756 in der Königlichen Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen de terrae motibus, imprimis nupero Ulyssiponensi gehaltenen Vorlesung darauf hingewiesen hatte. Er führt auch die im Jahre 1620 zu Helmstedt erschienene Schrift des Walkenrieder Priors Heinrich Eckstorm an, in der dieser berichtete, daß im Januar 1531, als Lissabon von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht wurde, dem stärksten vor dem des Jahres 1755, in der Nähe des Klosters auf einer Wiese, wo gerade der Schäfer seine Herde hütete, plötzlich Wasser aus der Erde hervorbrach, das die ganze Wiese in einen noch jetzt vorhandenen Sumpf verwandelte.

Die erste Nachricht über eine auffallende Wasserbewegung, einen ausführlichen Bericht, der durch einen beigefügten Plan erläutert wird, brachten die „Nützlichen Samlungen“ am 26. Januar 1756. Der Verfasser unterzeichnet „Amt Moringen, den 11. Decemb. Monats 1755. J. G. S.“ Der Braunschweigisch-Lüneburgische Staatskalender des Jahres beweist, daß es der Moringensche Amtsschreiber J. G. Schneider ist. Seine Aufzeichnung ist beamtenmäßig: klar, eingehend und zuverlässig. Er hatte von einer merk-

würdigen Wasserbewegung beim Dorfe Hollenstedt im Amte Salzderhelden gehört, und am 3. November machte er nach der Aussage eines Augenzeugen, des Amts-Moringischen Zimmermeisters, eines gesetzten und glaubhaften Mannes, eine ausführliche Aufzeichnung darüber. Zwei Tage vorher, am 1. November, hatte dieser mit 40 bis 50 Zimmerleuten und Tagelöhnern an einem gegen den Rhumefluß vorgelegten Damme gearbeitet, um das Wasser der Rhume, die bis dahin auf Hohnstedt geflossen war, zur Verstärkung der Leine, die die herrschaftliche Mühle zu Hollenstedt und das Salzwerk zu Sülbeck erforderte, in das Leinebett zu leiten. Da entstanden plötzlich, gerade um 11 Uhr, als die Betglocke in Hollenstedt schlug, in der Ecke eines großen Kolkes, der früher von der Rhume durchflossen war, an einer Stelle, wo ein bis zwei Fuß unter dem Wasserspiegel drei Quellen entsprangen, mehrere Wirbel von etwa sechs Fuß Durchmesser; darauf strömte das Wasser mit solcher Heftigkeit brausend, aber ohne Wellen zu schlagen, etwa 50 Fuß breit und 100 Fuß lang in der Richtung von Süden nach Norden nach dem gegenüberliegenden Ufer, daß es dort 13 Zoll stieg und am Ausgangspunkte, wo das Wasser zwei Fuß tief gewesen war, der bloße Grund zu Tage trat. Mit derselben Heftigkeit strömte das Wasser wieder zurück. Nachdem die Bewegung sich wohl sechsmal wiederholt hatte, kam es nach es nach einer Viertelstunde wieder zur Ruhe. Besonders auffallend war es, daß die Wasserbewegung nur auf dem westlichen Teil des Kolkes, kaum einem Drittel der ganzen Fläche, auftrat, während im größeren Teile des Teiches die Wasserfläche unverändert blieb, bis auf eine leichte Bewegung, die sich nur auf eine kleine Fläche ausdehnte.

Über diese außerordentliche Begebenheit, die bei völlig ruhiger Luft vor sich gegangen war, ohne daß die geringste Erschütterung der Erde wahrzunehmen war, gerieten die Anwesenden in das größte Erstaunen. Der Moringer Amtsschreiber, der natürlich von dem zu derselben Zeit eingetretenen Erdbeben von Lissabon noch keine Kunde haben konnte, vermutete, die merkwürdige Wasserbewegung hinge vielleicht mit dem Einrammen von zwei Pfählen in den Damm zusammen, womit man gegen elf Uhr mittags, kurz vor dem Eintreten der Erscheinung beschäftigt gewesen war. Als er aber ein paar Wochen später von den in verschiedenen Gegenden wahrgenommenen ähnlichen Wasserbewegungen hörte, begab er sich an Ort und Stelle, um eine genaue Kunde der Begebenheit festzustellen, und

suchte sich nach den Aussagen der Hollenstedter und der beim Werk beschäftigten Arbeiter den Vorgang klarzumachen. Alle bestätigten die Erzählung des Zimmermeisters; die drei Quellen, so versicherten die Hollenstedter, seien schon früher in dem Kolke vorhanden gewesen. Das muß hier besonders hervorgehoben werden, da ein neuerer Erforscher des Erdbebens von Lissabon (Woerle, S. 75), der den Vorgang nach einer auf Schneiders Berichte beruhenden alten Darstellung [9]) erzählt, auffallenderweise behauptet, es hätte sich dort ein Erdfall zugetragen, wobei zwei Quellen mit ziemlich starkem Laufe zum Durchbruch gelangten. Das beruht auf einem unbegreiflichen Mißverstehen des durchaus klaren alten Berichtes und widerspricht der einwandfreien Darstellung des Moringer Amtsschreibers, wird auch durch die oben angeführte Aussage der Hollenstedter Bauern ausdrücklich widerlegt. Von irgendeiner auffallenden Bewegung der an dieser Stelle etwa 12 Meter breiten Rhume, die ungefähr 15 Meter von der Arbeitsstelle vorbeifloß, oder der Leine, deren Bett annähernd doppelt so weit entfernt war, hatte niemand von den bei der Arbeit Beschäftigten etwas gesehen.

Die Zeit des Vorganges steht fest; es war 11 Uhr mittags, die Betglocke in Hollenstedt schlug gerade. Er war also genau zu derselben Zeit eingetreten wie die erste Erderschütterung in Lissabon; denn wenn auch die Zeitangaben über den Beginn des Erdbebens unwesentlich auseinandergehen, so hat doch nach den zuverlässigsten Berichten die Zeit 9.45 die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Der Zeitunterschied der beiden Erschütterungen, 75 Minuten, entspricht aber, fast auf die Minute, dem Unterschied der geographischen Lage, 19 Grad, die einen Zeitunterschied von 76 Minuten ergibt.

Die folgenden Nummern der „Nützlichen Samlungen" bringen nun eine Reihe von Darstellungen ähnlicher Wasserbewegungen, die an demselben Tage und zur selben Stunde eingetreten sind.

Aus Müden an der Aller berichtet Pastor Lemker. Er hatte am 2. November von einem auffallenden Vorgange in der Aller gehört und ging sofort zu der bezeichneten Stelle hinaus. Hier stellte er durch die Aussagen von drei dem Flusse nahe wohnenden Personen folgendes fest: Am Mittag des 1. Novembers zwischen 11 und 12 Uhr entstand am Nordufer der Aller, ungefähr 120 Meter unterhalb der Vereinigung mit der Ocker, in einem sogenannten

---

[9]) Seyfart, S. 210 f.

Stau, d. h. einem flachen Uferwasser, an einer Stelle, wo der Fluß sehr breit war, ein heftiges Brausen, ein Wirbel von etwa 60 Fuß Durchmesser, dessen Mitte sich etwa zwei Fuß über den Spiegel des Flusses erhob, und das zwei bis drei Fuß tiefe Wasser wurde mit großer Gewalt fast fünf Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstand gegen die Anhöhe des Ufers hinaufgetrieben, stürzte nach kurzer Zeit mit derselben Wucht und mit lautem Brausen zurück und drehte sich wieder im Wirbel gegen den Strom. Das wiederholte sich viermal; allmählich wurde die Bewegung schwächer, und nach Verlauf einer halben Stunde kam das Wasser im Stau wieder zur Ruhe. Während dieser „außerordentlichen und übernatürlichen Bewegung", wodurch die Bewohner eines nahe dem Flusse stehenden Hauses, die alles mitangesehen hatten, „in ein billiges Schrecken gesetzet wurden", blieb das übrige Wasser des Flusses, sowohl in der Mitte wie am südlichen Ufer, in seinem gewöhnlichen stillen Laufe. Von irgendeiner Bewegung der Erde hatte keiner der Anwesenden etwas gespürt.

Bei Drübber in der Grafschaft Hoya hob sich am 1. November 1755 — die Angabe der Stunde fehlt hier — an einer besonders flachen Stelle, wo „Vorland" oder „Anwachs" ist, das Wasser der Weser in der Richtung gegen den Strom, stürzte wohl hundert Schritte mit großer Gewalt „wellenweise" an das flache Ufer und strömte „mit gehäuften Wellen" wieder zurück. Dieser Vorgang wiederholte sich innerhalb weniger Minuten dreimal. Der größte Teil des Flusses, die Mitte und der tiefe Strom am jenseitigen Ufer, blieb von der Bewegung gänzlich unberührt.

Am Schallsee, eine Meile südlich von Ratzeburg, wurde am 1. November 1755 mittags um $^1/_2$12 Uhr bei ziemlich stiller Luft und hellem Wetter ein starkes, ungewöhnliches Brausen und Aufschwellen des Wassers beobachtet. Es schlug fünfmal mit großer Gewalt von Nordost nach Südwest eine Elle hoch über die Ufer und trat ebenso rasch mit großer Gewalt wieder zurück, so daß man den Grund des Sees sah. Leider sagt der Bericht nichts über die Ausdehnung der Wasserbewegung auf dem etwa eine halbe Meile breiten See, auch nicht über die Tiefe des Wassers an der Stelle, wo sie vor sich ging.

Bei Dreye, Amt Syke, erhoben sich am 1. November 1755 zwischen 11 und 12 Uhr bei stillem Wetter in einer „Huck" des Vorlandes, dem sogenannten „Mahndorfer Wieh", starke Wellen,

fünf bis sechs Fuß hoch, etwa 120 Fuß breit, rollten ungefähr 1500 Schritte gegen den Strom und brachen sich mit großer Gewalt an einem Sandhügel des Ufers. Die Bewegung dauerte zehn bis zwölf Minuten. Der größte Teil der Wasserfläche blieb von der Bewegung unberührt.

Im Dorfe Riede, eine halbe Meile von Dreye, bemerkten zu derselben Zeit mehrere Bewohner, wie das Wasser in ihren Brunnen plötzlich sechs bis sieben Fuß stieg, „gleichsam als heraufgekochet".

Eine halbe Meile weiter, bei dem Dorfe Felde, trat um dieselbe Zeit das Wasser aus einem stehenden „Bracke" und „wellete" fast ebenmäßig sechs Fuß hinan gegen eine Anhöhe; nach einigen Minuten war es wieder ruhig geworden. Ähnliches, — Austreten des Wassers aus einem Bracke — wurde auch in dem Dorfe Basse, $1^1/_2$ Meilen von Dreye, gesehen.

In Estorf, in der Grafschaft Hoya, sah die Frau des Gutsbesitzers von Freytag, der Verwalter und viele der Gutsleute am 1. November 1755 mittags zwischen 11 und 12 Uhr, wie sich in einer „See", einem stehenden Gewässer nahe dem Gute, dem Reste eines ehemaligen Weserarmes, der 30 bis 60 Schritt breit, beinahe eine Viertelstunde lang und 40 Fuß tief ist, aus einem plötzlich entstehenden Wirbel drei bis vier Fuß hohe Wellen erhoben, die mit erschrecklichem Brausen und Toben 15 bis 16 Schritt aufs Land schlugen. Der Vorgang wiederholte sich sechsmal; allmählich wurde die Gewalt der Bewegung schwächer. Die Wellen warfen etwa zwei Fuder Holz, einen 26 Fuß langen Schlagbaum, der im Wasser gelegen, und einen Hügel Sand an das Ufer. Frau v. Freytag, die den merkwürdigen Vorgang angesehen hatte, versicherte sofort, es müßte notwendig eine Art Erdbeben sein. Aber irgendwelche Erdbewegung hatte niemand gespürt, obgleich die Zuschauer nur wenige Schritte davon standen.

Am 1. November 1755, gegen 11 Uhr, sahen Fischer und Fährleute bei Hitzacker voll Verwunderung, wie die Elbe da, wo der tiefste Strom hergeht, in starke Bewegung geriet und das Wasser an beiden Ufern hinaufschlug. Dann stürzte es wieder in den Strom zurück, und die Wellen prellten in der Mitte so heftig aufeinander, daß sie sich hoch auftürmten und das Wasser in die Höhe spritzte. Die Bewegung wiederholte sich zwei bis dreimal. Ob sie weiter in die Elbe gegangen, war dem Berichterstatter nicht bekannt geworden.

Auch in einem bei einem Elbdurchbruche entstandenen Braksee beim Dorfe Laake jenseits der Elbe war am 1. November an demselben Tage „zwischen 10 und 11 Uhr“ ähnliches vor sich gegangen. Das Wasser hatte sich gegen die Ufer gestürzt, Kraut und Fische aufs Land geworfen, einen aufs Trockne gezogenen Kahn, in dem Holz und große Steine lagen, umgestürzt und auf eine andere Stelle geworfen. Im Laufe einer Viertelstunde wiederholte sich der Vorgang mehrere Male; und jedesmal, wenn das Wasser an das Ufer getrieben wurde, war in der Mitte des Sees eine Höhlung zu sehn, „worin sich viele Spitzen gezeiget, als wenn das Wasser aufkochete“.

Etwa hundert Meter entfernt lag ein anderer Braksee; darauf hatte sich, wie die Leute aus Laake deutlich gesehen hatten, in der gleichen Zeit keinerlei außerordentliche Bewegung gezeigt.

Soweit die Nachrichten der „Nützlichen Samlungen“ über die Wasserbewegung in Niedersachsen am 1. November 1755. Sie sind ohne jede Frage durchaus glaubwürdig. Die Berichterstatter bemühen sich, soweit sie die Erscheinung nicht selbst gesehen haben, durch Augenzeugen den Vorgang festzustellen. Leider bringen sie nur in dem an erster Stelle erzählten Falle eine genaue Angabe über den Zeitpunkt des Eintritts der Erschütterung. Meist mußten sie sich, da die Augenzeugen ihn nicht gleich genau festgestellt hatten, mit der Angabe „zwischen 11 und 12 Uhr mittags“ begnügen. Wenn an einer Stelle die Bewegung zwischen 10 und 11 Uhr eingetreten sein soll, so beruht das wohl auf einem Irrtum.

Die in den „Nützlichen Samlungen“ gegebene Darstellung der Vorgänge selbst ist meist genau und zuverlässig. Bei heiterer Luft, fast völliger Windstille, stellenweise bei sehr niedrigem Barometerstande — so berichtet Pastor Lemker aus Müden a.d.A. — entsteht plötzlich, meist in flachen Gewässern, ein heftiger Wirbel; das Wasser hebt sich mehrer Fuß hoch, stürzt mit großer Gewalt gegen das Ufer und strömt wieder zurück. Das wiederholt sich mehrere Male; allmählich wird die Bewegung schwächer, und nach einer Viertelstunde etwa ist alles vorüber. Irgendeine Erschütterung des Bodens — das heben die Berichterstatter ausdrücklich hervor — ist nirgends wahrgenommen worden. Auffallend ist die an mehreren Stellen bezeugte Beschränkung des Erschütterungsgebietes. Die Bewegung dehnt sich, auch bei kleinen Teichen, nicht über die ganze Fläche

aus, sondern bleibt auf einen Teil beschränkt, läßt auch benachbarte Gewässer völlig unbeeinflußt.

Die neuere Forschung hat zur Bestimmung der Erdbebenstärke eine Skala aufgestellt, die die Erdbewegungen in zwölf Gruppen ordnet, von der schwächsten, die nur von den Instrumenten der seismologischen Institute verzeichnet wird, bis zur stärksten, der „großen Katastrophe", der kein Werk von Menschenhand widerstehen kann. Die am 1. November 1755 in Niedersachsen beobachteten Wasserbewegungen lassen sich in dieses Schema nicht einordnen. Sie würden nach der von Gutenberg in den „Grundlagen der Erdbebenkunde" (S. 20 fg.) abgedruckten Siebergschen Skala zum zehnten Grade gehören; denn sie entsprechen genau den dort genannten. Aber von den unter diesem Grade verzeichneten Erdbewegungen, die die meisten Stein- und Hochwerksbauten zerstören, ist bei uns nicht das geringste verspürt worden. Wenn überhaupt eine Erderschütterung damit verbunden gewesen ist, so war sie für Menschen jedenfalls nicht wahrnehmbar. Das geht aus dem übereinstimmenden Zeugnis sämtlicher Beobachter mit Sicherheit hervor. Das bisher allgemein anerkannte Erdbebenschema stimmt also nicht unbedingt. Die Tatsache, daß sehr starke Wasserbewegungen eintreten können ohne eine für menschliche Sinne wahrnehmbare Erderschütterung, ist nicht zu bestreiten, wenn sie auch vorläufig noch ein Rätsel ist.

Dieselbe Erscheinung wie in Niedersachsen zeigte sich an demselben Tage auch an andern Stellen Norddeutschlands. Bei Plön in Holstein z. B. [11]) brach der See plötzlich mit solchem Ungestüm über das Ufer, daß Leute, die dort mit Waschen beschäftigt waren, voll Schrecken die Flucht ergriffen, um nicht fortgerissen zu werden, und erst nach einer halben Stunde beruhigte sich das Wasser wieder. Fischer, die in derselben Zeit zwischen Ascheberg und Nehmten auf dem See fuhren, sahen zu ihrem Staunen das Toben des Sees in der Ferne; in ihrer Nähe aber bemerkten sie keinerlei Veränderung in der Wasserfläche.

Aus der nächsten Zeit nach dem 1. November 1755 finden sich noch zwei Berichte über ähnliche Vorgänge. Am 22. Dezember 1755 abends um sechs [12]) Uhr hörten zwei Mägde eines angesehe-

---

[11]) Seyfart, S. 199. Die Nachrichten entstammen dem Hamb. Unp. Correspondenten, der in Nr. 178 f. ausführliche Berichte über die Wasserbewegungen in Holstein bringt.

[12]) Nach Jacobis Bericht, N.S. 1756, 261.

nen königlichen Beamten in Osterode a.H., die zum Wasserholen nach dem Brunnen gegangen waren, in dem mit Brettern zugeschlagenen Brunnenhause eine heftige Bewegung des Wassers. Bestürzt eilten sie ins Haus zurück und riefen ihren Herrn. Der hört das Rauschen gleichfalls; da es aber allmählich schwächer wird, läßt er den Brunnen nicht öffnen. Am andern Morgen hört man dieselbe Bewegung. Jetzt wird der Brunnen geöffnet. Das Wasser ist hoch gestiegen und schwankt heftig von Süden nach Norden. Der Stadtbrunnenmeister wird geholt. Aber auch er kann des Rätsels Lösung nicht finden, da er so etwas nie gesehen hat. Später konnte man aus den Zeitungen ersehen, daß in der zweiten Hälfte des Dezembers, vom 19. an, in anderen Teilen Deutschland, besonders in Bayern und Württemberg, heftige Erdbeben stattgefunden hatten.

Pastor Lampe aus Neustadt am Rübenberge erzählt (N. S. 1755 Nr. 104.), er habe in der Nacht vom 18. auf den 19. November 1755 in seinem Brunnen eine merkwürdige Bewegung des Wassers bemerkt, anfangs gelinde, bei jeder Wiederholung stärker. Das Wasser wurde in die Höhe gestoßen und schlug von einer Seite an die andere, zuerst und besonders heftig an die Ostseite. Jede Bewegung dauerte etwa zwei Minuten, dann folgte eine ebenso lange Ruhepause. Da der Hamburger Unpartheyische Correspondent berichtete, daß zu derselben Zeit westlich des Rheins, von Köln und Bonn bis Aachen eine starke Erderschütterung gespürt sei, so vermutete Pastor Lampe, der Vorfall in seinem Brunnen könne vielleicht damit zusammenhängen. Das wurde freilich von einem andern Bewohner Neustadts bestritten (N. S. 1757, 39. St.), der den Vorgang durch den Zusammenhang des Brunnens mit der Leine erklärte, die nach einem sehr niedrigen Wasserstande in der ersten Hälfte des Monats, am 17. November in einer Nacht plötzlich fünf bis sechs Fuß gestiegen war. Am andern Morgen waren alle Brunnen Neustadts voll trüben Wassers. Die lange andauernde heftige Bewegung des Wassers in den Brunnen erkläre sich aus dem allmählichen Öffnen der unterirdischen Gänge, die den Fluß mit den Brunnen der Stadt verbänden.

Während des Winters 1755/56, bis in den März 1756 verging keine Woche, wo die Zeitungen nicht Nachrichten von neuen Erdbeben brachten. Lissabon wurde wiederholt von so starken Erschütterungen heimgesucht, daß man gezwungen war, die Aufräumungs- und Aufbauarbeiten zeitweilig einzustellen. Eine mehr-

monatliche Erdbebenzeit hielt die Welt dauernd in Spannung; die neuere Forschung spricht von Erdbebenschwärmen. Besonders groß war das Erschütterungsgebiet des 9. Dezembers, das sich von Portugal über Südspanien, Norditalien, große Teile Frankreichs, die Schweiz und Tirol bis Süddeutschland ausdehnte. Zehn Tage später, am 19. Dezember, wurden große Teile Süddeutschlands und des Elsaß von neuem heftig erschüttert, und am 26./27. Dezember hatten besonders die Gegenden am Niederrhein zu leiden. Auch der Umfang des Erdbebengebiets verkleinerte sich nicht. Am 31. Dezember 1755 wurde Schottland heimgesucht, am 27. Januar 1756 beobachtete man bei Bailiborough in Irland eine sehr heftige Wasserbewegung, ähnlich denen in Niedersachsen, und am 2. Januar 1756 wurden die Bewohner Bostons in „Neuengland" durch wiederholte Erschütterungen in Schrecken gesetzt. Besonders heftig aber war das Erdbeben vom 18. Februar 1756, das sich von Portugal über Frankreich, Holland, Westdeutschland, Westfalen bis in unsere Gegenden ausdehnte. Am stärksten von den deutschen Städten wurde damals Aachen heimgesucht. Ein Krachen, als wenn hundert Kanonen abgefeuert würden, ertönte. Mehr als 300 Schornsteine wurden umgeworfen. Man glaubte, das Unheil von Lissabon würde sich hier wiederholen; die Einwohner flüchteten aus der Stadt und hielten sich vor den Toren in Hütten und Zelten auf [13]).

Auch aus einer größeren Anzahl niedersächsischer Städte, z. B. Braunschweig, Hannover, Hameln, Osnabrück, Göttingen [14]), Einbeck, Gandersheim, liegen gedruckte und ungedruckte Nachrichten über ein Erdbeben vom 18. Februar 1756 vor, die bislang nur zum Teil bekannt geworden sind. Über einige von ihnen wird hier im Anschluß an die Erzählungen von Augenzeugen berichtet.

Professor Seidler in Braunschweig, Lehrer der lateinischen Sprache und Literatur am Carolinum, nahm die Bewegung morgens zwischen acht und neun Uhr in einem nach Norden abhängigen Zimmer wahr [15]). Die Nordseite „hob sich sanft in die Höhe und setzte sich wieder", so daß die Fugen der Balken knackten. Der Vorgang wiederholte sich dreimal. „Es war eine Bewegung, von einer

---

[13]) Seyfart, S. 48.

[14]) In Göttingen wurde, nach einer Mitteilung des dortigen Stadtarchivs, das Erdbeben vom 18. Februar 1756 auf dem Johanniskirchturm beobachtet. Auch am 13. April 1768 gab es in Göttingen wieder ein Erdbeben.

[15]) Brschw. Anz. 1756, 17. St.

Erschütterung ganz verschieden, und einer solchen völlig ähnlich, als wenn man schwindlig wird." Seidler eilte an den Kanal vor seinem Hause, „um an dessen Ufern die ferneren Bewegungen der Erde durch das Umlaufen des Wassers zu bemerken. Allein ich wartete vergebens." Es hat also — das geht aus seinen Worten mit Sicherheit hervor — kein Erdbeben im eigentlichen Sinne stattgefunden, sonst hätte das Wasser des Kanals vor dem Hause irgendwie in Bewegung gesetzt werden müssen.

Dasselbe Ergebnis hatte die oben besprochene Beobachtung, die der Göttinger Professor Tobias Mayer am 18. Februar 1756 am Muralquadranten der Sternwarte machte. Sie bewies ihm, daß der Boden, auf dem die Sternwarte stand, nicht die geringste Erschütterung erlitten hatte. Freilich fehlte es ihm an einer Gelegenheit, seine Beobachtung und die daraus gezogenen Folgerungen an der dazu berufenen Stelle, in einer Sitzung der Königlichen Sozietät der Wissenschaften, vorzutragen, obwohl er selbst seit drei Jahren ordentliches Mitglied der Gesellschaft war. Denn sein älterer Kollege, Prof. Hollmann, der, als erstes ordentliches Mitglied der physikalischen Klasse und seit drei Jahren auch halbjährlich abwechselnder Direktor, als amtlicher Vertreter Göttinger Gelehrsamkeit den Vortrag über das Erdbeben hielt, vertrat in dieser Frage einen Standpunkt, der trotz aller aufgewandten scheinbaren Gelehrsamkeit bei Mayer nur ein Kopfschütteln erregen konnte.

In der Sitzung vom 7. Februar 1756 stellte er über das Erdbeben von Lissabon und die auch in Niedersachsen beobachteten auffallenden Wasserbewegungen „einige besondere Beobachtungen" an. Ausgehend von der gewaltigen Ausdehnung der Erschütterung, die sich über ein Gebiet von fast 80 000 Quadratmeilen erstreckt hatte, und von dem unzweifelhaft bezeugten gleichzeitigen Eintreten an weit voneinander entlegenen Punkten der Erde, meinte er [16]), im schärfsten Gegensatze zu der von Mayer vertretenen, allerdings erst ungefähr vier Wochen später, am 5. März, in den „Nützlichen Samlungen" veröffentlichten Ansicht, die beobachteten Naturerscheinungen ließen sich nur durch zwei Annahmen erklären. Entweder lägen die Höhlen, in denen sich die unterirdischen Feuer entzündet hätten, so tief unter der Oberfläche der Erde und den Meeren, daß

[16]) Hollmanns Vortrag wird hier nach dem vom Sekretär der Sozietät erstatteten Berichte angeführt, der, wie durch Vergleich mit der lateinischen Rede festgestellt ist, den Gedankengang genau wiedergibt.

alle von den erschütterten Flächen nach dem Mittelpunkte der Erde gezogenen Linien ihre „Gewölber“ durchschnitten, oder aber — und das hielt Hollmann für viel wahrscheinlicher — verschiedene Höhlen, die gemeinschaftliche Öffnungen untereinander hätten, dehnten sich so nahe unter der Erde und den Meeren aus, daß die in einigen Gegenden entstandenen Entzündungen durch die anderen mit gleich brennbaren Materialien erfüllten Höhlen sich wie ein Blitz ausbreiten und die Erschütterungen so weit fortpflanzen könnten. Aus den Nachrichten über die Erschütterung der Flüsse und Landseen schloß Hollmann, der Stoß sei vom Grunde der Gewässer gekommen, da das Wasser an vielen Orten Sand, Steine, Holz, an einer sogar einen 26 Fuß langen versunkenen alten Schlagbaum mit großer Gewalt hervorgestoßen und ans Ufer geworfen habe. Also — so folgerte er — sei das Wasser aus der Erde hervorgestoßen und habe sich wieder dahin zurückgezogen. Da nirgends die geringste Erschütterung der Erde verspürt sei, meinte er die Wasserbewegung nicht anders erklären zu können als durch die Annahme, alle diese Gewässer ständen mit unterirdischen mit Wasser gefüllten Kanälen in Verbindung, und ein Teil dieser Kanäle liefe über die Gewölbe von Höhlen hin, die an der großen Erschütterung teilgenommen hätten. Durch die gewaltsame Ausdehnung der Höhlen sind die Kanäle zusammengedrückt, und das Wasser mußte aus den offenen Enden dieser Röhren überall mit großer Gewalt hervorbrechen. Nachdem die Hauptröhren sich wieder erweitert hatten, trat es ebenso schnell wieder zurück.

Beim Entwurf dieses Phantasiebildes war für Hollmann nur ein Bedenken vorhanden, das freilich allein genügte, seinen kunstvollen Gedankenbau gänzlich über den Haufen zu werfen: die Gleichzeitigkeit des Eintritts der Bewegung von Lissabon bis Mitteleuropa; die Erklärung der merkwürdigen Tatsache dagegen, daß bei den folgenden Erschütterungen, die unseren Gegenden zum Teil viel näher gekommen waren, an den meisten Orten keine Wasserbewegung gespürt sei, machte ihm keinerlei Schwierigkeiten. Zum Schluß seines Vortrags untersuchte er noch die Frage, ob nicht einige Mittel gegen dieses landverderbliche Übel aufzufinden wären. Und auch auf diese Frage hatte er eine Antwort bereit. Schon einige Jahre vorher hatte er in den Schriften der Sozietät allen Ernstes einen Vorschlag gemacht, den er jetzt wiederholte. An solchen Orten, die mit diesem Übel geplagt wären, müsse man einige Schächte in die Erde

senken, so tief, daß man die unterirdischen Höhlen erreiche, und so den darin verschlossenen Dämpfen und den daraus hervorgegangenen Entzündungen freien Ausgang verschafffen. Durch den Hinweis auf Bergwerke und feuerspeiende Berge erläuterte er diesen merkwürdigen Vorschlag. Zwar scheint es ihm selbst bei seiner Weisheit nicht recht wohl gewesen zu sein; denn er bemerkte dazu, in einem solchen Falle wie der gegenwärtige, wo ganze Königreiche und Länder erschüttert worden seien, ließe sich dieses Mittel schwerlich anbringen. Hätte er diesem sicherlich berechtigten Einwande nachgedacht, so wäre er vielleicht davor bewahrt geblieben, sich durch sein Mittel zur Erdbebenbekämpfung einen Ehrenplatz unter den pseudowissenschaftlichen Projektenmachern zu verdienen. Aber sein Selbstgefühl hinderte ihn, auf die Warnungsstimme seiner besseren Einsicht zu hören. Er wies jenen Einwand kurzer Hand als bedeutungslos ab, und im vollen Bewußtsein des unfehlbaren wissenschaftlichen Fachmanns schloß er seinen Vortrag mit der Bemerkung: „Solte man aber nicht gerne alle Kosten anwenden, an allen Orten, wo es nur möglich und dienlich seyn könte, solche Schächte zu ziehen, da, wenn deren in einem ganzen Lande auch nur wenige auf dergleichen Höhlen zutreffen solten, deren entzündliche Dünste dergleichen Unglück angerichtet, oder noch anrichten können, ganze Länder dadurch vom Verderben könten gerettet werden? . . . Die auf die Wiedererrichtung weniger Privat-Gebäude zu verwendende Kosten könten vielleicht zureichen, dem Verderben ganzer Städte und Länder auf die Weise vorzubeugen". Was wohl Tobias Mayer gedacht hat, als er aus dem Munde seines Kollegen, des hochangesehenen Professors für Physik, Philosophie und Naturrecht, in der Königlichen Sozietät der Wissenschaften, der ersten Vertreterin Göttinger Gelehrsamkeit, diese krausen Gedankengänge hören mußte?

Ein Glück war es für Hollmann, daß A. G. Kästner nicht an der Sitzung teilgenommen hatte, da er erst einige Wochen später als ordentlicher Professor der Mathematik und Physik nach Göttingen berufen wurde. Einen besseren Stoff für ein bissiges Epigramm als Hollmanns Erdbebenschächte hätte er sich nicht wünschen können. Wie Kästner, nachdem er fast dreißig Jahre Hollmanns Kollege gewesen war, über seine wissenschaftlichen Leistungen dachte, darüber schreibt er, selbst ein Siebziger, als jener, neunzig Jahre alt, gestorben war, in einem Briefe an eine Freundin: „Ich danke Gott, daß ich Arbeiten, sowohl mit Ausfertigung von Schriften als mit

Kollegiis immer noch mit Beyfall verrichten kann. Gegen die Furcht vor Abnahme der Gemüthskräfte im Alter habe ich mich freylich schon wieder durch Hollmanns Exempel verwöhnt. Was der in seinem 80sten Jahre schrieb, war nicht viel dummer, als was er 30 Jahre zuvor geschrieben hatte. Er hatte also seinen Verstand ziemlich ungeschwächt erhalten". Auch in seinen Gedichten findet sich gelegentlich ein Hieb gegen den Fachkollegen. Selbst vor seinem Charakter machte die bissige Satire des Spötters nicht Halt; er wirft ihm intrigantes und herrschsüchtiges Wesen vor [17]). Um so höher ist die Anerkennung zu werten, die er der Persönlichkeit und der wissenschaftlichen Tätigkeit von Tobias Mayer zollt, dessen Verdienste er in einem Schreiben an die Regierung rückhaltslos anerkennt und gegen einen Denunzianten in der schärfsten Weise verteidigt, und dem er nach seinem frühen Tode in der Sitzung der Gesellschaft der Wissenschaften am 13. März 1762 einen Nachruf hielt, der für ihn selbst ebenso ehrenvoll ist wie für den Toten, dem er gewidmet war. Aus dem in klassischem Latein verfaßten Elogium Tobiae Mayeri spricht der Schmerz über den Verlust des ausgezeichneten Mannes, mit dem ihn eine gerade unter Fachgenossen so seltene Freundschaft verbunden hatte, ebenso warmherzig wie die Bewunderung vor dem scharfsinnigen, vielseitigen Gelehrten und Forscher, dem würdigen Nachfolger der großen deutschen Astronomen des 16. und 17. Jahrhunderts, der der Wissenschaft neue Bahnen gewiesen hat [18]).

Ungefähr einen Monat nach der eben erwähnten Sitzung, am 6. März, hielt Hollmann an derselben Stelle schon wieder einen Erdbeben-Vortrag. In der Zwischenzeit war, am 18. Februar, kurz nach acht Uhr morgens, auch in Göttingen eine leichte Erschütterung des Bodens verspürt, bei der Tobias Mayer seine oben behandelte, für die Erkenntnis des Wesens der Erscheinung so bedeutungsvolle Beobachtung am Muralquadranten der Sternwarte machte, auf die er seinen am 5. März in den hannoverschen „Nützlichen Samlungen" veröffentlichten „Versuch einer Erklärung des Erdbebens" begründete. Ob Hollmann von der Beobachtung seines Kollegen gehört, ob er dessen Ansicht von der Entstehung der Erd-

---

[17]) A. G. Kästners ges. poet. u. prof. schönwissenschaftl. Werke, IV, 98; I, 102, 36; I, 68, 224; I, 106, 373.

[18]) Kästner, a. a. O. IV, 217. Das Elogium in einem Göttinger Sammelbande „Kaestneriana" I, 14.

beben gekannt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls wäre es ihm nach seiner ganzen Geistesart unmöglich gewesen, darauf einzugehen. In seinem am 6. März in der Sozietät der Wissenschaften gehaltenen Vortrage begnügt er sich, ohne ihn zu erwähnen, damit, nach den ihm aus Göttingen und von auswärts zugegangenen Nachrichten — denn er selbst hatte nichts davon verspürt — eine kurze Beschreibung des Vorgefallenen zu geben. Das Erdbeben sei in Göttingen nur schwach gewesen. Nahe am Wasser, also in der Unterstadt, in den oberen Stockwerken, besonders natürlich auf den Türmen, sei es stärker bemerkt. Es sei nur die schwache Fortsetzung eines auswärts stärkeren Bebens gewesen und habe seine Ursache nicht in der Göttinger Gegend gehabt. Auch diesmal fügte er dem Berichte weitschweifige Bemerkungen über die Entstehung des Erdbebens hinzu, in denen er seine Theorie vom 7. Februar wiederholte.

Bald nach dem 18. Februar war es in Göttingen bekannt geworden, daß an eben diesem Tage in der Nähe von Nörten ein Erdriß entstanden sei. Um festzustellen, was an den in Göttingen darüber umlaufenden Gerüchten Wahres sei, machte sich Professor Michaelis[19]) mit einigen anderen Göttingern auf, um den Tatbestand an Ort und Stelle anzusehen. Über das, was er damals selbst gesehen und von zuverlässigen Leuten erfahren hatte, berichtete er dann im Anschluß an Hollmanns Vortrag am 6. März in der Gesellschaft der Wissenschaften. Der Erdriß befand sich nach seiner Darstellung am Fuße eines steilen Berges, der nach dem Leinetale abfällt. Am Tage und zur Zeit des Erdbebens in Göttingen riß hier die Erde in einem Halbkreise voneinander, etwa 60 Schritt lang. Auf einer Seite sank sie etwa zwei Ellen nieder. Der Riß war so schmal, daß man kein Senkblei hinunterlassen konnte; mit langen Stangen konnte man keinen Grund finden. Außer dem Hauptrisse entstanden mehrere kleinere, darunter einer, der den Berg hinauflief.

Von dem Verwalter des Herrn v. Hardenberg hörte Michaelis, die Erde hätte sich seit der Zeit noch mehr gesenkt und den Hauptriß

---

[19]) Ob Michaelis nach Kästners bissiger Charakteristik der Mitglieder der Gesellschaft der Wissenschaften damals schon „gewesener Secretair mit Beibehaltung seiner Pension, ohne Verrichtung des Amtes“ oder noch „wirklicher, mit Verrichtung des Amtes und Pension“ (Kästner a. a. O. IV, 119) war, habe ich nicht feststellen können. Nach Pütter, a. a. O. I, 169, legte er diese Stelle 1756 nieder. 1770 trat er ganz aus der Gesellschaft.

tiefer gemacht; doch fand er die Erde auf der gesunkenen Seite des Risses durchaus fest und nicht mehr schwankend, wie sie anfangs gewesen sein sollte. Ein vor vielen Jahren im Leinetale entstandener, jetzt mit Wasser gefüllter Erdfall, der ursprünglich von unergründlicher Tiefe gewesen sein sollte, im Laufe der Zeit aber teilweise mit Erde und Schlamm angefüllt war, schien zu beweisen, daß im Boden Höhlungen vorhanden waren, die auch bei einer leichten Erschütterung der Oberfläche die darauf ruhende Erde zerreißen oder zum Einsturz bringen konnten: „Wir zweifeln nicht, so schloß Michaelis seinen Vortrag, daß das Gerüchte, welches diese Sache Anfangs in einer Entfernung von einer Meile sehr vergrößerte, auch auswärtig noch allerley Zusätze dazu machen werde: denn das Große und Wunderbahre ist den Erzählenden all zu lieb und all zu versuchend. Mehr aber, als hier gemeldet ist, hat sich bey Besehung des Ortes in Gegenwart mehrer aus Göttingen, die ihn gleichfalls sehen wollten, nicht gefunden". Wie sticht dieser Bericht des ersten Orientalisten seiner Zeit in seiner schlichten Sachlichkeit von den Hirngespinsten seines naturwissenschaftlichen Kollegen ab!

Auch in der folgenden Zeit behielt die Sozietät die Frage, die alle Welt beschäftigte, im Auge und berichtete über alle darüber erscheinenden Schriften und Aufsätze, so im 36. Stücke 1756 über einen am 12. Januar 1756 entstandenen Erdfall in der Nähe von Erfurt, dessen Tiefe mit dem Senkblei auf 237 Ellen gemessen werden konnte; und bald darauf, im 38. Stücke, wies sie auf die in den „Nützlichen Samlungen" erschienenen Nachrichten über die Wasserbewegungen im Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg und auf Jacobis und Mayers dort veröffentlichte Theorien über die Entstehung der Erdbeben hin. In beiden Fällen beschränkt sich die Anzeige auf eine kurze Inhaltsangabe, irgendwelche kritische Bemerkungen knüpft sie nicht daran. Wiederholt bringen die G. G. A. Nachrichten über Erdbeben in der Schweiz (1755, 6. und 29. St.), eine Schrift über das von Cadix wird wegen der Genauigkeit ihrer Angaben rühmend hervorgehoben (78. St.), bei der Beurteilung einer italienischen Schrift wird die auffallende Unkenntnis der geographischen Verhältnisse des nördlichen Europas betont; einmal zeigt der Präsident der Sozietät, A. v. Haller, auch ein Gedicht eines seiner Schüler, des Stadtphysikus Zimmermann in Brugg, über die Zerstörung von Lissabon an. (140. St.)

Soweit der Bericht über das zu Göttingen verspürte Erdbeben und die Äußerungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. Es folgen nun die weiteren Nachrichten über die am 18. Februar 1756 an anderen Orten beobachteten Erderschütterungen.

In Gandersheim trat das Erdbeben, nach dem Berichte des Herzoglichen Oberamtmanns v. Steuben [20]) zwischen halb und dreiviertel neun Uhr morgens ein und dauerte ungefähr vier Minuten. Es wurde nur in einem Teile der Stadt verspürt, im Herzoglichen Amte z. B. merkte man nichts davon. Hier hörte man nur ein ungewöhnliches Anschlagen der Glocken in der Stiftskirche. An anderen Stellen der Stadt aber spürte man die Erschütterung. Personen, die auf Stühlen saßen, hatten das Gefühl, als würden sie gewiegt. Hängende Kleider, selbst Tische kamen in Bewegung, in einem Klavier schlugen die Stimmen an. Personen, die im Bett lagen, wurden so stark gewiegt, daß sie aufwachten, andere hatten einen Schwindelanfall. Hauptsächlich in den oberen Stockwerken war die Bewegung gespürt. Irgend welcher Schaden war in den Häusern nirgends angerichtet; doch gab es in der ganzen Stadt eine große Aufregung, und man fürchtete eine stärkere Wiederholung. Als der Opfermann (Küster) Lange das Anschlagen der Glocken hörte, wunderte er sich sehr, da er wußte, daß die Kirchen- und Turmtüren geschlossen waren. Er und mehrere in der Nähe arbeitende Zimmerleute sahen und hörten, daß die Stundenglocke sich von selbst in Schwingung setzte, an den Hammer bewegte und acht bis neunmal einen Klang von sich gab. Als er darauf Kirche und Turm aufschloß, sah er, daß die herunterhängenden Stricke und auch die anderen Glocken in voller Bewegung waren, diese aber nicht so stark wie die große Glocke. Der südliche Glockenturm hatte durch die Erschütterung zu den alten 1½ Zoll breite neue Risse bekommen, die stärksten Quader waren gebrochen, und es war, wie Steuben an die Regierung schrieb, zu befürchten, daß wenn „das punctum gravitatis aus der Direktionslinie" käme, dessen Einsturz vieles Unglück an Gebäuden und Menschen verursachen würde. Die Herzogliche Kammer veranlaßte die dringend nötigen Wiederherstellungsarbeiten, die dabei angebrachten eisernen Anker sind noch heute im Turm zu sehen.

---

[20]) In Nr. 21 des Wochenbl. des Kreises Gandersheim v. J. 1872 druckt Brackebusch den Bericht des Oberamtmanns an die Regierung zu Braunschweig ab.

In Einbeck[21]) war schon am 17. Februar abends um halb acht ein ungewöhnliches Schwanken gemerkt. Am 18. früh, bald nach acht Uhr, folgte eine starke Erschütterung; die Uhrglocke auf der Stiftskirche schlug an, und die höheren Gebäude gerieten ins Schwanken. Man verspürte besonders zwei Stöße; auf jeden folgte eine starke Erschütterung, ähnlich der in Gandersheim. Die Bewegung ging vom Norden nach Süden. Wer das Gesicht nach einer dieser Richtungen gewandt hatte, wurde vor- oder rückwärts, wer aber nach Osten oder Westen sah, seitwärts bewegt. Die größte Stärke der Erschütterung äußerte sich in der Gegend der Stiftskirche, in anderen Teilen der Stadt war sie schwächer. Die Dauer wird ungefähr auf eine Minute angegeben; manche, die sehr stark davon ergriffen waren, schätzten sie auf drei Minuten.

Aus Uslar berichtet das dortige Kirchenbuch über eine am 18. Februar 1756 beobachtete Erschütterung folgendes: „Von der am 18ten Februar in hiesigen Gegenden sich geäußerten Erderschütterung habe dasjenige beyfügen wollen, was davon an mir selbst erfahren und empfunden. Ich saß an ebenbemerkten Morgen, kurz nach 7 Uhr auf meiner Studier-Stube vor meinem Schreibtische, als durch die plötzliche Bewegung in einige Unruhe gesetzet wurde. Indem ich nun sogleich meine Augen auf die mir sich bewegend vorkommende Stelle des Zimmers richtete, so wurde mit meinem Stuhl, Schreibtisch und mit der ganzen Stuben etliche mahle auf eine sehr langsahme und wellenförmige Art von Westen nach Osten beweget, so daß diese Bewegung nicht nur empfinden, sondern auch sogar mit Augen sehen konte. Zu gleicher Zeit hörete unter mir ein langsahmes und gelindes Gerolle, über mir aber war es nicht anders, als ob das ganze Hauß aus seinen Fugen gehen wolte. Alles dieses dauerte meinem Bedünken nach ohngefähr 2 bis 3 Secunden. Ich begab mich hierauf in möglichster Geschwindigkeit von meiner Stube und erfuhr von denen unten im Hause sich befindenden Personen, daß sie eine zwar ähnliche, jedoch nicht so deutliche Bewegung wahrgenommen hätten."

In Hannover war zu derselben Zeit wie in andern Teilen Niedersachsens, am 18. Februar, morgens um halb neun, ein Erdbeben beobachtet worden. Die „Nützlichen Samlungen" wandten sich auch bei dieser Gelegenheit an ihre Leser (1756, 16. Stck.) mit

---

[21]) Nach Jacobis Bericht in den N.S. 1756, S. 269.

der Bitte um Übersendung zuverlässiger Nachrichten über den Vorgang. Von dem Ergebnis der Rundfrage findet sich in den beiden folgenden Jahrgängen keine Spur. Die eingesandten Beobachtungen waren wohl zu gleichartig, als daß es sich gelohnt hätte, sie abzudrucken. Über das Erdbeben in Hannover liegen zwei Berichte vor: das Stimmungsbild eines Gelehrten über das, was er in seiner Studierstube erlebte, und eine amtliche Niederschrift des Rates der Stadt. Das erste findet sich in dem ausführlichen Aufsatze: „Sammlung einiger Erfahrungen und Muthmassungen vom Erdbeben", den die „Nützlichen Samlungen" des Jahres 1756 (S. 225 bis 288) veröffentlichen. Der Verfasser, Pastor Johann Friedrich Jacobi, Prediger an der Marktkirche, hatte, wie er erzählt, gerade über das sonderbare Schwindelgefühl berichtet, von dem viele während eines Erdbebens ergriffen werden, als er dieselbe Empfindung, die er bisher nur aus Büchern oder Erzählungen kannte, an sich selber erfuhr.

„Eben als ich dieses geschrieben hatte, so erzählt er auf Seite 267, überfiel mich selbst auf einmal derjenige Schwindel, von welchem ich hier gehandelt: Ich hatte eben den Kopf nach einem niedrigen Stuhle gebücket, worauf des Keyßlers Reisebeschreibung lag, um darinne etwas nachzusehen. Mein Kopf bekam einen kleinen Schwung nach dem Buche, in welchem ich las, und wurde etwas schwindelich. Ich war zweifelhaft, ob solches von dem Bücken, oder von dem Denken an eine solche Begebenheit, oder von einem innern Zufalle meines Körpers herrührte. Ich richtete mich geschwind auf, und da fühlete ich, daß ich und mein Stuhl sanft hin und her schwankete, und daß die Schlüssel, so an einem vor mir stehenden Bücherbrete hiengen, klapperten. Ich sprang von meinem Stuhle auf, und trat hinter denselben, und da empfand ich, daß die ganze Stube ganz sanfte ohne den geringsten Stoß mit mir schwankete, und obbemeldete Schlüssel regeten sich noch stärker, und hiermit war alles stille. Es geschah dieses den 18. Februar des Morgens. Ich hatte keine Uhr bey mir, nach welcher ich die Minute bestimmen könte. So viel kan ich aber nach der Stadtuhr sagen, daß es ohngefehr um halb neune gewesen . . . Ich habe bisher kein sicheres Zeugniß auftreiben können, daß es hier in Hannover jemand an der Erde gespüret habe, sondern es haben nur diejenigen empfunden, welche in der Höhe der Häuser gewesen . . . Die Musicanten auf hiesigem Stadtthurme sind sehr stark hin und her gewieget worden, und das Holz oben im Thurme hat geknacket . . . Diejenigen, so

am Wasser wohnen, haben es stärker gefühlt . . . Diejenigen, welche das Schwanken am genauesten beobachtet, haben gemerket, daß sie von Süden nach Norden und so auch rückwärts beweget worden. Einige haben alle drey Ansätze, die ich oben bemerket, gefühlet, andere aber nur die beyden letzteren . . . Die ganze Dauer des hiesigen Schwanken der Gebäude hat nicht voll eine halbe Minute ausgemacht". In einem Gute vor dem Deister hat man, wie Jacobi erzählt, das Erdbeben auch zu ebener Erde gespürt. In einem Graben hat sich dort das Wasser plötzlich bewegt, als wenn große Fische darin rasch hin und her schwämmen; auch hat das Wasser „aufgestoßen", wie sonst wohl in heißen Sommertagen, und weißen Schaum heraufgetrieben, den erst am Nachmittage der Wind wieder verwehte. Nach der oben erwähnten Siebergschen Erbebenskala würde diese Erschütterung in den 7. Grad zu setzen sein, nach der Stärke der Erdbewegung höchstens in den fünften.

Der Magistrat der Stadt Hannover beschloß, wohl auf Anregung des Bürgermeisters Grupen, der sich als den Träger der geschichtlichen Überlieferung für die Stadt ansah, ad memoriam posteritatis eine möglichst genaue Nachricht von dem in unseren Gegenden seltenen Ereignis aufzeichnen zu lassen, und noch heute bewahrt das Stadtarchiv die damals aufgenommene Niederschrift „Terrae Motus Hannoverae d. 18. Februarii 1756" auf. Um eine zuverlässige Kunde von dem Vorfalle zu erhalten, ließ der Magistrat am 20. Februar die vier Gesellen des Stadtmusikanten Ziegenmeier vorfordern. Nach altem Brauche hatten sie ihre Wohnung auf der Höhe des Marktkirchenturmes, wo sie bei Tage die Feuerwache über die Stadt versahen, auch mußten sie fürstlichen Besuch festlich begrüßen, und morgens und abends einen Choral erschallen lassen. Das Erdbeben war am stärksten in den oberen Stockwerken hoher Gebäude gespürt, z. B. in dem Palaste des Ministers von dem Bussche an der Leinstraße. Die Stadtmusikanten, die „höchstgestellten" Personen der Stadt, konnten also die sicherste Nachricht davon geben. Feierlich wurden sie ermahnt, an Eidesstatt, und sowie sie es allenfalls mit einem körperlichen Eide bestärken könnten, ihre Aussagen zu tun, überall nichts von dem Ihrigen hinzuzutun, sondern nur das zu melden, was sie mit leiblichen Sinnen begriffen. Nach dieser Mahnung wurden die vier Gesellen einzeln vernommen, und ihre im wesentlichen übereinstimmenden Aussagen ergaben ungefähr folgendes: Am Morgen des 18. Februar gegen halb neun verspürten sie plötzlich eine Erschütterung des Turmes. Anfänglich war es, als

würden die großen Glocken geläutet, aber allmählich wurde die Bewegung stärker. Es war, als wenn man einen jungen Heister nähme und den schüttele. Die eichenen Ständer krachten, als wenn sie zerbrochen würden, und zuletzt schlugen die Voll- und Viertelglocke an. In der Stube wackelten die Tische, der an der Decke über der Lampe hängende blecherne Dampftrichter schwankte hin und her. In der Kammer geriet das Bett in Bewegung, und die an einem Hakenbörte hängenden Kleidungsstücke bewegten sich wie vom Winde. Und doch war an diesem Tage die Luft ganz still, von einem Winde war nichts zu spüren. Auch war bei dem letzten großen Sturme Anno 1747 die Erschütterung des Turmes nicht so stoßweise geschehen. Damals war der Turm nach einer Seite gedrängt; diesmal aber war es gewesen, als würde er heftig hin und her geschüttelt. Nachdem die vier Musikantengesellen sich von ihrem ersten Schrecken etwas erholt hatten, waren sie zur Treppe geeilt, um die gefährliche Höhe zu verlassen. Ehe sie aber hinuntergestiegen waren, merkten sie, daß die Bewegung schwächer wurde, und nach drei Minuten war alles vorüber.

An demselben Tage wurde auch der zu ebener Erde wohnende Stadtbauschreiber Hansing über seine Wahrnehmungen bei dem Erdbeben vernommen. Er hatte Ähnliches beobachtet. Eine Gardine war ohne bemerkbare Ursache auf einer Stange hin und her gerutscht, Tassen waren auf den Schälchen in Bewegung geraten, eine offen stehende Tür bewegte sich, und zum Entsetzen seiner anwesenden Frau und Magd geriet ein Bett in Bewegung.

Irgend welches Unheil war in Hannover durch das Erdbeben nicht angerichtet worden; auch dem alten Marktkirchenturme hat die Erschütterung nicht geschadet. Bei den Hannoveranern aber blieb der Eindruck, den das furchtbare Ereignis des Allerheiligentages 1755 auf sie gemacht hatte, lange Zeit lebendig. Auch in den bald darauf folgenden Jahren der Kriegsnot, die die Stadt für ein halbes Jahr zum Sitz des französischen Hauptquartiers machte, erlosch das Andenken an jenen Unheilstag nicht; und noch 24 Jahre später druckte das Hannoversche Magazin eine große Anzahl von Briefen ab, 120 Seiten, die während des Erdbebens oder kurz nachher in Lissabon selbst oder in der Nähe der unglücklichen Stadt geschrieben waren, und konnte darauf rechnen, daß jeder denkende Leser dafür dankbar sein würde, da sie „für unsre Wißbegierde, für die Geschichte, Natur- und Menschenkunde, selbst für die Religion“ von der größten Bedeutung waren.

Seit dem 18. Februar 1756 ist in Hannover kein Erdbeben wieder gespürt worden. Auch am Abend des 16. Novembers 1911, als ganz Mitteleuropa, besonders Süddeutschland, von einem ungewöhnlich starken Erdbeben betroffen wurde, dem bedeutendsten bisher dort wahrgenommenen, namentlich in Hinsicht auf den Umfang des Schüttergebietes, ist in Hannover nichts davon beobachtet worden [22]). In Münden, Göttingen, Salzderhelden, Alfeld, auch in Hildesheim, beobachtete man damals, am 16. November abends 10 Uhr 26 Minuten 51 Sekunden, eine Erschütterung des Bodens, der Hauptstoß folgte ungefähr eine Minute später; um $\frac{3}{4}$11 war auch im geophysikalischen Institute zu Göttingen nichts mehr davon wahrzunehmen. Der Hauptstoß aber machte sich dort so stark bemerkbar, daß die Registriernadeln aus den Instrumenten flogen. In Hildesheim fingen in einem Hause die Vasen auf dem Tische an zu schwanken, in Salzderhelden war die Erschütterung der Häuser so heftig, daß die Bewohner bestürzt aus den Betten sprangen und wach blieben. Besonders stark wurde die Bewegung in Magdeburg gespürt; auch dort wurden in den Häusern erhebliche Schwankungen bemerkt. In Hannover aber wurde damals nichts derartiges beobachtet. Von irgend welchen Wasserbewegungen, die mit der Erderschütterung im Zusammenhange stehen könnten, wird bei dieser Gelegenheit aus Niedersachsen nichts berichtet. Freilich war ja die Tageszeit für derartige Beobachtungen sehr ungünstig. Aber aus Süddeutschland haben wir Nachrichten über solche Bewegungen, die mit den i. J. 1755 in Niedersachsen beobachteten die größte Ähnlichkeit haben.

Selbstverständlich fand ein Ereignis wie das Erdbeben von Lissabon auch in der Dichtung der Zeit seinen Widerhall. Außer dem Schwaben C. F. D. Schubart und J. P. Uz, dem fränkischen Anakreon, ist besonders J. G. Zimmermann, der Popularphilosoph, damals Stadtphysikus in Brugg, zu nennen, der dem Erdbeben sogar drei Gedichte gewidmet hat, die bei den Schweizern Bodmer und Breitinger lebhaften Anklang fanden, für uns aber nur als Ausdruck der durch das Erdbeben angeregten und in weitesten Kreisen verbreiteten Gedanken und Stimmungen Beachtung verdienen.

---

[22]) Nach Meldungen des Hann. Kuriers. Nach Sieberg-Lais, a.a.O., S. 59, soll Hildesheim außerhalb des damaligen Schüttergebietes liegen; dem widersprechen die Nachrichten aus dieser Stadt. Über eine starke, am 6. März 1872 in Gandersheim beobachteten Erschütterung berichtet Brackebusch a. a. O.

Briefe König Ernst Augusts von Hannover an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

(1849—51)

Mitgeteilt von

Karl Haenchen.

I.

Die Politik der deutschen Mittelstaaten in der Zeit der preußischen Unionsbestrebungen hat, von Bayern abgesehen, eine befriedigende Darstellung bisher noch nicht gefunden. Und doch wäre es eine reizvolle Aufgabe, dem Spiel auch der Kleineren nachzuspüren in einer Periode, in der sie, aus dem festen Rahmen des alten deutschen Bundes gerissen, in ihrer Vereinzelung dem revolutionären Andrang preisgegeben, hin und her schwanken, bis mit dem Siege der rücksichtslosen Diplomatie Schwarzenbergs über den norddeutschen Nebenbuhler sich aus dem Chaos die festen Formen einer zweiten Bundestagsepoche herausbilden.

Das Königreich Hannover (für dessen Politik nur die Arbeit von Kricheldorff zum Dreikönigsbündnis vorliegt)[1]) nahm 1848 insofern eine Sonderstellung ein, als hier in der Person des willensstarken Königs ein Kraftzentrum bestehen blieb, an das sich die aufbauenden Kräfte, soweit der März solche entband, anschließen konnten. Ernst August, damals schon im 77. Lebensjahre, hatte vor den meisten seiner Mitfürsten eins voraus: er war ein Mann, und wenn ihn seit seinem Staatsstreich auch alle Liberalen, nicht nur Hannovers, mit ehrlichem Haß bedachten und auch sein persönliches Auftreten nicht dazu angetan gewesen war, ihm Sympathien zu erwerben: schwerer als das wogen jetzt die seiner Eigenschaften, welche die Stunde verlangte: Schärfe des politischen Blicks, Fähig-

---

[1]) Lutz Kricheldorff, Der Beitritt Hannovers zum Dreikönigsbündnis vom 26. Mai 1849 (Zeitschr. des Hist. Ver. f. Niedersachsen, 79. Jahrg. [1914], S. 220 ff.).

keit und Übung, Menschen zu erkennen und zu behandeln, moralischer Mut und die Kunst des entschiedenen Zugriffs im rechten Augenblick, — die reife Frucht einer vierzigjährigen Teilnahme am politischen Leben seiner englischen Heimat. Unterstützt von einem Ministerium, dessen Führer Stüve und Bennigsen im Grunde echt konservative Naturen waren, gelang es ihm daher, bald nachgebend und bald starrköpfig, bald abwartend und bald zupackend, aber immer aufrichtig gegen Freund und Feind, in seinem Lande den Sturm zu beschwören und Hannover den Weg der Reform zu sichern.

Durften mit dem Ablauf des Jahres 48 die Gefahren, die aus der revolutionären Bewegung im Königreiche selber drohten, in der Hauptsache als gebannt gelten, so blieben doch noch die schwarzen Wolken, die von jenseits der Grenzen den politischen Himmel verfinsterten, es blieb die Politik der beiden deutschen Großmächte, es blieb die Frankfurter Nationalversammlung, es blieb kurzgesagt alles, was sich unter dem Begriff der deutschen Frage zusammenfassen ließ.

Ernst August hatte sich über die Lage scharf ausgeprägte Anschauungen gebildet, die, ob sie nun im einzelnen zutrafen oder nicht, jedenfalls seine Haltung bestimmten.

Die Frankfurter Bestrebungen schienen ihm auf nichts anderes hinauszulaufen als auf eine deutsche Republik. Auch Heinrich v. Gagern hielt er für einen roten Republikaner; in dessen Politik sah er eine großangelegte Intrige mit dem Mittelpunkt in London, wo Palmerston die Fäden in der Hand hielt und durch Bunsen, Stockmar und ihre Vertrauten nach Deutschland hinüberwirkte. Aus der kleindeutschen Richtung, die die Nationalversammlung einschlug und die von Berlin trotz Ablehnung der Kaiserkrone nicht mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde, sprach nach seiner Auffassung der tückische Plan, Preußen zu hintergehen und es mit Österreich tödlich zu verfeinden. Hieraus mußte früher oder später der allgemeine Krieg in Deutschland entbrennen, der, wenn man das auch nicht öffentlich sagte, nach der Meinung der Umstürzler das einzige Mittel war, die Republik zu befördern. Daher war es notwendig, daß Preußen radikal mit Frankfurt brach und sich mit Österreich verständigte. Dann war die Sicherheit in Deutschland garantiert, dann konnte an einen Umbau gedacht werden. Gewiß bedurfte der Deutsche Bund der Verbesserungen, vor allem

in der Hinsicht, daß man die Kleinstaaten, die sich jetzt so widerstandsunfähig gegen die Revolution gezeigt hatten, unschädlich machte. Zwar sollten sie nicht mediatisiert werden, aber doch zu den Großen in eine Art von Schutzstellung treten, d. h. ihnen vor allen Dingen in militärischer Hinsicht angegliedert werden; für diese Maßregel konnte Friedrich Wilhelms IV. Gedanke der 6 Wehrherzogtümer die Grundlage abgeben. Im übrigen sollte die Selbständigkeit der einzelnen Staaten und die ihnen eigentümlichen Einrichtungen möglichst unangetastet bleiben. „Grundrechte, Besitzungen, Fideikommisse, Kirchenländer", so schrieb er am 4. April 1849 an seinen preußischen Neffen[2]), „sind mehr oder weniger einheimisch in jedem Lande, und es würde nach meiner Meinung gegen alle Rechte [sein], diese zu annullieren, so daß jedes Land sollte modifizieren, aber gesetzlich[3]), was es notwendig gefunden, und nicht à la merci des Volkes". Dies ist der Kern seiner Ideen, wenigstens soweit er sie, angesichts der Situation des Frühjahrs 1849, in seinen Briefen an den Preußenkönig entwickelte. Fügen wir noch hinzu, (was er diesem natürlich nicht sagen konnte), daß er in der Verhinderung eines allzustarken Anschwellens der preußischen Macht eine Lebensfrage Hannovers sah und daß er schon aus diesem Grunde das Verbleiben Österreichs in Deutschland wünschte, so haben wir hier das gesamte Programm seiner deutschen Politik: eine maßvolle Reform des Deutschen Bundes, durchzuführen von den beiden deutschen Hauptmächten im Verein mit den vier kleineren Königreichen, unter Ablehnung der Paulskirchenansprüche, unter Wahrung der fürstlichen und einzelstaatlichen Souveränität und unter Schonung aller bodenständigen partikularen Rechtsverhältnisse.

Dieses Programm mußte ihn nicht nur zu Frankfurt, sondern auch zu Preußen in Gegensatz bringen; denn Preußen hatte zwar im April die Kaiserkrone verschmäht, blieb aber bereit, mit der Nationalversammlung zu paktieren, und übernahm den Gagernschen Plan des engeren und weiteren Bundes; so schien es, österreichfeindlich und voll schlecht verhehlten hegemonischen Willens, auch Hannovers Selbständigkeit zu bedrohen. Und doch galt es für Hannover, sich mit Preußen zu verständigen. Preußen war nicht

---

[2]) S. Karl Haenchen, Revolutionsbriefe 1848, Lpz. (1930), S. 434 f. (Nr. 262).

[3]) Von mir gesperrt.

nur sein unmittelbarer Nachbar, Preußen hielt, so lange der Habsburgerstaat durch die Revolution gelähmt war, das Schicksal Deutschlands in Händen. Es mußte versucht werden, auf die Gestaltung der preußischen Politik einzuwirken. Nun war diese — jedes Kabinett in Europa wußte es — kein einheitlicher Faktor; zwischen dem König und seinen Ministern klafften fast immer unvereinbare Widersprüche. Zwar unterlag Friedrich Wilhelm gewöhnlich im Ringen mit ihnen, aber er ließ nicht ab, die Durchsetzung seiner eigenen Politik stets von neuem zu versuchen. In ihr erschien, selbst im Vergleich zu den gemäßigten Zielen des Grafen Brandenburg, der preußische Ehrgeiz gedämpft, in ihr lebte trotz aller schlimmen Erfahrungen der letzten Monate der großdeutsche Gedanke weiter, in ihr war kein Raum für eine Schmälerung der andern Dynastien. Den preußischen König also galt es zu beeinflussen und nötigenfalls seinen amtlichen Ratgebern gegenüber festzumachen. So war es denn von Vorteil, den privaten Briefwechsel von Souverän zu Souverän, mit dessen Hilfe der schreiblustige Friedrich Wilhelm, ein Meister auch des geschriebenen Wortes, seine eigenen politischen Wege ging, neben dem amtlichen Schriftverkehr zu pflegen. Ernst August setzte daher die seit langen Jahren bestehende intime Privatkorrespondenz mit Friedrich Wilhelm IV. auch in den Jahren 1849—51 fort, bald eifriger, wenn sie Erfolg zu versprechen schien, bald zurückhaltend, wenn die Gegensätze unüberbrückbar wurden, stets — unbeschadet sachlicher Offenheit — in den Formen einer aus jahrzehntelanger Freundschaft stammenden herzlichen Höflichkeit. Diese Briefe, die bisher unbekannt waren, sollen hier als wertvolles Material für die Geschichte der deutschen Einigungsbestrebungen und als Zeugnisse für die in sich geschlossene und trotz Alter und Krankheit ungebrochene Persönlichkeit des Welfenkönigs vorgelegt werden [4]).

---

[4]) Sie liegen unter Rep. 50, J im Brandenburg-Preußischen Hausarchiv zu Berlin-Charlottenburg. — Von den Gegenbriefen Friedrich Wilhelms IV. haben sich nur 2 erhalten. Der eine, vom 11. April 1849, wird hier unter Nr. 2 wiedergegeben, der zweite, vom 5. Nov. 1850, ist bei Poschinger, Preußens auswärtige Politik 1850—58, Bd. I, S. 9 ff. veröffentlicht. — Die Briefe Ernst Augusts sind, seiner Altersgewohnheit entsprechend, diktiert und tragen nur seine eigenhändige Unterschrift. Sie sind hier, des bequemeren Verständnisses wegen, in Rechtschreibung und Zeichensetzung modernisiert.

II.

Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, sie mit ausführlichen Darlegungen über den jeweiligen Stand der preußisch-hannoverschen Beziehungen jener wechselreichen Jahre zu begleiten; das hieße einen Abriß der deutschen Politik Hannovers während der drei letzten Lebensjahre des Königs schreiben. Nicht einmal des betagten Welfen persönliche Haltung in dieser Zeit kann hier skizziert werden, denn auch dazu dürfte es noch an manchen Vorbedingungen mangeln, vor allem an der Kenntnis seines privaten Briefwechsels mit Platen und Knesebeck, den hannoverschen Gesandten in Wien und München[5]). Doch lassen sich einige kurze einführende Bemerkungen nicht umgehen. —

Die hier vorgelegten Briefe, 24 an Zahl, schließen sich zu vier Gruppen zusammen.

Die 1. Gruppe bilden Nr. 1—6 (vom 7. April bis 6. Juni 1849). Der erste Brief enthält kritische Bemerkungen zur preußischen Zirkularnote vom 3. April, der letzte äußert schwere Bedenken gegen die in den Berliner Verhandlungen in Aussicht genommene Verfassung für die dem Königsbündnis beitretenden Staaten. Zwischen Anfangs- und Endpunkt dieser Reihe liegen acht schicksalsschwere Wochen. Auf preußischer Seite die Bemühungen, durch Vereinbarung mit Frankfurt einerseits, mit den Fürsten andrerseits für die deutsche Einheit zu retten, was zu retten war, der Plan der Schaffung eines Provisoriums durch Übertragung der Zentralgewalt auf Friedrich Wilhelm IV., der Plan eines preußischen Bundesstaates nach der Idee Camphausens (d. h. unter Beiseitelassung der Mittelstaaten) und schließlich die Übernahme der Stockmar-Bunsen-Gagernschen Idee des engeren Bundes unter preußischer Führung und des weiteren Bundes, d. h. der Union mit Österreich, zu deren Verwirklichung Ende April Radowitz in den Rat des Königs berufen wurde. Auf der andern Seite Österreich und die Nationalversammlung. Österreich protestiert am 8. April gegen den preußischen Bundesstaat und fordert den Reichsverweser auf, seinen Posten nicht zu verlassen; es erklärt, die Nationalversammlung nicht mehr anzuerkennen, und beruft die österreichischen Abgeordneten aus Frankfurt ab. Trotz der Fesselung seiner Truppen in Oberitalien und im Kampf gegen den

---

[5]) S. Gust. Stüve, Joh. C. B. Stüve (Leipzig, 1900), Bd. II, 420.

ungarischen Aufstand verwahrt es sich entschieden gegen jeden Versuch der Verdrängung aus Deutschland und verwirft am 16. Mai die Union ausdrücklich. Inzwischen hat die Nationalversammlung jede Vereinbarung mit den deutschen Regierungen zurückgewiesen, durch heftige Agitation die Anerkennung der Reichsverfassung zu erzwingen versucht — 28 kleinere Staaten, voran Baden, unterwarfen sich ihr, am 25. April auch Württemberg —, sie sendet Bevollmächtigte an die übrigen vier Königreiche ab, um auch sie zur Annahme der Verfassung zu treiben, und gleitet dann immer mehr in die offene Förderung einer allgemeinen deutschen Revolution hinein. Dank ihrer Haltung bricht am 3. Mai der Aufruhr in Dresden und bald danach der in Baden und in der Rheinpfalz aus.

Hannover sendet, auf die Einladung der preußischen Zirkularnote vom 28. April zu „weiteren Beratungen über den jetzt einzuhaltenden Gang und die fernere Entwicklung des Verfassungswerkes", Stüve (und Wangenheim) nach Berlin. Nach langen, aber unzureichenden Vorbesprechungen beginnen sie am 17. Mai zusammen mit Beust, Lerchenfeld und Prokesch — der aber nur am ersten Tage und nur als stummer Zuhörer zugegen ist — mit Radowitz zu verhandeln. Dieser will von der Grundlage der Frankfurter Verfassung aus Bundesstaat und Union durchsetzen, Stüve ist „ebenso entschlossen, auf die Union einzugehn, als gewiß, daß sie nicht zustande komme" [6]). Trotz Prokesch' Ausscheiden gibt er die Hoffnung, „Österreich in Deutschland zu halten" [7]), nicht auf. Ernst August gerät über die ersten Berichte aus Berlin in zornige Erregung und schilt, „daß Preußen mit Hilfe des Radowitzschen intriganten Benehmens im Trüben fischen wolle" [8]). Er hält den preußischen General, nach Stüves Mitteilung [9]), für den größten Spitzbuben und schreibt am 21. Mai, Stüve solle dem König von Preußen geradezu erklären, mit Radowitz nicht unterhandeln zu wollen. Es ist bemerkenswert, daß es Ernst August in seinen Briefen an Friedrich Wilhelm vermeidet, den Namen Radowitz auch nur zu erwähnen. Noch am 7. Juni be-

---

[6]) Briefwechsel zwischen Stüve u. Detmold i. d. J. 1848 bis 1850, herausgegeben v. Gust. Stüve, Hannover (1903), S. 559.

[7]) Ebenda S. 218; Gust. Stüve a. a. O. II, S. 100.

[8]) Kricheldorff a. a. O. S. 262; W. v. Hassell, Gesch. des Königreichs Hannover (Leipzig, 1899), Band II, 1, 70.

[9]) Briefw. Stüve-Detm. S. 218.

trachtet er es „als hoffnungslos, irgend einen Gewinn aus den Berliner Verhandlungen zu erwarten“ [10]). Das schließliche Ergebnis, das sogenannte Dreikönigsbündnis zwischen Preußen, Hannover und Sachsen, auf ein Jahr abgeschlossen und verschiedene Tendenzen ohne völlige Klarheit [11]) in sich vereinend, ist ein Kompromiß, ein Notbehelf. Den Hannoveranern schwebte letzten Endes ein Deutsches Reich vor, kein bloß nord- oder mitteldeutscher Bund, auf den die Sache hinauszulaufen drohte, weil Bayern mit seinem Beitritt zögerte und auf Österreich vorläufig überhaupt nicht zu rechnen war. Deshalb gaben sie zusammen mit den Sachsen die bekannten Vorbehalte zu Protokoll, die ihnen für den Notfall die Tür zum Rückzug offen halten sollten, aber angesichts des süddeutschen Aufruhrs schließen sie eben doch ab, um wenigstens „ein Provisorium zur Wiederherstellung der Ordnung in Deutschland als ersten Schritt zur Einigung zu schaffen“ [12]). Ernst August hatte das Ziel noch tiefer gesteckt als sein Ministerium; er wünschte eigentlich, wie der Brief Nr. 6 dartut, vorläufig nur gemeinschaftliche Maßnahmen der Souveräne zur gewaltsamen Unterdrückung der Revolution; die „proponierte Konstitution“ war ihm ein Dorn im Auge. Doch läßt er sich, als Stüve zurückkehrte, am 9. Juni zur Ratifikation bestimmen.

Aus der Atmosphäre dieser Ereignisse ist, wie gesagt, die erste — und bedeutsamste — Briefgruppe hervorgegangen.

Bei den andern können wir uns kürzer fassen.

Die 2. Gruppe, Nr. 7—12, reicht vom 30. Oktober 1849 bis zum 23. November 1850. Sie fällt in die Epoche des Kampfes der Berliner Regierung um den Ausbau des Dreikönigsbündnisses zum engeren deutschen Bunde, zugleich des Ringens rein preußischer-norddeutscher Interessen und der von Radowitz und dem Könige festgehaltenen deutschen Politik. Es ist die Zeit des Erfurter Parlaments und des Streites um die Verfassung, die dort für den nun nicht mehr Deutsches Reich, sondern Union genannten Bundesstaat beschlossen wird, die Zeit des preußisch-österreichischen Interims, das an die Stelle der Frankfurter Provisorischen Zentralgewalt tritt, die Zeit der fortschreitenden Konsolidierung des Habsburgerreiches und seiner sich gewaltig steigernden

---

[10]) Kricheldorff S. 274, Anm. 3.
[11]) Briefw. Stüve-Detm. S. 563.
[12]) S. Kricheldorff S. 260, Anm. 4.

Aktivität gegen den hohenzollernschen Rivalen, vor welcher Preußen, nachdem die schleswig-holsteinsche und hessische Frage es bis an den Rand des Krieges geführt hat, zuletzt in Olmütz die Waffen streckt. Ernst August, bemüht, seine Selbständigkeit in jedem Fall aufrecht zu erhalten und sich weder Schwarzenberg zu verschreiben noch sich an Preußen auszuliefern, hält sich in dieser Zeit Friedrich Wilhelm gegenüber zurück. Der Briefwechsel stockt vier Monate. Am 15. Oktober schickt er nach Berlin nur einen kurzen (hier fortgelassenen) Glückwunsch zum Geburtstag des Königs. Er verwahrt sich 14 Tage später gegen die Andeutung seines Neffen, die amtliche hannoversche Politik stünde wohl nicht im Einklang mit seiner, des Souveräns, wahren Meinung (Nr. 7); am 6. Dezember gibt er der gegenteiligen Befürchtung Ausdruck, Friedrich Wilhelm werde wohl von seinen Ministern nicht ausreichend unterrichtet (Nr. 8). Das neue Jahr steigert die Entfremdung zwischen beiden Höfen. Hannover tritt im Februar aus der Union aus, am 7. März wird der preußische Gesandte v. Bülow auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Es dauert nunmehr acht Monate, ehe Ernst August — abgesehen von einigen Worten zum Tode der Herzogin von Dessau (2. Januar 1850) — wieder einen Brief diktiert. Nicht einmal nach dem Sefelogeschen Attentat auf Friedrich Wilhelm (22. Mai) rührt er sich. Erst im August, als Friedrich Wilhelm, völlig geheilt, die Korrespondenz mit einem streng vertraulichen Schreiben wieder aufnimmt, bricht er sein Schweigen (Nr. 9; 6. August). Nach einer neuen Pause von drei Monaten, im November, erfolgt endlich wieder eine persönliche Annäherung, obwohl die sachlichen Gegensätze fortbestehn und Ernst August sich für den von Österreich wieder ins Leben gerufenen Bundestag entschieden hat (Nr. 10, vom 6., 8. und 23. November).

Die 3. Gruppe, Nr. 13—16, beginnt mit einem Schreiben vom 19. Dezember 1850, aus dem die lebhafte Freude des alten Königs spricht, daß infolge der Abmachungen von Olmütz der Bruderkrieg vermieden und nun auf Ruhe und Frieden in Deutschland zu hoffen ist. Die Dresdner Konferenzen, die Frage der Wiedererrichtung des Bundestags und die Londoner Weltausstellung bilden den Hauptinhalt dieser Reihe.

Die 4. Gruppe umfaßt die Briefe Nr. 17—24 (vom 10. Mai bis 14. Oktober 1851). Sie handeln von dem Wiedersehn der beiden Könige in Schwerin und der Fahrt Ernst Augusts

nach Charlottenburg (2.—9. Mai; Nr. 17), von der Teilnahme Friedrich Wilhelms an der Feier zum 80. Geburtstag seines Oheims (5. Juni; Nr. 18 und 19) und von seinem abermaligen Besuch in Hannover am 15. August (Nr. 22 und 23). Nr. 20 und 21 erörtern bundespolitische Fragen. Der Schlußbrief vom 14. Oktober (Nr. 24), der letzte Geburtstagsglückwunsch, den Friedrich Wilhelm von Ernst August erhalten sollte, schon voller Todesahnung, rührt bereits aus des Königs letzter Krankheit her, die schon die beginnende Auflösung war und am 18. November zu seinem Ende führte. —

Es folgen nun die Briefe selbst.

1.

Hannover, den 7. April 1849.

Lieber bester Freund!

Mit Freude sehe ich durch Deinen Brief [1]), den ich heute früh beim Aufwecken erhielt, daß mein Brief an Dir [2]) war ein Labsal für Dich, und besonders, daß Du mir sagst, Deine liebe Elise bemerkte, daß es war als gesprochen aus ihrer Seele. Dieses flattiert mir sehr, denn er beweist mir, daß sie völlig überzeugt ist von meiner treuen Redlichkeit und Anhänglichkeit an Dich, und Du kannst versichert sein, daß keine Silbe ich Dir schreibe, ist etwas anderes als dieses Gefühl. So werde ich Dir unumwunden und so klar als ich es tun kann Deinen Brief beantworten, welchen ich habe mehre Male gelesen; denn ich fühle die Wichtigkeit des Augenblicks zu sehr, um Dir zu verhehlen irgend einen Gedanken. Ich muß Dir gestehen, daß Deine Antwort an die Deputation [3]), wie sie in den Zeitungen erschien, hatte meine völlige Approbation, eine würdigere, edelere und klarere konnte sie nicht sein, da es war nötig gefunden, die Deputation anzunehmen, welche ich hätte nicht angenommen; aber hierin kann ich mich irren. Aber die Deklaration, die Deine Minister in den Kammern gemacht haben [4]),

---

[1]) Vom 5. April, abgedruckt bei Haenchen, Revolutionsbriefe S. 436 ff. (Nr. 263).

[2]) Vom 4. April, ebd. S. 433 ff. (Nr. 262).

[3]) Text ebd. S. 432, Anm. 2.

[4]) Die Zirkularnote vom 3. April an die preußischen Gesandtschaften bei den deutschen Höfen, die Ministerpräsident Graf Brandenburg

klingt gar nicht mit Deiner mündlichen Antwort überein. Als ich sie las, so glaubte ich, daß dieses kam von meiner Unwissenheit der deutschen Sprache; aber als ich mit andern darüber sprach, so finde ich, daß dieses ist der allgemeine Eindruck von Brandenburgs Deklaration. Nun ich bin einer von denen, welche immer Klarheit und Bestimmtheit im Ausdruck gebrauchen, und wenn nicht in der elegantesten Sprache, wenigstens ich hoffe, daß Du, der mein kauderwelsches Deutsch kennst, wird mir verstehen. So schreibe ich Dir, als Du sagst, frisch von der Leber weg. Kein Mensch, der sich nur die Zeit gibt, um kühl und reiflich die Lage Deutschlands zu denken, wird leugnen, daß wir sind in der allergrößten Gefahr. Glaube nicht, wenn ich dieses Wort brauche, daß ich bin bange oder gebe die Sache auf; im Gegenteil, le courage ne me manque pas, und ich bedenke, wie möglicherweise die Sache zu retten ist. Wir müssen uns nicht verhehlen, daß die Roten haben keine andre Absicht, als Deutschland zur Republik zu machen, und wenn Du hast ebenso genau gefolgt allem, was in Frankfurt geschehen ist, seit dem Aufbruch des Bundestags, mußt Du gestehen, ich habe recht; und alles, was seitdem geschehen ist, habe ich mich wohl gehütet, den Anordnungen der Nationalversammlung unbedingt zu unterwerfen. War ich nicht der, als Johann zum Reichsverweser erwählt war, antwortete: mit Bedingungen [5]), und zu dieses habe ich fest gehalten. Ich weiß wohl, daß einige Leute bezweifeln dies; aber ich weiß, was ich gedacht und gesagt habe, und wenn andre Erklärungen machen, welche damit nicht übereinstimmen, das geht Ernst August nichts an; er bleibt bei seiner Meinung und läßt sich nicht davon abbringen; denn glaube mir, das Kokettieren und Lavieren sind Sachen, welche ich kann nicht zugeben.

Die ganze Paulskirche hat immer in Aussicht die Republik, und bloß wählten sie (denn sie sagen, sie haben gewählt) den Johann zum Reichsverweser, um Österreich zuerst zu flattieren, da ihr Plan war von Grund aus, jalousie zwischen Österreich und Preußen zu verursachen, und kein Mensch konnte dieses besser im

---

am 4. in der 2. Kammer verlas; s. Stenogr. Berichte über die Verhandlungen der durch d. Allerh. Patent vom 5. Dez. 1848 einberufenen Kammern. Zweite Kammer. (Berlin, 1849) S. 389; Deutsche Chronik 1849, S. 126 f.

[5]) Vgl. v. Hassell, Geschichte des Königreichs Hannover, Bd. I (1898), S. 637.

Anfang tun als Gagern[6]), der zuerst war angesehen als einer der vorzüglichsten, vortrefflichsten und bestgesinnten Menschen. Aber wie hat er sich blamiert und degradiert durch seine letzten Intrigen! Denn klar ist es 1) durch Deine Wahl sollte Preußen und Österreich tödliche Feinde werden, und er wußte wohl, daß es war leichter, Preußen zu ruinieren als Österreich, und dieses war der heimliche Plan, da sie sahen, daß Österreich wollte sich nicht ergeben unter die Mandate der Paulskirche. Nehme es mir nicht übel, daß ich Dir so offen meine Meinung gebe; aber denke hierüber, und ich bin überzeugt, wenn Du allem gefolgt bist, was geschehen ist, oder Deine Minister haben Dir alles mitgeteilt, was von Frankfurt kam, so mußt Du überzeugt hiervon sein. 2) konnten sie reüssieren hierin, so war der erste Akt ihres Drama erfüllt und dadurch Dein Wunsch und die Wünsche aller rechtlichen Deutschen vereitelt, nämlich die Einigkeit Deutschlands; denn klar ist es, daß Österreich, Bayern, Sachsen und Württemberg würden positiv nie ihre Einwilligung geben.

Glaube mir, lieber Freund, daß keiner hat mehr am Herzen Dein Glück und das Glück Deines Landes, als ich es habe, und daß dieses bestimmt mir, Dir so offen meine Meinung zu geben. Die Gefahr, wie gesagt, ist imminent, und notwendig ist es, etwas zu dezidieren, aber die Schwierigkeit ist, was soll es werden? Gott behüte, daß ich prätendiere, mich nicht irren zu können, aber nachdem ich mich alle Mühe gegeben habe, reiflich den jetzigen Zustand zu überdenken, kann ich nichts anderes behaupten als daß Deutschland kann nicht existieren und wird nie sicher oder fest sein, wenn Österreich sich davon trennt. So beschwöre ich Dir, vereinige Dich mit Österreich baldmöglichst; alsdann Ihr beiden müßt oktroyieren eine Reichsverfassung und gleichzeitig St. Paul zum Teufel jagen, und dann laßt Bevollmächtigte von den übrigen Souveränen zusammenkommen, nur nicht in Frankfurt. Und dieses muß geschwind geschehen; jedoch nicht so übereilt, daß Konfusionen entstehen. Ich bin immer der Meinung, die 6 Gruppen einzuführen, denn es ist wirklich lächerlich, daß ein Dessau, Köthen, Altenburg etc. etc. sollen auf egalen Fuß sein mit uns, die müssen

[6]) Heinrich Frhr. v. Gagern (1799—1880) Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, übernahm am 18. Dez. 1848 die Leitung des Reichsministeriums u. führte auch nach dessen Rücktritt (21. 3. 49) die Geschäfte bis zum 10. Mai 1849 weiter. Am 20. Mai schied er aus der Nationalversammlung aus.

zu ihrer Hülfe kommen, um daß sie nicht beinahe geprügelt werden durch ihre Untertanen. Kann etwas lächerlicher sein als mein Nachbar Bückeburg, dem ich muß Kommandos schicken, um die Frevel in seinem Lande zu steuren? Soll der auf dem nämlichen Fuß sein wie ich? Hier ist es, wo der große Fehler in 1815 geschah; wenigstens ist soviel klar, daß ein Kontingent von 250 Mann kann nicht gelten für eine selbständige Armee, wie eine von 30 000 oder von 400 000 Mann, und als ein Beweis hat Bückeburg vorigen Dienstag 250 Mann als ihre Armee nach Schleswig geschickt. Du hast Dich, höre ich, erbarmt über die Mecklenburger, die anjetzo sind von dem 10. Armeekorps abgetrennt und in Deine Armee eingetreten [7]); wenigstens so hat mir vor einigen Tagen ein Mecklenburger gesagt; denn aus Strelitz oder Schwerin ist mir nichts offiziell gekommen; ich weiß nur, daß im Fall der Not ich werde können meine 37 000 Mann ins Feld stellen und vielleicht noch mehr.

Da ist noch ein wichtiger Punkt, den ich muß erwähnen, nämlich: was werden die Großmächte, Rußland, Frankreich und England, hierzu sagen? Ich zweifle, daß sie werden ein kleindeutsches Kaisertum anerkennen, und schon hat nach Privatbriefen der preußische Gesandte Bunsen in London viel Schaden getan, indem er hat ein neues Quartier gekauft in London am Carlton Terrace [8]) für den Reichsambassadeur (als er sagt), wozu — wenn nicht öffentlich, doch il fait entendre —, daß er wird bald ernannt sein, und welches ist sehr schlecht aufgenommen. Ich gebe es Dir, wie man es mir schreibt, und als ein ehrlicher Mann muß ich Dir sagen, daß ein verstückeltes Deutschland muß das Ende Deutschlands bringen und Preußen und wir alle entweder mußten unsre Waffen strecken oder bis zum letzten Blutstropfen fechten; ich proklamiere mich für das letzte: plutôt mourir en roi, qu'être chassé comme un gueux.

Ebenso kann ich Dir nicht leugnen, daß ich sehe an eine provisorisches Oberhaupt über ein verstückeltes Deutschland ebenso gefährlich als ein Kaisertum; aber wie gesagt, alles dieses muß und kann allein dependieren davon, ob Österreich ist mit einverstanden.

---

[7]) S. Revolutionsbriefe S. 325 (Nr. 177) u. Leop. v. Gerlach I, 312.

[8]) Im März 1849 war die preußische Gesandtschaft von Carlton Terrace Nr. 4 nach Nr. 9 verlegt worden.

Ebenso als Preußen muß fest halten mit Österreich, so muß Österreich mit Preußen stehen, und Ihr beiden völlig einverstanden — wir werden gerettet.

Ich befürchte, daß Du wirst schon längst überdrüssig sein über meinen langen Brief; aber Du hast verlangt meine Meinung, und ich habe mein Möglichstes getan, Dir so deutlich wie möglich meine Gedanken zu Papier zu bringen.

Über Bayern ist gar kein Zweifel, denn dessen Minister ist täglich hier tätig, um gegen Deine Annahme zu wirken. Ich habe mich noch gehütet, mich mit irgend einem einzulassen; jedoch meine Prinzipia sind bekannt von dem Augenblick des Erscheinens der Paulskirche. Grâce à Dieu die Deputation, die auf ihrer Hinreise nach Berlin haben sich bene getan in verdammt schlechten Wein auf der Schenke hier [9]) (und welche von der Gesellschaft waren auf eine unangenehme Art aus der Stube gewiesen), sind nicht wieder hier durchgekommen außer ein oder zwei, die durchgeschlichen sind incogniti.

Mit meinen besten Empfehlungen an die teure Elise empfehle ich mich als Dein alter unveränderter und treuster Oheim.

Ernst August.

2.

König Friedrich Wilhelm IV. an König Ernst August.

(Abschrift) Charlottenburg, 11. April 1849.

Verehrtester Onkel;

Die erste Mitteilung Allerhöchst Ihres Gouvernements nach meiner Abfertigung der Frankfurter Deputation hatte mich und mein Ministerium mit Freud' und Hoffnung erfüllt. Es ging auf die Idee meiner Übernahme der provisorischen Zentralgewalt ein [1]). Und diese Idee ist eigentlich der Kern, der Hauptsinn, der Angelpunkt der erlassnen Note. Die Umstände geboten, diesen Gedanken nicht zu ostensible hervortreten zu lassen. Wir zählten aber auf die Perspikazität der Gouvernements, und bei dem Ihrigen, teuerster

[9]) Über den Empfang der Deputation in Hannover s. Friedr. v. Raumer, Briefe aus Frankfurt u. Paris 1848—49, Leipzig 1849, 2. Teil, S. 381.

[1]) S. die Instruktion für den Gesandten Grafen Knyphausen vom 7. April, Hassell a. a. O. II, 1, 44.

König, hatten wir alle Ursach', und zwar kraft der erwähnten Mitteilung, das mit Freuden zu erkennen. Doch kurz darauf ist Ihre Antwort auf meinen Brief eingegangen [2]), und die hat, ich muß es Ihnen mit Kummer gestehen, die Freude fast gänzlich niedergeschlagen.

Sie, gnädigster König, sprechen in Ihrem Briefe an mich unverholen aus, „daß alles Hinhalten, alles Nachfragen und Beraten mit den Königen und Fürsten überflüssig sei und daß Sie nur zu einer Maßregel mit vollem Herzen raten könnten, nämlich dazu:

daß ich, festverbunden mit Österreich, die Paulskirche über den Haufen werfen solle und die kaiserlichen Propositionen, die Waffen in der Hand, zum Gesetz für Teutschland erhebe."

Allergnädigster, teuerster Onkel, das geht nicht. Mein Gouvernement würde fast von allen Parteien als falsch und wortbrüchig angeschrieen werden, und ich müßte dazu schweigen. Meine und meines Kabinetts Politik ist die, so lange in ehrlichem und gutem Vernehmen mit dem Frankfurter Zentrum zu bleiben, als dessen Betragen es gestattet. Das wird gewiß Segen bringen. Besteht jetzt die Paulskirche auf ihrer Volkssouveränität (die wir bislang immer als die Phantasie eines Kranken behandeln) und begeht sie den Frevel, um dieses verruchten Prinzips willen den Grundsatz der Konstitutionsvereinbarung frech zu verwerfen, so ist der Bruch unvermeidlich. Die Vereinbarung ist für uns Fürsten insgesamt und besonders für mich die conditio sine qua non, die absolute Bedingung für die Fortsetzung unsers guten Vernehmens mit der Nationalversammlung. Wirft dieselbe die Brücke, die uns verbindet, ab, so müssen wir bon gré, mal gré den Übergang effektuieren und den Feind im eigenen Lager angreifen. Das wird sich in 8 Tagen entscheiden.

Ich wage nun aber noch einmal auf das allereindringlichste, Sie, verehrter Onkel, darauf aufmerksam zu machen, wie ungeheuer groß der Vorteil „unsrer", d. h. der königlichen und souveränen Seite sein müßte, wenn „wir" nach dem Ablauf des 14tägigen Termins [3]) vor die Versammlung hintreten könnten und sagen: „Wir

---

[2]) Der vorhergehende Brief.

[3]) In der preußischen Note vom 3. April war die Erwartung ausgesprochen, daß die übrigen Regierungen ungesäumt ihre Erklärungen zu den preußischen Vorschlägen abgeben würden und daß dann Preußen

Könige und Fürsten sind eins geworden, das Geschäft der Vereinbarung zu beginnen mit dir. Wir haben aber vor allem der Not des Vaterlandes Rechnung getragen und demgemäß — da der Erzherzog sein Amt niederlegen zu wollen öffentlich erklärt hat[4]) — den König von Preußen an seine Stelle zum provisorischen Statthalter und Vertreter der Bundestagsgewalt erwählt, was „wir" dir hiermit bekannt machen und dich, o du liebe Paulskirche, auffordern, unserm souveränen Schlusse zuzustimmen."

In demselben Augenblicke muß das Verhältnis der Souveräne zur Versammlung sonnenklar werden, und unsre Maßregeln sind, je nach der Aufnahme und Antwort, nicht einen Augenblick zweifelhaft. Jedenfalls haben wir einen, und zwar den wichtigsten Sieg ohne und vor etwaigem Kampfe errungen, den Sieg nämlich, die souveräne Gewalt wieder aufgerichtet zu haben, indem dieselbe einen aus ihrer Mitte und bis zum definitiven Arrangement als ihren Beauftragten an die Spitze der ausübenden Gewalt gestellt hat.

Dies Raisonnement leg' ich an Ihr Herz, verehrtester Onkel, indem ich mich nenne

meines gnädigsten Onkels
treu ergebensten, anhänglichsten
Neffen und Freund
Friedrich Wilhelm.

3.

Hannover, den 20. April 1849.

Lieber bester Freund!

Soeben erhalte ich heute morgen Deinen höchst wichtigen und konfidentiellen Brief[1]), und herzlich freut es mich, daß Du mir so von der Leber weg sprichst, als ich es beständig gegen Dir

---

selbst sich „binnen längstens 14 Tagen" definitiv über die deutsche Sache erklären könnte.

[4]) Am 29. März durch den Präsidenten Simson in der Frankfurter Versammlung bekanntgegeben, s. Stenograph. Berichte S. 6097 f. Johann verständigte den preußischen König darüber durch Boddien, s. Georg Küntzel, Briefwechsel zwischen König Friedr. Wilhelm IV. u. dem Reichsverweser Erzherzog Johann von Österreich, Frankfurt (1924), S. 23.

[1]) Nicht erhalten.

getan habe. Wahr ist es, daß der Graf Bülow [2]) hat Dich und Preußen in eine sehr verwickelte und unangenehme Lage gestellt, aber verzeihe mir, wenn ich Dir die folgende Bemerkung mache, welche natürlich ich kann nur machen, nachdem wie Du mich davon in Kenntnis bringst, nämlich, daß diese Note ist erlassen ohne Deine Einwilligung [3]). Ist dieses wirklich der Zustand, so hast Du nur eine Sache zu tun, welche ich hätte sogleich getan: es öffentlich zu kontradizieren.

Du weißt, ich habe Dir von Anfang an nie meine Privatgedanken verhehlt und habe Dir immer gewarnt gegen die Handlungen, woran Gagern und Bunsen teilgenommen haben, und von allen Kunden, die ich gehabt habe, und von sicheren Quellen bin ich inniglich überzeugt, daß die Intrigen in Frankfurt gehen viel tiefer, als vielleicht Du selbst oder einer aus Deinem Ministerium selbst weiß [4]). Ich gebe Dir so kurz, wie ich kann, ein Tableau, wonach ich diese Vermutung habe, und als ein alter Erfahrener in Intrigen, die in London stattgefunden haben, mache ich Dir die folgende Bemerkung (Du wirst vielleicht etwas erstaunt sein, aber

---

[2]) Hans Karl Ad. Graf v. Bülow (1807—69), preußischer Unterstaatssekretär, vom 4. 12. 1848 bis Anfang Febr. 1849 vorläufiger Leiter des Auswärtigen Amtes.

[3]) Gemeint ist die preußische Zirkularnote vom 23. Januar 1849. Friedrich Wilhelm IV. hatte nur seine Einwilligung dazu erteilt, daß sie nach Österreich abging. „Doch sei er darauf bestanden, daß sie nicht nach Frankfurt gesendet, bis Antwort aus Olmütz da sei. Als dies dennoch geschehen, aus Mißverstand der Minister, habe er sich losgesagt von ihnen, seine Ehre verpfändet betrachtet" (Prokesch an Schwarzenberg vom 17. 3. 49) bei Friedjung, Österreich von 1848—60, Bd. I, S. 503.

[4]) Vielleicht darf man folgende Stelle aus Bunsens Tagebuch vom Febr. 1849 (Nippold II, 496 f.) hier heranziehen: „... Camphausen, mit dem u. Vincke u. Gagern ich mich durch Handschlag zum treuen Festhalten an der deutschen Sache verbunden hatte ..." Am 24. Januar 1849 schreibt Wangenheim an Usedom: „... Palmerston ... reflektiert diese Idee [d. h. seine antiösterreichische Politik in Italien] durch Bunsen u. Stockmar auch auf die deutsche Frage (Hassell a. a. O. II, 1, 10, Anm.). Am 17. Januar schreibt Detmold an Stüve: „Hinter Bunsen steht, wie schon öfter, Palmerston selbst, der auf das leidenschaftlichste gegen Österreich erbittert sei." (S. Briefwechsel Stüve-Detmold S. 171). Über Palmerstons Einfluß auf Bunsen siehe auch Ernst II., Aus meinem Leben u. aus m. Zeit, Bd. II., S. 426; Stüve schreibt (Jan. 1849) an Frommann: „Gestern [9. Januar] war Bunsen ein paar Stunden bei mir. Da erfuhr ich denn, daß er u. Stockmar von London aus Gagern dirigieren ..." (Gust. Stüve, Stüve Bd. II, S. 91, dazu Briefwechsel Stüve-Detm. S. 167).

so ist es): Der Albert, der, Gott weiß warum, glaubt sich ein großer Staatsmann, hat, wie Du weißt, ein oder zwei Schriften gegeben über die deutsche Konstitution[5]), welche sind von der Feder eines gewissen Meyer, der als Bibliothekar bei Albert steht (ich kenne ihn nicht). Dieser führt die Feder, und der bekannte Stockmar steht hinter der Gardine, welches er stets getan hat und tut. Diese beiden Herren waren und sind vielleicht noch affidés von Bunsen[6]), waren beide nachher nach Frankfurt geschickt[7]), wo sie haben sich in Vertrauen mit Gagern und Konsorten gesetzt, und diese sind in beständiger Privatkonnexion mit Palmerston[8]), so daß diese haben auf Gagern influiert und intrigiert, als er nach Berlin kam, und ich weiß positiv, daß der König Leopold ist so aufgebracht gegen seinen Neffen Albert, daß er hat ihm sehr dringende Briefe geschrieben, um gegen sein Benehmen zu remonstrieren. Ich kann mich irren, und Gott behüte, daß ich soll jemandem Unrecht tun, aber inniglich überzeugt von der Wahrheit von dem, was ich Dir hier recht konfidentiell schreibe, befürchte ich, daß Bunsen hat den Bülow zu seiner Politik, oder anders gesagt, zu der Gagernschen gebracht[9]), und daß Gagern ist rot republikanisch, hat sein ganzes Benehmen gezeigt, und daß alles, was er anscheinend getan hat, um Preußen zu flattieren, hat nur zur Absicht, seine republikanischen Pläne zu vollziehen. Ich gebe Dir also hier treulich meine Meinung, und alles, was in meinen Kräften ist, diese Infamien zu kontrekarrieren, habe ich stets im Auge gehabt. Wollte Gott!, ich hätte nur mehr Kräfte, um alle ihre Pläne zu vernichten.

Nun zu den zwei Punkten. 1. Ob die Könige dem deutschen Bundesstaat beitreten wollen oder nicht. Hierzu kann ich nur

---

[5]) Vom 11. Sept. 1847 u. 28. März 1848, vgl. Revolutionsbriefe S. 29, Anm. 1, u. S. 61.

[6]) Stockmar war seit 1844 Bunsen nähergetreten (Stockmar, Denkwürdigkeiten S. 389). Über Karl F. Meyers Freundschaft mit Bunsen und seine Anstellung als Bibliothekar und Privatsekretär (1846) siehe Nippold II, 351; III, 363 und 586.

[7]) Stockmar ging Mitte Mai 1848 als Bundestagsgesandter für Koburg nach Frankfurt, siehe seine Denkwürdigkeiten S. 488 f. Ein Urteil Palmerstons über ihn ebd. S. 523.

[8]) Volle Gewißheit hierüber könnte nur aus dem Nachlaß Palmerstons geschöpft werden, der noch immer unzugänglich ist.

[9]) Leop. v. Gerlach I, 306 (zum 21. 3. 49): „[Der König] hat Bülow stets . . . als imponiert von Bunsen bezeichnet, und ich glaube, er hat ganz recht gehabt.

sagen, daß wenn Oesterreich und die anderen Könige es annehmen, welches ich kann nimmer glauben sie werden tun nach den Berichten, die mir zugekommen sind, so würde ich, wenn ich allein hierzu dissentierte, dies doch tun, denn mir ist die ganze Nationalversammlung so verächtlich und widerlich, daß ich nie mich dazu geben kann, ihrer Konstitution mich blindlings zu unterwerfen. Ich hoffe, daß dies ist eine klare Antwort zu die erste Frage.

Zum 2. Punkt [10]) kann ich auch nur „Ja" sagen.

Du schreibst weiter, daß Du dann die Allüren der Befreiung annehmen und mit dem Kaiser von Österreich und uns Königen das Heil Deutschlands beraten willst. Hiermit kann ich nur einverstanden sein, da — wie Du erinnern mußt — ich habe stets und beständig Dich imploriert, Dich zu verständigen mit Österreich, da ich überzeugt bin, daß ohne dieses kann Deutschland kein Heil, keine Sicherheit haben, da der Ausschluß Österreichs würde nicht nur zwei Deutschlands bilden, welche nimmer bestehen können, und muß früher oder später einen allgemeinen Krieg in Deutschland bringen, welcher ist, wenn nicht öffentlich gesagt, das Objekt und einzige Mittel, die Republik zu befördern, wenn nicht die Bajonnette die Oberhand bekommen.

Ich hoffe nun, ich habe mich ziemlich deutlich auf alle Deine Fragen ausgesprochen, aber verzeihe mir, wenn es mir nicht gelungen ist, denn seit 10 Tagen liege ich krank.

Noch ein Wort! Ich bitte Dich, Brandenburg von mir zu sagen, daß er seine Courage nicht verlieren möge und ungeachtet aller Schwierigkeiten, womit er zu fechten hat (und leider, leider! auch in einem Quartier, wo ich hätte es am wenigsten erwartet), daß er bleibt fest und entschlossen. Auch wenn er findet, er kann nicht weiter mit die Stände vorkommen, so muß er sie vertagen; aber im jetzigen Zustand um Gotteswillen nicht auflösen [11]), bis wir haben ein neues Wahlgesetz; denn überhaupt die jetzigen Wahlgesetze allerwärts sind in meiner Meinung die bösesten und schädlichsten, die nur existieren können.

Ich bitte Dich, schreibe mir so oft, als es Dir gefällt; Du kannst überzeugt sein, ich werde Dir immer ehrlich und treulich meine Meinung geben. So weit wie Bayern in Betracht kommt,

---

[10]) Nicht bekannt.

[11]) Am 27. April wurde die preußische 2. Kammer aufgelöst und die erste vertagt.

will ich mein Möglichstes tun, ungeachtet der gute Max[12]) ist so schwankend, daß ich weiß nie geradezu, was er will. Württemberg[13]) bin ich nie in Berührung mit gewesen, denn er haßt mich wie Satan und war wütend, daß ich durchdringe vor 9 Jahren mit den Militärinspektionen im Bundestag, welches er hat mich nie verziehen.

Ich küsse die Hände der lieben Elise, und morgen früh geht dieses ab mit Deinem Jäger, den ich will diesen Abend amüsieren, indem ich schicke ihn, um das Spektakel von Luzifer und seine Töchter anzuschauen, die zum ersten Male gegeben werden, und welche ich hoffe wird für die Kasse vorteilhaft sein, da es scheint, Luzifer regiert allerwärts.

Mir ist es notwendig, Dir, um kein Mißverständnis zu verursachen, noch bemerklich zu machen, daß, wenn eine offizielle Antwort von meinem Ministerium kommt an den Deinigen, welche Du mir notifiziert hast, aber bis jetzt nicht angekommen.

Vielleicht das Ministerium, welches völlig mit mir einverstanden ist, möge in ihrer Antwort an dein Gouvernement so klar und bestimmt nicht sich ausdrücken[14]), nicht daß sie sind nicht völlig mit mir einverstanden, aber in ihrer Lage und so lange wie möglich die Geister ruhig zu halten, welche leider immer durch die Wiegelei aus Deinem Land und besonders, da, wie ich höre, Graf Reichenbach[15]) ist seit kurzem im Lüneburgschen und Hildesheimischen gewesen, müssen nun so lange wie möglich, Ruhe und Ordnung noch hier aufrecht zu halten, müssen vorsichtig sein, in was sie als Minister proklamieren, aber privatissime an Dich ich kann Dir sagen, daß sie sind alle mit mir völlig einverstanden und bloß den Augenblick wahrnehmen werden, weiter zu sagen, so daß als Du weißt, ich bin fest in meinen Prinzipien als der Fels von Gibraltar, so kannst Du versichert sein, daß im Fall der Not werde ich mich nie mediatisieren lassen, ob es bei A oder B ist. Lieber krepieren unter tausend Kugeln als mich in meinen letzten Tagen zum Hundsfott zu deklarieren.

---

[12]) König Maximilian II. (1848—64).
[13]) König Wilhelm I. (1816—64).
[14]) S. die hannov. Note vom 24. April bei Roth u. Merck II, 471 ff.
[15]) Oskar Heinrich Karl Graf v. Reichenbach aus Waltdorf (Kreis Neisse) (1815—93), im Jahre 1848 Abgeordneter zur preuß. Nationalversammlung und Mitglied der äußersten Linken.

Ich schreibe dieses später, da ich wollte für gewiß sein, ob diese Depesche angekommen war oder nicht; jetzt um 10 Uhr abends nach allen Erkundigungen hat mein Ministerium es noch nicht bekommen.

Dein alter treuer Oheim

Ernst August.

4.

Montag Abend, den 30. April 1849, 11½ nachts.

Bester lieber Freund!

Um 10 Uhr diesen Abend war ich erfreut mit der Ankunft Deines Flügeladjutanten Manteuffel, der mir Deinen herrlichen göttlichen Brief [1]) brachte, welchen ich werde natürlich morgen völlig antworten, denn ich bin ganz mit Dir einverstanden, welches Du mußt schon überzeugt von sein, nachdem ich Dir so oft meine Meinung und Gedanken mitgeteilt habe, so daß Du konntest auf mich fest verlassen. Manteuffel muß ich hier morgen behalten, weil ich wünsche noch Rücksprache zu nehmen mit Bennigsen und Stüve über die näheren Einrichtungen, welche ich werde Dir morgen mitteilen.

Merkwürdig ist es, daß ich war im Begriff, Dir zu schreiben mit meiner Gratulation über Deine Deklarationen, die mir soeben vorgelesen war [2]), welche wird Gagern etc. etc. rasend machen, welche nach meinem Urteil ist ein großes Glück. Du wirst mir gestehen, daß ich kenne Menschen gut, und habe Dir lange gewarnt über ihn und seine Kollegen. Daß die sächsische Kammer sind aufgelöst [3]), ist eine dritte glückliche Vorfall. Aber schauderhaft ist es, das Benehmen vom König von Wirttemberg [4]). Ich

---

[1]) Abgesandt auf den Rat des Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg (s. Brief an Friedr. Wilhelm IV. vom 29. April, Brand.-Preuß. Hausarchiv); sein Inhalt dürfte sich mit dem gleichzeitig an König Friedrich August nach Dresden abgegangenen Briefe decken, den H. Kretzschmar in den Preußischen Jahrbüchern Band 27 (1932). S. 151 ff. veröffentlicht hat.

[2]) Die Zirkulardepesche an die preußischen Gesandtschaften vom 28. April (Roth u. Merck II, 494 ff.)

[3]) Am 28. April.

[4]) Er gab nach anfänglich großen Worten den Drohungen der Volksversammlungen, des Ministeriums und der 2. Kammer nach und

wußte, er besitzt nicht moralische Courage, aber physische traute ich ihm, da er hat sich in Anno 1813/14 sehr ausgezeichnet, so daß, was ihm angekommen ist jetzo, ist mir ganz unerklärbar; nur höre ich, daß er ist komplett in die Hände des allergrößten Vagabonden, Herrn Klindworth — c'est tout dire [5]).

Manteuffel wird Dir übermorgen Mittwochen gegen 6 Uhr abends meine Antwort [6]) überreichen. Gottlob ich bin besser, besonders seit dem Erhalten Deines Briefes, besonders da Du mir versicherst, daß Du und Österreich wollen Hand in Hand zusammen gehen; wenn Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen und Hannover wollen ehrlich und treuherzig zusammenhalten, so müssen wir siegen, aber hierzu müssen wir rasch und determiniert handeln. Auf mich kann Preußen sich verlassen; wegen Peucker und seine Infamie [7]) kannst Du versichert sein, da ich vorigen Jahr verbot Halkett [8]), je zu erlauben, daß irgend einer meiner Soldaten sollte schwören außer an mich bei Gottes Gnaden ihr König, so wird der General Wyneken [9]) wohl wissen, es geht mit seinem Kopfe, wenn er anders täte.

Ade bester Freund — Tausend Schönes an die liebe Elise.

Dein treuer alter hartnäckiger und fester Oheim

Ernst August.

---

ließ dieser, nachdem er sich selbst nach Ludwigsburg in Sicherheit gebracht hatte, am 25. April eröffnen, daß er sich den Beschlüssen der Frankfurter Versammlung hinsichtlich der Reichsverfassung einschließlich der Oberhauptsfrage und des Wahlgesetzes füge. Vgl. Deutsche Chronik 1849, S. 140 ff.; Briefwechsel Stüve-Detmold S. 208 f.

[5]) Über den politischen Agenten und württembergischen Staatsrat Karl Klindworth vgl. die Zusammenfassung von Alfred Stern (Histor. Vierteljahresschrift Jahrg. 25 (1930), S. 430 ff., dazu Revolutionsbriefe S. 197, Anm. 1.

[6]) Das folgende Schreiben.

[7]) Nach der Kündigung des Waffenstillstandes durch Dänemark für den 27. März hatte die Zentralgewalt die Kontingente der meisten deutschen Staaten nach Schleswig-Holstein in Bewegung gesetzt. Hannover stellte dazu eine Brigade unter Generalmajor Wyneken (s. Hassell a. a. O. II, 1, 57). Am 3. April begannen die Feindseligkeiten. Der Reichsminister General v. Peuker, der am 6. August 1848 alle deutschen Bundestruppen zur Huldigung für den Reichsverweser zu bestimmen gesucht hatte (s. Roth u. Merck II, 9 ff.), verlangte jetzt eine Vereidigung der Bundeskontingente. Vgl. auch den folgenden Brief.

[8]) Hugh (Frhr. v.) Halkett (1783—1863), hannoverscher General und Führer des hannoverschen Kontingents im Jahre 1848.

[9]) Siehe Anmerkung 7.

5.

Hannover, den 1. Mai 1849.

Lieber bester Freund und Neffe.

Du wirst schon heute abend um 6 Uhr ein Billet von mir erhalten[1]), Dir in ein paar Worten die Ankunft Herrn v. Manteuffels und meine Freude über den Inhalt Deines Briefes und das Benehmen Deines Ministerii zu sagen. Nun werde ich mich bemühen, Dir ordentlich Deinen herrlichen Brief zu beantworten.

Du wirst schon gesehen haben meine Erklärung vom 25. v. M.[2]), welche Knyphausen[3]) hat an Brandenburg und Arnim übergeben, wodurch Du siehst, ich habe öffentlich deklariert, ich würde nie der Volksregierung mich unterwerfen. Ich weiß nicht, ob Dir vor die Augen gekommen ist eine Schrift oder Auseinandersetzung der verdammten Konstitution, welche meisterlich von Stüve aufgesetzt ist[4]) und welche vor zwei Tagen ich habe viele Exemplare durch Knyphausen an Dein Ministerium und die Diplomatie in Berlin zustellen lassen. Ich bitte Dich, wenn Du eine Viertelstunde hast, laß es Dir vorlesen; ich schmeichle mir, Du wirst es approbieren. Nicht minder als 200 000 Exemplare habe ich drucken lassen.

Ich hätte gern gelernt von Dir, daß Du hättest zu der nämlichen Zeit, als Du Deine herrliche Deklaration nach Frankfurt schicktest, hättest rein abgebrochen mit dieser Hölle, denn ich kann die Paulskirche und ihre Gesellschaft nur als solche ansehen; denn die Idee zu verhandeln mit solchem Zeug ist unmöglich, denn klar ist es als die Sonne am Mittag, daß sie wollen keinen Frieden, nur Unruhe und Revolution fördern, und deswegen bin ich überzeugt, daß nur energische und dezidierte Maßregeln sollten genommen werden.

Du wirst bemerkt haben in meinem ganzen Benehmen sowohl als in dem meines Ministerii, daß wir haben nur in dieser Absicht gehandelt, energisch einzuschreiten; also Du und Dein Ministerium können überzeugt sein, wir werden fest und treu in diesen Grundsätzen bleiben. Seit langer Zeit habe ich sowohl als mein Mini-

---

[1]) Der vorhergehende Brief.

[2]) Vom 24. April, s. Roth u. Merck II, 471 ff.

[3]) Karl Wilhelm Georg Graf zu Inn- u. Knyphausen (1784—1860), hannoverscher Gesandter in Berlin.

[4]) Vgl. Hassell, a. a. O. II, 1, 60 f.

sterium immer die Meinung gehegt, daß es müßte zum Konflikt kommen, und alle unsre Handlungen sind danach bemessen.

Was Du mir schreibst über Dein jetziges Verhältnis zu Österreich [5]), ist mir ein wahrer Balsam in meinem Herzen; denn ich bin fest überzeugt, daß wenn wir alle fest und treu an Dir und Österreich festhalten, so müssen wir Deutschland nicht nur retten, aber stärker wie je machen. Lies nur jedes Wort, welches ich hierüber geschrieben habe. Du wirst mir gestehen, daß ich habe Dich nicht hintergangen oder Unwahrheiten gesagt, als Dir warnte gegen Gagern et consortes; nun muß es Dir klar sein, was für ein Verräter dieser Mann ist, und daß alles, was er getan hat als Vorspiegeln seiner Freundschaft für Preußen, war nur diktiert von der schwärzesten Verräterei, um Preußen zu ruinieren und dadurch die Republik zu deklarieren. Alles, was ich Dir beständig hierüber geschrieben habe, war nicht aus Haß oder persönlich gegen Gagern, denn Gottlob! ich kenne ihn nicht, habe ihn nie gesehen, als ich weiß; aber ich faßte mein Urteil über ihn, da ich ihm gefolgt bin in allen seinen Handlungen und Reden. Mir ist es noch nicht ganz klar, wie die Sache steht mit Johann; einige behaupten, daß zuerst er hat sich entschlossen und refüsierte alle die Vorschläge von Gagern et consortes[6]); dagegen hieß es hier gestern abend, daß er nachgegeben habe und ist so weit gegangen, daß er hat die Konstitution unterschrieben und anerkannt als gültig durch seine Unterschrift. Aber ich bin bis jetzt in Zweifel, welches von diesen beiden Gerüchten das wahre ist, da stündlich beinahe, kann ich sagen, wir haben verschiedene Gerüchte. Ich glaube, ich kann mich mit der größten Wahrheit verantwortlich halten für die Rechtlichkeit, Treue, Redlichkeit, Energie und Courage meines Ministerii, die bei Gott! haben sich verdient nicht nur das Vertrauen meines Landes, aber ich kann sagen von ganz Deutschland; und dieses

---

[5]) Siehe Friedrich Wilhelms Brief an den König von Sachsen vom 29. April, bei Kretzschmar a. a. O.

[6]) Vgl. Johanns Brief an Prokesch vom 30. April / 3. Mai bei A. Schlossar, Briefwechsel zw. Erzherzog Johann von Österreich und Anton Graf v. Prokesch-Osten, Stuttgart (1898), S. 226 ff.; Johann an Schwarzenberg, 11. Mai, bei G. Küntzel a. a. O. S. 24, Anm. 2. Er hatte sich nach langem Drängen am 28. April bereitgefunden, seine Zustimmung zur Entsendung von Bevollmächtigten der Nationalversammlung an Preußen, Bayern, Hannover und Sachsen zu geben, die die Anerkennung der Reichsverfassung verlangen sollten; s. hierzu v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte III, 84.

Ministerium und ich sind eins; sie haben das völligste Vertrauen in mich, als ich in sie habe.

Dein Plan, falls Johann abgeht, als provisorischer Statthalter die Geschäfte zu besorgen, ist schon gebilligt in der Note meines Ministerii an Deines vom 31. März d. J., sodaß dies ist beantwortet und brauche nichts mehr darüber zu sagen.

Du wirst schon aus meinem letzten Briefe bemerkt haben, daß ich protestierte gegen Frankfurt als Sammelplatz für die Konferenzen, aber ich bin völlig einverstanden, daß Berlin würde schicklich sein, und hierauf erlaube mir, Deine Aufmerksamkeit zu bringen auf einen Punkt, den ich als einen der wichtigsten ansehe, und auf welchen ich habe mit meinem Ministerium schon gesprochen, nämlich die neuen Wahlgesetze, welche, um sie nützlich zu machen, sollten, wenn möglich, übereinstimmend sein; und deswegen, hätte ich nicht Deinen Brief erhalten, war ich im Begriff, Dir zu melden, daß ich wollte einen von meinen Herren von hier nach Berlin schicken, um mit Eurem Ministerium zu konferieren, da leider wir haben zu klare Beweise, daß die jetzigen Wahlgesetze können unmöglich bestehen ohne Ruin für alle Länder.

Über den verrückten, verdammten, verräterischen Plan von Peucker kannst Du versichert sein, ich werde nimmer zugeben[7]); denn nach meinen Prinzipien kann die Armee nur schwören an seinen König und Herrn. Schon im vorigen Jahr hatte ich strikte dieses verboten, und schon heute früh habe ich einen meiner Adjutanten gleich an den Generalmajor Wyneken geschickt mit dem positiven Befehl, hienach zu handeln, mit diesen Worten: „Ich mache Sie verantwortlich hiezu". So, diesen Befehl bekommt er spätestens morgen mittag.

Wegen Dänemark: Du weißt meine Meinung hierüber, und wenn Du es nicht aus den Händen Frankfurts nehmen kannst, so kannst Du überzeugt sein, daß ihre Absicht ist, alles in die Länge zu treiben, um dort die Truppen zu behalten, um anderen Gebrauch derselben zu hindern, und anjetzo scheint es mir, wir sind verpflichtet nicht nur für unsre eigene Sicherheit, aber auch für die Sicherheit Deutschlands, daß wir sobald als möglich unsre Truppen zusammenziehen. Ich habe deswegen meinem Kriegsminister aufgetragen, heute im Ministerio die Sache zur Sprache zu bringen

---

[7]) Vgl. den vorigen Brief, oben S. 155, Anm. 7.

und die Mittel zu schaffen, unsre Reserve für die Truppen im Lande einzuberufen; das Resultat werde ich Dir ferner in diesem Briefe noch melden. So, Du siehst, ich versäume nichts.

Abends 10 Uhr.

Mit dem General Prott [8]) habe ich folgendes abgeredet. Nachdem ich hörte, was sie haben unter sich überlegt und nach dem, was ich von Manteuffel gelernt habe, scheint mir völlig übereinstimmend mit dem, was Du hast bei Dir bestimmt, nämlich alle Requisiten gleich in Bereitschaft zu haben; sodaß, sobald die einberufenen Reserven hereinkommen, sie können sofort dorthin marschieren, wo es nötig ist. Aber hauptsächlich scheint es mir von der größten Wichtigkeit, daß die Geschichte in Schleswig-Holstein soll beendigt werden, denn mir ist es klar, daß die Nationalversammlung hat die Absicht, unsre Truppen, wenn sie sie nicht abspenstig machen könne, wenigstens uns zu berauben ihren Gebrauch, und dieses expliziert mir, was bis dato mir rätselhaft war, nämlich, daß sie haben so viele kleine Kommandos als p. ex. 250 Mann Bückeburger, 80 bis 90 Mann Homburger, Lichtensteiner und solche diminutive Korps nach und nach nach Schleswig-Holstein beordert [9]), welche von wenig Nutzen sind und viel Konfusion verursachen muß in dem größeren Korps, wozu sie stoßen, und kommt es zum Schlimmsten, müssen wir die Sache in unsere Hände nehmen und ohne Barmherzigkeit unsre Truppen zurückberufen, welches die Truppen werden gar zu gern tun, da sie hassen die ganze Geschichte.

Ich hoffe nun, ich habe nichts versäumt und habe mich klar und bestimmt genug Deine Wünsche erfüllt. So mit Gottes Gnaden wünsche ich Dir eine herzliche gute Nacht!

Heute zum ersten Male seit beinahe 3 Wochen habe ich erschienen bei Tafel.

Ich bitte Dich, wenn Du hast was Wichtiges, versäume nicht, mir sobald von allem in Kenntnis zu bringen, da in diesen verdrehten Zeiten muß man nicht eine Minute versäumen. Bis dato alles ist hier ruhig in facto; aber vieles Schreien und Perorieren; aber bis jetzt vox et praeterea nihil. So möge es bleiben.

---

[8]) Generalmajor Viktor Leberecht (v.) Prott (1781—1857), seit 1845 Generaladjutant, im Ministerium Stüve-Bennigsen Kriegsminister.

[9]) Vgl. Laube, Das 1. deutsche Parlament II, 70 f.

Die Erklärung des sächsischen Ministerii [10]) scheint mir sehr gut zu sein für Sachsen, wo wahrlich es scheint mir, daß die ganze Pastete hat keine Kräfte oder Energie, ganz was wir nennen in England wishy washy oder ein Stück nasses Löschpapier, welches ich werde selbst bald sein.

Herzliche tausend Grüße an die liebe Elise, die in meinen Augen ist ein Modell von Königin.

Immer Dein ergebenster alter Oheim

Ernst August.

6.

Hannover, den 6. Juni 1849.

Lieber teurer Butt! [1])

Tief empfinde ich Deinen freundschaftlichen Brief [2]), welchen Asseburg[3]) mir brachte gestern morgen just, als ich mich adonisierte[4]), um eine große Parade hier in der Herrenhauser Allee zu halten, welches geschah um 11 Uhr. Wollte Gott, Du hättest mich können so glücklich gemacht haben, als hier zu sein, um dieser Parade beiwohnen zu können. Denn ich schmeichle mir, daß Du hättest Deine Approbation ausgedrückt. Primo hatte ich die 4 Eskadrons Garde du Corps, die bei Gott! wenn ich es sage, kannst Du glauben, müssen schön sein; denn schönere Leute, prächtigere Pferde und schöneres Reiten habe ich lange Zeit nicht gesehen. Alsdann 2 Eskadrons Cambridge-Dragoner, welche ist bekannt nicht nur für ihre Pferde, aber besonders Reiterei; alsdann 2 Bataillone Fußgarde, jede zu 800 Köpfe und würdig, bei der Potsdamer Garde zu figurieren. Ein Bataillon des Leibregiments, auch je 800 Mann und die, wenn nicht völlig so große

---

[10]) Es verweigerte die Anerkennung der Reichsverfassung, löste am 28. April die Kammern auf und erließ am 30. eine Proklamation „An das sächsische Volk“.

[1]) Der im Familienkreise gebrauchte Spitzname Friedrich Wilhelms IV., s. Haenchen, Revolutionsbriefe S. 17, Anm. 1.

[2]) Nicht erhalten.

[3]) Der preußische Vize-Ober-Jägermeister Graf von der Asseburg-Falkenstein.

[4]) Vgl. hierzu C. E. v. Malortie, König Ernst August, Hannover (1861), S. 194.

Leute, doch superbe ist, alsdann 2 Batterien Fußartillerie, jede zu 6 Kanonen, völlig imstande zu marschieren mit ihren Wagen, und zuletzt das Korps der Kadetten, die anjetzo nur 50 stark sind, da die ältesten sind schon eingeteilt bei verschiedenen Bataillons, um den Felddienst zu lernen, sodaß, wenn die Zeit kommt, sie können gleich eintreten als Offiziere. Ich hatte beinahe vergessen eine Kompagnie Pioniere. Der Himmel hat favorisiert mit dem allerschönsten Wetter und die Zuschauer über alle Begriffe. Ich gab als Grund des Paradehaltens in der Herrenhäuser Allee wegen der Hitze, aber ich hatte ein anderes Motiv, um die Kanaillen und Wiegler zu imponieren. Ich hörte nachher, daß einer von unsern größten Demagogen und Wühlern, ein Advokat aus Hildesheim, und der im vorigen Jahre allen Unfug trieb, soll auf dem Platz gewesen sein und schnitt verdammte Gesichter, als er die Truppen vorbeimarschiern sah. Leider, wie gesagt, ich wußte es nicht, sonst hätte ich die Soldaten ihn genau sehen lassen und nachher die folgende Bemerkung gemacht, daß sie sollten den Kerl tüchtig anschauen, um ihn wieder zu kennen und im Fall von Aufruhr ihm gleich zu Leibe gehen. Friederike, Agnes und Mariannchen[5]), kommend von Bonn, waren gegenwärtig und eine Menge Fremde, die die Freundschaft gehabt haben, hier zu kommen.

Wahr ist es, daß unsere Lage ist etwas besser als zu dieser Zeit vorigen Jahrs, aber, wie Du weißt, ich habe nie verhehlt oder werde verhehlen meine Meinung. Gott gebe, daß was Gutes aus der Beratschlagung in Berlin wird[6]); aber es ist mir gar nicht klar, denn die Konstitution, als ich es verstehe, jedoch es ist mir zu gelehrt, daß ich alles kapiere, aber eine Sache ist mir klar, und was ich fürchte, wird auf andere Leute die nämliche Impression machen, als es hat mir getan, nämlich que nous nous donnons un tant soit peu de ridicule. Wir haben refüsiert die Konstitution, die in der verdammten Assemblee in Frankfurt nicht nur ausgedacht war, aber publiziert, und wir waren nolens volens gefordert, es anzunehmen. Dieses haben wir mit dem größten Recht positiv refüsiert, und wie bei Gott, wenn ich noch einen Gran Menschenverstand im Kopfe habe, kann ich nicht anders

---

[5]) Herzogin und Prinzessinnen von Anhalt-Dessau.

[6]) Die Verhandlungen, die zum Dreikönigsbündnis führten. Stüve kehrte am 7. Juni nach Hannover zurück, s. Hassell a. a. O. II, 1, 59 ff.; Gust. Stüve a. a. O. II, 94 ff.

als behaupten nicht nur, daß die meisten ist in die neue fabrizierte oder proponierte Konstitution angenommen, aber wenn möglich noch mehr. Dieses gestehe ich, ist sehr hart zu schlucken, und ich zweifle nicht, Du wirst mit mir eingestehen, daß ich nicht unrecht habe. Ich weiß nicht, was Eure Minister Dir vorgelegt haben, aber diese hier bis jetzt haben mir nicht beweisen können, daß dieses ist nicht der Fall. Stüve ist noch nicht zurück, und ich werde mit aller möglichen Geduld ihn anhören, aber ich zweifle, daß er kann mir beweisen, daß ich habe falsch geurteilt, in was ich hier gesagt habe.

Wie Teufel kann man eine Konstitution machen ohne ein Fundament, worauf man bauen kann, und ich behaupte, daß, bis wir haben die Revolution gedrückt, es ist unmöglich, irgend eine feste Basis zu haben. Deswegen war es meine Meinung, daß die Unterhandlungen in Berlin hätten sollen bloß für ihre Absicht, wie und auf welche Mode wir sollten uns alle Souveräns zusammentreten mit unseren Truppen, um die Revolution zu unterdrücken, und dann wäre die Zeit, von einer Konstitution zu denken, wenn man konnte dieses mit Ruhe und viel Nachdenken tun und nicht en carrière, wie es mir scheint, dieses geschehen ist, und man sagt mir, daß diese Konstitution wird nicht und kann nicht je zustande kommen. Ist es wahrlich so, so ist meine Aversion desto größer; denn ich behaupte, wenn wir falsche Hoffnungen geben, schon mit der Idee, daß sie können nie erfüllt werden, wir werden mehr Schaden tun wie Gutes.

Verzeihe mir, daß in einem Briefe von Danksagung ich hier gemischt habe Politika, aber wahrlich! ich bin so torquiert, harassiert mit Politik, daß sogar kaum geht eine Nacht vorüber, daß dieses verfluchte Thema nicht mir okkupiert und ich träume, ich halte Reden im Parlamente hierüber. Ich hätte viel mehr zu sagen, aber ich fühle schon, daß ich bin zu weit gegangen; aber es ist geschrieben, und Du mußt es nehmen, als wenn wir sprechen zusammen neben dem grünen Tisch. Das waren schöne Zeiten und Du sowohl wie ich nicht geplagt mit Regieren.

Noch einmal, bester Freund, empfange meinen wärmsten Dank und sei überzeugt von der treuen Anhänglichkeit

Deines alten Oheims

Ernst August.

7.

Hannover, den 30. Oktober 1849.

Lieber Butt!

Dein Brief aus Blankenburg[1]) habe ich richtig erhalten, daß Du hast es so weit genommen, als es von mir gemeint war, einen Brief, der Dir nur meine persönliche Anhänglichkeit und Erinnerungen an alte verflossene gute Zeiten beweisen sollte[2]), und deswegen habe ich vermieden, irgend einen andern Gegenstand zu berühren, da jeder hat direkt das Recht, für sich zu denken, und jeder, glaube ich, in unseren Lagen wird und muß redlich, treu und ehrlich handeln, sodaß, wenn die Zeit kommt, wo er muß vor seinem Gott antworten, imstande sein, es ehrlich zu tun. Ich finde mich berufen, ein Wort zu schreiben, da nach die folgende Worte Du scheinst zu glauben von premier de fait, ich handle gegen meine Meinung und lasse mich durch andere führen. Ich kann Dir bei Gott schwören, daß ich kein premier de fait habe und lasse mich zu etwas persuadieren gegen meine Privat- und intime Meinung. Ich höre, als meine Pflicht ist, jeden meiner Herren und erlaube sie völlig, ihre Meinungen, ihre Gedanken mir vorzutragen; alsdann überlege bei mir selbst reiflich, ob ich bin oder nicht mit einverstanden, übereile mich nicht, und oft gehen zwei oder mehr Tage, ehe ich einen Entschluß nehme, und wenn ich bin nicht einverstanden mit sie, so deklariere ich „non volo, non possum"; denn mit alle Respekt für diese Herren, ich kann mich nicht und will nicht als eine Chiffre hinstellen, und leider habe ich viel mehr Erfahrung nach vierzigjähriger Prüfung als sie und denke nicht nur an die gegenwärtige, aber die folgende Zeit, welches leider ist anjetzo in den meisten Regierungen nicht à l'ordre du jour.

Ich hoffe, die Jagd ist Dir gut bekommen[3]) und daß dieses wird Dich gesund finden auf Deine Rückkehr in Berlin und daß die teuere Elise ist völlig wieder hergestellt von ihrer Erkältung.

Dein treuer Oheim

Ernst August.

---

[1]) Unbekannt.

[2]) Brief Ernst Augusts vom 15. Oktober, der nur eine Geburtstagsgratulation für Friedrich Wilhelm enthielt. — Zur damaligen Lage s. Gust. Stüve a. a. O. II, 112 ff.

[3]) Friedrich Wilhelm hatte sich am 23. Oktober nach Letzlingen zur Jagd begeben (s. Gerlach I, 377).

8.

Hannover, den 6. Dezember 1849.

. . . . . [1])

Ich gestehe Dir, lieber bester Freund, daß ich habe gar keinen Begriff, was Du meinst bei die folgende Worte, die Du mir schreibst: „Es wird Ihnen lieb sein zu hören, daß unser Verhältnis mit Österreich sich immer fester, klarer, vertrauensvoller gestellt. Das wird uns allen Segen bringen."

Meine Nachrichten aus Wien und anderwärts geben mir nicht diesen Trost, und als keine Depesche kommt mir, ohne daß ich es selbst aufbreche und durchlese, ich kann Dir nur beteuern, daß meine Nachrichten sind sehr verschieden von den von die, welche Du mir hier mitgeteilt hast. Im Gegenteil scheint mir, daß die Entwickelung täglich schwerer wird; denn ich brauche nur den Protest Wiens, den Euer Gouvernement hat vor ein paar Tage erhalten, zu zitieren, welchen ich gestern morgen bekam[2]). Ich erlaube keine Depesche anders als an mich selbst adressiert, so daß ihr Inhalt ist mir immer mitgeteilt, und ich erlaube nicht, daß mir daraus referiert wird, bevor ich sie selbst gelesen habe, denn jeder kann eine andere Meinung fassen über den Inhalt, und da ich muß endlich dezidieren, so ist es absolut notwendig, daß ich selbst eine Meinung fasse von der Depesche und mich nicht allein verlasse auf andere, welches sonst würde der Fall sein müssen, und verzeihe mir, wenn ich befürchte, daß Du nicht immer alle Depeschen selbst liesest, sonst, nach meinem Begriff, die status quo zwischen Euer Ministerium und die österreichische ist nichts weniger als so befriedigend, als Du es mir hier schreibst. Ich bitte Dich deswegen, erkläre mir dies deutlicher, denn bei Gott! keiner hat mehr am Herzen, daß Ihr beide Kabinette einverstanden sein solltet, als

---

[1]) Der hier fortgelassene Anfang enthält die Nachricht von der Geburt einer Enkelin und berührt mecklenburgische Angelegenheiten.

[2]) Schwarzenberg protestierte in einer scharfen Note vom 28. Nov. gegen den preußisch-deutschen Bundesstaat und den nach Erfurt berufenen „Deutschen Reichstag", (s. Aktenstücke betr. das Bündnis v. 26. Mai und die deutsche Verfassungsangelegenheit, Berlin (1849), II, 2, 4). Gleichzeitig zog Österreich in Nordböhmen Truppen zusammen und verhandelte mit Sachsen über einen Einmarsch im Falle revolutionärer Haltung der Kammern „unter ausdrücklicher Ausschließung jeder preußischen Kooperation"; vgl. Gerlach I, 387 ff.; Friedrich Wilhelm an Friedrich August vom 5. Dezember 1849 bei Kretschmar a. a. O. S. 249 ff.

ich es tue, und Du weißt in alle meine Korrespondenz seit 1½ Jahren mit Dir habe ich fest behauptet, daß die strengste Freundschaft sollte zwischen Euer beide Kabinette sein, ohne welche wir alle werden verloren und Du und Preußen nicht minder als wir anderen. Die einzige Rettung für Deutschland, glaube mir, ist dieses, und ich bitte Dich recht, recht ernstlich, denke über meine Worte und laß Dich nicht blenden durch falsche Ratschläge, welches kann nur zu Dein Unglück und Verderben führen.

Dein alter treuer Oheim

Ernst August.

9.

Hannover, den 6. August 1850 [1]).

Lieber Butt!

Ich bin erfreut, Dein Handschreiben[2]) wiederzusehen, da dieses ist mir ein sicherer Beweis, daß Du bist völlig geheilt von Deiner Blessur, welche, glaube mir, im Anfang hat mich sehr erschreckt, ja geängstigt; denn die erste Nachricht erzählte nur, Du warst blessiert durch eine Mordtat. Natürlich dieses verdoppelte meine Angst, da ich wußte nicht, wo und wie Du warst blessiert und ob es tödlich war oder nicht. Gottlob! daß Du bist so glücklich echappiert, und es ist nur durch Gottes Gnade, daß der Bösewicht hatte Dich nicht getötet, denn in diesen schrecklichen bewegten Zeiten kein Potentat ist sicher, und wenn ich sage dieses, glaube nicht, daß ich bin bange, aber wahrlich die Gemüter sind so aufgeregt und die gemeinen Leute so bearbeitet durch Demokraten und übelgesinnte Leute, daß es gibt keine Sicherheit mehr in dieser Welt; dazu sie gebrauchen alle Lügen und Empörendes, die Gemüter noch mehr aufzuregen. Ich war sicher, Du würdest teilen die Betrübnis, welche der plötzliche Tod meines Bruders [3]) mir brachte und welche nun, bin ich überzeugt, ist teils durch seine eigene Schuld, da er hat sich beinahe kaputt gemacht durch seine ewige Teilnahme an den

---

[1]) Zwischen Brief 8 u. 9 findet sich nur ein kurzes Schreiben Ernst Augusts vom 2. Januar 1850 über den Tod der Herzogin Friederike von Anhalt-Dessau (1796 — 1. 1. 1850).

[2]) Unbekannt. Friedrich Wilhelm IV. war am 22. Mai 1850 von dem ehemaligen Artilleristen Sefeloge in den rechten Arm geschossen worden.

[3]) Adolf, Herzog von Cambridge (1794 — 7. Juli 1850).

Charité-Versammlungen und alles, was dazu gehört, und in facto hat er sich übernommen. Darauf erkältete er sich, davon bekam er eine Art von Schleimfieber, welche es scheint sein Arzt hat nicht gut behandelt; er starb in dem Augenblick beinahe, daß ich erwartete ihn hier. Es ist wenigstens etwas ein Trost zu sehen, wie sehr er beliebt war und bedauert bei alle die rechtdenkenden Leute, und erlaube mir zu sagen, daß keiner verdiente es mehr, als er es tat.

Lieber Freund!, da Du in dem letzten Teil Deines Briefes schreibst mir, daß Dein Brief ist konfidentiell und ohne Wissen Deines Ministeriums, kannst Du versichert sein, es bleibt heilig bei mir, und keiner soll Kenntnis davon haben, und ich werde eben so offen, ehrlich und redlich meine Privatmeinung an Dich geben; und glaube mir, daß es wäre ein Glück, wenn Souveräns wollen mit einander kommunizieren und nicht sich bloß führen lassen durch ihre Minister; wenigstens ich handle ganz anders, verzeihe mir, als Du scheinst mir zu tun. Ich erlaube keinen wichtigen Punkt deliberiert zu sein ohne in meiner Gegenwart, d. h. was mit fremden Mächten angeht, und weil ich erkenne und behaupte, daß zwischen alles, was ich jetzt habe, es gibt kein Einziger, den ich erkenne als einen Staatsmann. Sie können vielleicht in Zeit, wenn sie lange bei mir sind und ich lebe lange genug, es werden, aber anjetzo sind sie weit entfernt davon. Die meisten haben keine Erfahrung, und was ist das Schlimmste und doch das Notwendigste, sie haben keine Menschenkenntnis, was ist höchst notwendig in dieser Welt. Dieses habe ich glücklicherweise durch sehr lange Erfahrung und erzogen unter meinem seligen Vater[4]), der einer der gescheutesten Staatsmänner war und da er so viele Jahre hatte solche eminente Staatsmänner in seinem Dienst als Lord Butt, North, Pitt, Wellesley[5]), welcher letzterer hat mir öfter gesagt, daß er hat nie in seinem langen politischen Leben je eine, der so klar, bestimmt und geschwind verstand die Geschäfte, die ihm vorgelegt waren, als der König; alles dieses hat mir in den beinahe 40 Jahren, daß ich Geschäfte treibe, eine gute Schule verschafft. — Du beklagst Dich über das Benehmen meines Gouvernements wegen des Durch-

---

[4]) König Georg III. von England (1738—1820).

[5]) John Stuart, Graf v. Bute (1713—92); Lord Frederik North, Graf v. Guilfort (1733—92); William Pitt, Earl of Chatham (1708—78); Sir Arthur Wellesley, Herzog v. Wellington (1769—1852).

marsches der badischen Truppen, gegen welche ich habe mich geweigert[6]); hierin sind meine Herren völlig schuldlos, und in dem Conseil, wo ich selbst präsidierte, behauptete ich, daß nachdem ich hatte protestiert gegen alle ihre Kontrakte mit andern Gouvernements über ihre Truppen, und besonders nach dem Benehmen des Herzogs von Braunschweig[7]), so deklarierte ich, daß, als ich mich stütze auf die Militärbundesakte, die fest unterschrieben war in 1817, so konnte ich nicht erlauben, diese Truppen durch mein Land, ohne meine Prinzipien aufzugeben. Und so lange als ich hatte so eine wichtige und feste Grund als 1815 mich zu halten, ich konnte unmöglich aufgeben dieses Prinzip; so bekenne ich mich hierin als der Schuldige und wolle es nicht auf andere Schultern legen. Ich bin nie voreilig in meiner Dezision und nehme mir Zeit, alles ruhig zu überdenken; alsdann ich bestimme, und wenn die Herren wollen nicht nachgeben, so müssen sie weg. Denn ich behaupte, daß als Souverain ich bin verantwortlich für die Sicherheit und das Wohl des Landes, und die Idee von Responsabilität der Minister kann nicht größer sein als die von Souverains selbst, der von Gott, dem König der Könige, ist angestellt, sodaß sie wissen alle, daß ich lasse mich nicht von meinem Prinzip wegführen. Erlaube mir zu sagen, sie selbst haben nach meiner Idee keinen einzigen Staatsmann zwischen alle den ihrigen, und der beständige Wechsel in den Prinzipien, die ich täglich bemerke, kann mir nicht großes Zutrauen in diese Herren geben. In diesem Augenblick, nach meiner Ansicht, stehen wir in der größten Gefahr, und wenn Österreich und Preußen sich nicht verstehen oder wollen nicht die Hände bieten, so wird allgemeines Unglück folgen. Keiner hat mehr bestrebt, Deutschland zu vereinigen, als ich es stets getan habe und werde stets so handeln.

---

[6]) Preußen hatte sich am 25. Mai mit Baden dahin geeinigt, seine nach der Revolution von 1849 neuformierten Truppen zu ihrer inneren Reorganisation in preußische Garnisonen zu verlegen. Nach obigem Brief hat Hannover, wie Österreich Ende Juli 1849 den Durchzug der badischen Truppen durch den Rayon der Bundesfestung Mainz (vgl. Meinecke, Radowitz S. 442), so auch seinerseits den Badenern das Betreten des hannoverschen Gebietes verboten. Ebenso scheint Hannover wie Österreich unter Berufung auf die alte Bundeskriegsverfassung gegen die preußischen Militärkonventionen mit Braunschweig und Koburg protestiert zu haben.

[7]) Vgl. den folgenden Brief, unten Seite 171.

Du wirst mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß in allen meinen Briefen habe ich mich immer ausgesprochen für ein Deutschland, welches hiedurch allein kann seinen Wert und Kraft behaupten, aber die tolle Idee von Nord- und Süddeutschland, keiner wird sich mehr dagegen wehren als ich. Dieses habe ich Dir in allen meinen Briefen behauptet und deklariert.

Du hast recht schweren Verlust erlitten durch den Tod des armen Rauch [8]), der Dir so treu ergeben war, liebte Dich so unaussprechlich und sagte Dir die reine Wahrheit über alles. Ob Du keinen Minister schickst hieher, dependiert von Dir[9]), aber ich habe gar keine Idee, den meinigen zurückzuberufen; denn ich habe kein und will kein Rix mit Preußen haben, aber ich kann nicht einer Politik folgen, welche in meiner Seele ich kann nicht approbieren.

Ich hoffe, lieber Freund, ich habe Dir nun mein Herz ausgeschüttet, und ich verlasse mich eben so fest auf Dein Nichtzeigen dieses Briefes, als Du kannst versichert sein von mir, und sei versichert, daß niemals wird meine persönliche und treue Anhänglichkeit für Dich und alles, was Dir gehört, aufhören und bleibt unerschütterlich. Ich bitte meine besten, aufrichtigsten Grüße an Elise, die ich verehre über alles, und vergiß nicht Deinen

alten treuen Oheim

Ernst August.

10.

Hannover, den 6. November 1850.

Lieber bester Freund und Neffe!

Ich habe gestern Deinen Brief [1]) erhalten, und es tut mir herzlich leid, daß ich bemerke darin, daß Du hast übel genommen, daß ich Deinen vorigen Brief nicht beantwortet habe. Da Du weißt,

---

[8]) Friedrich Wilhelm v. Rauch, General und Generaladjutant (geb. 1790, † 9. Juni 1850).

[9]) Der preußische Gesandte v. Bülow war im März 1850 zwar nicht abberufen, aber auf unbestimmte Zeit beurlaubt worden, s. Gust. Stüve, a. a. O. II, 422.

[1]) Geschrieben am 4., datiert vom 5. Nov. (Gerlach I, 553), gedruckt bei Poschinger, Preußens auswärtige Politik, Band I, 9 ff., überbracht durch den Flügeladjutanten v. Manteuffel; vgl. auch Hassel II, 1, 133.

ich bin nicht nur sehr prompt in Antworten von Briefen und besonders der Deinigen, ich hoffte, daß Du hättest soweit geglaubt das, was besonders war der Grund dieser anscheinenden Nachlässigkeit, welche ich will Dir nun beweisen. Dein Brief war vom 15. v. M. in Antwort des meinigen auf Deinen Geburtstag, welchen Du hattest die Güte noch den nämlichen Abend am 15. aus Paretz mir zu beantworten[2]). Diesen Brief erhielt ich am 16., wo leider, wie Du jetzt weißt, ich war in höchster Aufregung und Zänkerei mit dem vorigen Ministerio und nachdem ich seit den letzten 3 Monaten hatte beständige Konflikte damit, kam es zum Ausbruch[3]). Wenn diese Herren vergessen alle Schicklichkeit, allen Respekt gegen ihren König und Herrn und hatten die Frechheit, mir einen Brief zu adressieren, unterschrieben von allen, mit Propositionen[4]) auf eine Art, die mich so aufbrachte, daß ich sie sogleich entließ. Denn wäre ich ein Narr genug, mich darein zu lassen, war ich, statt König zu sein, statt ihr Herr zu sein, ihr Diener, und die wahre Monarchie war weg. Darauf jagte ich sie weg, und dieses hat mir unglaubliche Geschäfte und Mühe gegeben, um ein neues zu formieren, das ich glaubte konnte die Regierungsgeschäfte führen ohne Schaden für das Land und doch hindern alle die radikalen Projekte des letzten. Denn ungeachtet ich gestehe Dir, viele Projekte von ihnen sind mir sehr zuwider, doch bin ich weit davon, einen coup d'état zu machen oder alles umzuwerfen; nur zu modifizieren und so viel, wie ich kann, das Gift wegzunehmen. Die beständige Plage, der Verdruß, den ich seit vorigem Juli mit diesen Herren durchgemacht habe, hat meine Gesundheit sehr mitgenommen und natürlich meine Kräfte, sodaß in dem Augenblick, daß Dein Brief hier ankam, war ich nicht imstande, ihn sogleich zu beantworten; denn nicht nur hatte ich in dem Augenblicke kein Ministerium, aber noch die Schwierigkeit, ein solches zu formieren, welches mit mir harmonierte. Gott gebe seinen Segen zu dem jetzigen, wenigstens soweit ich jetzt sie beobachtet habe, hoffe ich, alles wird gut gehen.

Nun, lieber Freund, hoffe ich, daß Du wirst nicht länger vermuten, daß ich wollte nicht schreiben und habe gegen Dich gefehlt,

---

[2]) Ernst Augusts Schreiben vom 14. Oktober, ein ziemlich formeller, französisch abgefaßter Geburtstagsbrief, ist hier fortgelassen. Friedrich Wilhelms Antwort vom 15. ist unbekannt.

[3]) Am 16. Oktober reichte das Ministerium endgültig seine Entlassung ein; sie wurde am 26. bewilligt; vgl. Gust. Stüve a.a.O. II, 443 ff.

[4]) Ebenda S. 444.

welches würde mich sehr kränken, da, wie Du weißt, ich habe das feste Prinzip, daß man kann in Politik die Meinungen differieren, und doch dieses sollte nie in Privat- und Personalgefühl Einfluß haben, welches bei Gott! bei mir nie der Fall ist, und nach einem politischen Leben beinahe von einem halben Jahrhundert, das ich leider geführt habe, kann ich behaupten dieses Prinzip. Ich gestehe Dir, daß seit 1848 und alles, was von der Zeit an stattgefunden hat allerwärts, hat mir viel Angst und viele trübe Stunden verursacht, und mein einziges Bestreben war, mein Möglichstes zu tun, um die verschiedenen Meinungen und Ansichten wenn möglich zu vereinigen, welches, Gott weiß es, war nicht so leicht zu tun. Im Anfange dieser Begebenheiten war unsere Korrespondenz häufiger als zuletzt, und glaube mir, daß dieses hat mich sehr bekümmert, indem meine Gefühle und Liebe für Dich sind ebenso treu und warm, als sie waren seit Anno 1813, wo ich Dich zum ersten Male kennen lernte in Töplitz. Meine Ansicht wegen Deutschland war stets und bleibt immer die nämliche, daß, wenn Deutschland bleibt uniert zusammen, es immer ein mächtiger Staat ist, aber alle Trennungen, Divisionen pp. müssen es schwächen, und Deutschland ist verloren; hierbei bleibe ich fest und unbeweglich in dieser Meinung. Verzeihe mir, daß ich Dir so offen, so klar und bestimmt meine Meinung gebe, aber ich bin Dir sowohl als mir selbst schuldig, Dir meine Gefühle auszudrücken. Verzeihe mir also, wenn ich hier meinen dezidierten Widerwillen gegen Deine Union ausspreche, welche kann nie zu etwas Gutem führen, aber im Gegenteil nur Deutschland schwächen, welches, wenn wir alle fest und treu beieinander bleiben, wir würden imstande sein, allen Attacken zu widerstehen; aber dieses einmal gebrochen, so sind wir schwach, und von diesem Gesichtspunkte ausgehend, habe ich stets mich bemüht, und Du mußt mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß alle meine Briefe an Dich sagen das nämliche; deswegen habe ich und werde ich immer gegen zwei Deutschlands streben.

Leider Gottes seit den letzten 2 oder 3 Jahren haben wir in allen Gouvernements mehr oder weniger Doktrinäre gesehen und weniger Staatsmänner, da jeder Professor und Gelehrte glaubt sich ein Staatsmann, aber wie wenige haben sich würdig gezeigt, so genannt zu werden, und ich bin überzeugt, daß, nachdem Du hast ruhig überdacht, was ich hier sage, Du mußt gestehen, ich habe Recht! Daß ich ganz unparteiisch bin, beweise ich Dir, indem ich Dir nicht

leugne, daß Österreich sowohl als Preußen hätten sich früher und leichter verständigen können. Aber Gottlob! haben wir endlich Hoffnung, daß dies geschehen ist, und dieses ist absolut notwendig für die allgemeine Rettung und den Wohlstand Deutschlands.

Nun lieber Freund, hoffe ich, daß ich mich klar entschuldigt habe, daß ich Deinen Brief nicht beantwortet habe, als ich hätte sollen, und nur Unmöglichkeit und die bedrängte Lage, worin ich war, können leider mich nur entschuldigen.

Mit Freuden habe ich erfahren, daß eine Annäherung zwischen Österreich und Preußen hat stattgefunden in Warschau[5]), und die Notwendigkeit, daß Ihr beide Monarchen fest und treu zusammen haltet, ist allein die Sicherheit von Deutschland und alles Dazugehörige. Voll von diesem Eindruck habe ich immer gehandelt, und stets wird es meine Bestrebung sein, denn wenn ihr beide Großmächte wollt Euch von einander teilen, so muß die Konsequenz sein, daß die größeren und stärkeren Deutschlands sind verloren, deswegen war ich und bin immer gegen das, was heißt Eure Union. Deren Absicht, ob Du es so angesehen hast oder nicht, weiß ich nicht, aber es zeigt mir deutlich, daß früher oder später wir werden, als es war, mediatisiert; und was bei mir meine Dezision verursacht, war der Vertrag zwischen Preußen und Braunschweig[6]), welches natürlich ich nicht nur empfand, aber mein ganzes Land mit teilte; denn es hat hiedurch nicht nur seine agnatischen Rechte gebrochen, aber nachdem, daß der Herzog mir auf eigenen Antrieb versprach, er wollte mit mir in alles gehen, und heimlich entrierte in seinen Vertrag mit Preußen, hat er es komplett verdorben mit mir, und was schlimmer ist, dieses ist das allgemeine Gefühl hier. Neutre konnte ich nicht bleiben, also mußte ich mich für meine eigne Rettung entschließen, auf eine oder die andere Art zu verständigen, und also, als die Proposition kam aus Wien, den Bund in Frankfurt zu etablieren[7]), so habe ich mich dazu verständigt, und je mehr daß ich dieses überlege, bin ich fest überzeugt, daß, um Deutschland aufrecht zu halten und wieder Kräfte zu geben, sollten wir alle miteinander ehrlich und treulich uns durch verbinden.

---

[5]) Graf Brandenburg hatte in Warschau mit Russen und Österreichern in der zweiten Oktoberhälfte verhandelt, s. Friedjung a.a.O. II, 1, 82 f. und Meinecke, Radowitz S. 471 ff.

[6]) Vom 1. Dez. 1849; Text s. Deutsche Chronik 1849, S. 389 ff.

[7]) Durch die Zirkulardepesche v. 26. April 1850, s. Hassell II, 1, 117.

Natürlich meine ich garnicht hiedurch zu behaupten, daß nicht große Modifikationen und Verbesserungen nötig sind, aber diese können nicht geschehen ohne die Einwilligung von allen Parteien, und dieses scheint mir das einzige Rettungsmittel, der Revolution ein Ende zu machen, denn so lange wie auf einer Seite der Bund in Frankfurt steht und die Union auf der andern, werden diese beide nur encouragieren Revolution und Radikalismus in der Welt.

Verzeihe mir, lieber Freund, daß ich Dir so offen meine Meinung gebe, aber Du wirst mir kein Zutrauen geben, wenn ich Dir verhehlte meine Meinung. So die beiden unglücklichen Fragen nun in Agitation, ich meine Schleswig-Holstein und Hessen, können nur arrangiert werden, wenn Österreich und Preußen und wir alle handeln Hand in Hand, kooperieren. Beide Fragen sind nach meiner Ansicht pure deutsche Sachen, und die andern Mächte haben, oder um klarer mich auszudrücken, keine Befugnis oder Recht, sich darin zu melieren, da es ist ganz deutsch. Die Konfusion in Hessen ist eine solche, daß es scheint mir, daß allein Deutschland es in Ordnung bringen kann, und es gehört ganz Deutschland zu dezidieren, was jetzt geschehen sollte. Nach meiner Überzeugung sollte keine einzelne Macht es auf sich nehmen, dieses zu tun ohne die Zustimmung und die Einwilligung aller deutschen Regierungen, und es gehört nicht Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover oder Württemberg zu agieren, ohne die Einwilligung aller deutschen Souveräne, und um diesem Gewicht und Autorität zu geben, sollten wir Alle uns an den Bund in Frankfurt schließen; dieses ist meine wahre Gesinnung, nicht ohne Überlegung gefaßt und als solche meine feste Entschließung.

Daß Du wieder einen Minister schickst, dafür bin ich Dir sehr dankbar, und ich hoffe, daß durch diesen alle Mißverständnisse beseitigt werden mögen. Du mußt am besten wissen, wem Du einen solchen Posten anvertraust, persönlich habe ich nichts gegen den Herrn von Schleinitz, nur da sein Herr Bruder ist Minister in Braunschweig[8]) und natürlich sehr verhaßt hier wegen des Beneh-

---

[8]) Friedrich Wilhelm schrieb in seinem Briefe vom 5. November (Poschinger a. a. O. S. 11): „Ich habe Frhr. v. Schleinitz bei seinem Abgang aus dem Ministerio schon vor Monatsfrist wieder zu meinem Gesandten an Ihrem Hofe ernannt. Sobald seine Gesundheit es gestattet, die sehr eprouviert war, wird er sich Ihnen vorstellen". — Alexander Frhr. v. Schleinitz (1807—85) war am 26. September von seinem

mens des Herzogs, so weiß ich nicht, wie er hier konsideriert werden wird, da er hatte die Gewohnheit, von hier immer und ewig nach Braunschweig zu gehen. Ich sage Dir die reine Wahrheit, aber wenn Du glaubst, daß diese Ernennung gut sein wird, so habe ich nichts dagegen.

Ich glaube nun, daß ich Dich viel zu lange mit meinem kauderwälschen Deutsch unterhalten habe, besonders, da ich zwanzigmal wenigstens bin unterbrochen; wenigstens schmeichle ich mir, daß ich mich verständlich gemacht habe, und Du wirst hiedurch meine Redlichkeit erkennen, indem ich meine Gesinnungen und Gedanken Dir so offen vorlege.

In diesem Augenblicke erfahre ich die traurige Nachricht des Absterbens unsers würdigen Brandenburg[9]); einen größeren Verlust konntest Du und Preußen nicht haben. Er war einer von den rechtlichsten, gewissenhaftesten und treusten Deiner Diener und hat es klar am vorigen Sonnabend bewiesen, und ich habe keinen Zweifel, daß dieser letzte Conseil hat ihn sein Leben gekostet; denn nach alle dem, was ich gehört habe, soll er wie ein Mann und wie ein treuer Untertan geendet haben. Ich kann Dir nicht sagen, wie dieses mich afficiert!

Gott gebe Dir Glück, einen so treuen, aufrichtigen Präsidenten zu ernennen, wie er war, denn in einen solchen Mann konnte jedes Gouvernement Zutrauen haben.

Ich bin sicher, die liebe Elise, deren Hände ich herzlich in Gedanken küsse, wird tief diesen Todesfall fühlen. Zu verlieren zwei solche treue Diener, als Brandenburg und Rauch so kurz einen nach dem andern, ist wahrhaft fürchterlich.

Immer Dein alter treuer Freund und Oheim

Ernst August.

Posten als Außenminister zurückgetreten. Der braunschweigische Minister war sein älterer Bruder Wilhelm (1794—1856).

[9]) Der preußische Ministerpräsident Graf Brandenburg starb am 6. November abends. Der weiterhin erwähnte Ministerrat, der sich gegen die preußische Mobilmachung aussprach und auf Grund dessen Radowitz seine Entlassung nahm, fand Donnerstag, den 2. November, statt; vgl. Poschinger, Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Frhr. v. Manteuffel, Berlin (1901), Band I, S. 297 ff.

11.

Hannover, den 8. November 1850.

Lieber bester Freund und Neffe!

Ich habe erhalten Deinen Brief vom 7.[1]), welchen ich will mein Möglichstes tun zu beantworten; aber es hat mich betroffen, wieder krank auf dem Rücken zu liegen.

Herzlich leid tut es mir, daß Du findest Dich beleidigt durch das Wort „mediatisieren“ [2]). Gott bewahre mich, daß ich kann Dir so unrecht tun, für einen Augenblick zu vermuten, noch minder zu glauben, daß Du wärst kapabel, einen so gräßlichen Akt zu autorisieren; aber Du mußt mir verzeihen, wenn ich hier abstrahiere Dein Ministerium und ihre Akta, so daß hierin hoffe ich mich bei Dir entschuldigt zu haben.

Wegen Hessen war es mir platterdings ganz unmöglich in meine Hände zu nehmen [3]), da ich einmal, wie ich in meinem letzten Briefe gesagt, mich habe an den Bundestag geschlossen, c'est un fait accompli, und als ein ehrlicher Mann und rechtlicher Mann, für welchen ich mich ausgebe und habe mein ganzes Leben lang nie anders gehandelt, ist es platterdings unmöglich für mich, hier herauszutreten, ohne Schande und Scham auf meinen Kopf zu bringen, und da ich fest überzeugt bin, daß in diesem Bund allein ist Rettung und Sicherheit künftig für ganz Deutschland, so muß ich fest daran halten.

Daß ich mich nicht in die hessischen Sachen melieren wollte, beweist Dir, wie ich alles vermeide, um im geringsten Preußen zu offendieren, und dieses beweist Dir, wie treu und redlich ich es mit Dir meine.

Da ich nicht völlig weiß alles, was in Warschau dezidiert und abgemacht ist zwischen Preußen und Österreich, ist es mir unmöglich, über das Benehmen des Fürsten Schwarzenberg ein Urteil zu fassen. In allen meinen Verhandlungen schien er mir offen und redlich zu handeln, und als ich ihn schon lange kenne, ich kann mich nicht dazu bringen zu glauben, daß er anders ist, wie er war.

Ich bitte Dich auf meinen Knien, vorsichtig zu sein, und bedenke, wenn Krieg bricht aus zwischen Preußen und Österreich, daß

---

[1]) Unbekannt.

[2]) Vgl. den vorigen Brief.

[3]) Der König verharrte in dem österreichisch-preußischen Streite in unbewaffneter Neutralität, s. Hassell II, 1, 130 und 134.

ein ganzer europäischer Krieg wird die Folge sein, welcher kann alles vernichten.

Verzeihe, daß ich kann Dir nicht mehr schreiben, denn ich kann kaum meinen Kopf aufrecht halten.

Tausend Schönes an die teuerste Elise, die ich fürchte wird tief fühlen den harten Schlag des Todes des exzellenten Brandenburg, welcher jeden, der ihn kannte, muß tief ergreifen.

Ich verbleibe immer

Dein treuster Freund und Oheim

Ernst August.

12.

Hannover, den 23. November 1850.

Lieber Freund und bester Neffe!

Nostitz kam hier vorgestern glücklich an, und Du konntest mir keinen stärkeren Beweis von Freundschaft geben, als ihn als Deinen Gesandten ausgewählt zu haben[1]). Glaube mir, und ich bin völlig überzeugt, daß es sollte immer ein Hauptgrundsatz in jedem Gouvernement sein, einen Gesandten zu wählen, den kennt der Chef des Gouvernements, wozu er bestimmt ist, und ich bin fest überzeugt, daß viel Unangenehmes zwischen beiden Gouvernements würde nie stattgefunden haben, wenn Dein Repräsentant Nostitz gewesen wäre.

Du beklagst Dich, daß ich zweimal versäumt habe, die Passage in Deinen Briefen zu beantworten wegen meines Votum für Frieden. Mein Gott! habe ich Dir nicht die allerklarsten Beweise gegeben von meinen friedlichen Gesinnungen? Habe ich einen einzigen Mann nach Hessen marschieren lassen? Ungeachtet, daß man wollte, ich sollte ein Korps dahin marschieren lassen. Aber keine Seele von mir hat einen Fuß in das Hessenland gemacht, und ein kleines Kommando von 3 Bataillons, die ich gleich an der Grenze aufstellte[2]), um zu prävenieren, daß Vagabunden herüberträten, hat den striktesten Befehl erhalten, keinem Manne Urlaub zu geben, über

---

[1]) Preußischer Gesandter in Hannover wurde nicht, wie beabsichtigt, Schleinitz (vgl. den vorigen Brief), sondern der General der Kavallerie Ferdinand v. Nostitz (1777—1866).

[2]) Vgl. Hassell II, 1, 124.

die Grenze zu gehen. — Bei mir ist noch alles in statu quo, und zur Stunde hat noch keine Mobilisierung stattgefunden[3]). Sind dieses nicht die größten Beweise meiner Friedseligkeit? Glaube mir, lieber bester Butt, daß ich daran mit Schrecken denke, sollte unglücklicherweise Krieg zwischen Österreich und Preußen stattfinden. Ich kann es nicht und will es nicht glauben, und mit Freuden habe ich gelesen Deine Rede an die Stände[4]).

Einen Krieg zwischen Deutschen und Deutschen kann ich nicht als einen Krieg ansehen, sondern als einen Bürgerkrieg, den gräßlichsten und widerwärtigsten, den ein Mensch nur denken kann, und ist nur ein Vorteil für die Demokraten und Radikalen, die es insgeheim aufhetzen. Ich weiß nicht, wie es bei Euch ist, aber hier sind es die Juden, Gelehrten, Pamphletisten und solche Leute, die ihr Möglichstes tun, auf die armen Teufel zu wirken und ihre Köpfe zu verdrehen. Du kannst sicher sein, daß ich nie werde zum Kriege votieren, und wenn genötigt, so werde ich es sehr ungern tun und nur, wenn ich es nicht verhindern kann. Als ich glaubte notwendig, in anno 1848 und 1849 Holstein Hülfe zu geben, tat ich es gern, aber da einmal Friede gemacht war, kann ich nur ansehen als Rebellion Holstein gegen seinen König[5]), und es scheint mir doppelt notwendig, diesen baldmöglichst ein Ende zu machen, und je früher die Truppen bestimmt sind, die dorthin marschieren sollen, desto besser, und wäre es nicht möglich, alle diese holsteinische Armee, die von Aventuriers aus allen Nationen komponiert ist, sie an die Franzosen zu geben, um sie nach Algier zu schicken? Denn sonst werden wir lange Zeit noch allerwärts Detachements haben, um gegen dieses Zeug uns zu bewahren.

Ich hoffe nun, lieber Freund, daß ich habe Dich überzeugt von meinen friedlichen Gesinnungen und daß wir werden alle bald im-

---

[3]) Der König hatte vielmehr infolge innerpolitischer Schwierigkeiten sein Heer reduzieren müssen, s. Hassell a. a. O. S. 119 ff.

[4]) In der Thronrede zur Eröffnung der preußischen Kammern am 21. November hieß es u. a.: „Wir suchen nicht den Krieg, wir wollen niemandes Rechte schmälern." . . . „Ich hoffe, daß unsre Erhebung genügen wird, unser Recht zu wahren; sie ist, wenn dieses erreicht wird, gefahrlos für die Ruhe von Europa . . ." (S. Deutsche Chronik 1850, S. 137.)

[5]) Trotz des zwischen Dänemark und dem Könige von Preußen am 2. Juli 1850 geschlossenen Friedens setzten die Schleswig-Holsteiner den Kampf fort.

stande sein, uns wieder zu begegnen, denn es ist mir eine wahre Pein, Euch alle nicht zu sehen und nicht auf dem alten Fuß zu sein, denn mein Herz und meine Gesinnungen sind unverändert.

Tausend Schönes an die liebe Elise.

Dein treuer Oheim

Ernst August.

13.

Hannover, den 19. Dezember 1850.

Lieber bester Freund!

Nun schreibe ich Dir mit frohem leichtem Herzen, da es scheint, wir werden endlich Frieden und Ruhe in der Welt haben, und es gibt Hoffnung, daß Deutschland endlich wieder zum Verstande gekommen ist. Denn ich gestehe Dir, der Gedanke an einen Bruderkrieg war mir gräßlich. Gott gebe, daß die freien Konferenzen in Dresden[1]) mögen gut ausfallen; ich hoffe es wenigstens, und ich habe mein Möglichstes dazu beigetragen, indem ich eine Wahl gemacht habe von meinem Minister von Münchhausen als Kommissär, und sein Remplaçant, wenn es zu lange dauert, den Schele, den Du kennst, beide ausgezeichnete, ruhige, verständige und verträgliche Menschen [2]). Ich kann Dir nicht genug gratulieren über die Ernennung Deines ersten Ministers von Manteuffel [3]); persönlich leider kenne ich ihn nicht, aber von alle dem, was ich von ihm gehört und gelesen habe von seinen Reden, muß ich Dir gestehen, er scheint mir der Mann, der auf seinem Platze ist. Ich kann von eigner Erfahrung leicht mir vorstellen alles, was in Dir passiert ist in den letzten Wochen, da ich selbst habe eben solche Auftritte gehabt hier bei mir; Gott allein hat mir beigestanden und mir die Kräfte gegeben, den Entschluß zu nehmen, den ich genommen habe, und

---

[1]) Nach der zwischen Schwarzenberg und Manteuffel am 29. Nov. abgeschlossenen Olmützer Punktation sollte die endgültige Regelung der zwischen Österreich und Preußen bestehenden Streitpunkte in „freien Konferenzen" aller deutschen Regierungen zu Dresden erfolgen.

[2]) Alexander Frhr. v. Münchhausen (1813—86); Eduard Frhr. v. Schele von Schelenburg (1805—75), der spätere Vertreter Hannovers am Bundestag. Vgl. Hassell II, 1, 136.

[3]) Otto Frhr. v. Manteuffel (1805—82), seit dem 4. Dez. 1850 preußischer Ministerpräsident, vom 19. Dez. ab auch Außenminister.

soweit, wie ich anjetzo beurteilen kann, bin ich völlig zufrieden mit meiner Wahl [4]), denn wenigstens ich und mein Ministerium verstehen uns, und wir gehen Hand in Hand, denn wenn der Souverän und sein Ministerium nicht harmonieren, muß alles zum Teufel gehen.

Erlaube mir, Dir aufzudrängen einen Punkt, welcher von der größten Notwendigkeit ist und welcher hauptsächlich ein Grund war zu allen den Umtrieben der Demokraten, die, glaube mir, arbeiten noch im geheimen, nämlich Rücksicht auf die Bewachung der Ruhe, welche nur geschehen kann durch Truppen, und klar ist es, daß die letzten Einrichtungen nützen nichts, und deswegen sollte jetzt große Aufsicht haben, denn in dem jetzigen Zustand ist es unmöglich, daß die kleinen Potentaten, als Dessau, Bückeburg usw. können mit ihrer Handvoll sogenannter Truppen Ruhe in ihrem Lande aufrecht halten; hierzu müssen die größeren verpflichtet werden, und statt daß diese miserablen kleinen Korps länger geduldet werden, sollten sie aufgenommen werden und zu den Chefs der verschiedenen Korps eingeteilt werden, und dafür garnisonieren die Größeren diese Länder mit ihren Truppen, so daß nicht zu viele Verwandtschaft zwischen beiden in den Ländern existiert. Haben wir nicht erlebt, daß die Dessauer Truppen und die Altenburger, statt Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu halten, haben sich mit den Empörern vereinigt? [5]) Dieses scheint mir ein wichtiger Punkt, ohne Zeitverlust zu regulieren. Bei mir ist eine große Frage, ob wir sollten erlauben dem Hassenpflug, Anteil zu nehmen an den freien Konferenzen [6]), da er ist unstreitig hauptsächlich der Grund von allen den verfluchten Geschichten in Hessen, und er hat bewiesen klar ganz Deutschland, daß er nicht kapax ist, als Geschäftsmann aufzutreten.

Glaube mir, lieber bester Freund, daß meine Gesinnungen sind unveränderlich und daß keiner hat mehr am Herzen das Glück und die Wohlfahrt Preußens, als ich es habe, und daß in allem meinem Verfahren habe ich stets so gehandelt, als mein Gewissen und wie ich in meiner Seele glaubte, war für Euer Interesse, so daß alle

---

[4]) An die Stelle des Ministeriums Stüve-Bennigsen war am 26. Oktober das Ministerium Münchhausen getreten; vgl. Hassell II, 1, 131 und Stüves ausführliche Aufzeichnungen bei Gust. Stüve II, 417 ff.

[5]) Im Jahre 1848.

[6]) Hans Daniel Ludwig Friedrich Hassenpflug (1794—1862), kurhessischer Justiz- und Innenminister.

Mutmaßungen und Insinuationen anderer waren mir gleichgültig, da ich handle immer nach Selbstüberzeugung und niemals aus selbstsüchtigen Absichten. Ich lebe in der besten Hoffnung und bin überzeugt, wenn alle anderen handelten wie ich, redlich, ehrlich und treulich, viel Gutes würde hieraus entstehen, nur keine Intrigen oder Handeln unter der Hand. Ich habe ganz deutlich und klar meine Meinung gestern hier in dem Conseil ausgesprochen und habe wenigstens die Freude, bemerken zu können, daß nur Einigkeit regierte zwischen dem ganzen Ministerio, und dieses in einem Conseil, der beinahe 4 Stunden gedauert hat, so daß jeder konnte frei seine Meinung mitteilen, und ich schmeichle mir, daß Preußen sowohl als Österreich werden mit mir zufrieden sein.

Nun lieber Freund, muß ich Dir noch bemerken, daß die Wahl von Nostitz als Minister hier von Dir, glaub ich, ist für beide Teile sehr vorteilhaft [7]), und ich hoffe, daß Du finden wirst, daß er ebenso zufrieden ist mit den Gesinnungen, die er hier findet, als wir sind mit ihm.

Ich kann mir leicht vorstellen, wie viel leichter und glücklicher die gute Elise anjetzo ist, da alles wenigstens scheint uns wieder zu Ruhe und Frieden zu bringen. Ich küsse ihr die Hände recht zärtlich in Gedanken und verbleibe

Dein treuer Oheim

Ernst August.

14.

Hannover, den 1. April 1851.

Optime meus nepos,
et illustrissimus Rex Borussiae!

Dein Protégé Herr Schubert hat gestern mir hier durch Malortie[1]) Deinen Brief zukommen lassen; denn leider, Gott weiß es, wie!, bin ich seit gestern Mittag ganz miserable gewesen mit einer Halsentzündung und Krampfhusten, die mich 12 Stunden beständig torquiert haben. Aber gottlob! durch Fasten und diesen ganzen Tag ruhig im Bette zugebracht hoffe ich morgen auf den Beinen wieder zu sein. Und glücklicherweise, da der Herr Schubert ist willens, eine ganze Woche hier zuzubringen, so gedenke ich mich selbst und alle

[7]) Vgl. den vorigen Brief.
[1]) C. E. von Malortie, hannoverscher Oberhofmarschall.

Amateurs hier zu erfreuen mit einer ganzen Instrumentalmusik. Denn nach meinem Geschmack kann man nicht ein Violinkonzert genießen oder beurteilen, wenn nicht eine ordentliche Begleitung dabei ist, sodaß ich hoffe, Du wirst zufrieden sein mit meiner Antwort hierüber.

Nostitz, mit dem ich immer stets offen, klar und ohne Diplomatie spreche, hat Dir ganz richtig meine Meinung mitgeteilt, daß, wie die Sachen sind in Dresden, sie können unmöglich ein gutes Ende nehmen, und ich faßte diese Meinung, indem Schwarzenberg sowohl als Manteuffel haben einen großen Fehler gemacht, indem, als die Versammlung in Dresden zusammentrat und geöffnet war, diese beiden Staatsmänner hätten sollen klar und bestimmt die Prinzipien niederlegen, worauf das Fundament des künftigen Zustandes von Deutschland gebaut werden sollte und welches entweder diesen beiden Herren war nicht präpariert, um es vorzulegen. Dieses Verfahren, verzeihe mir, hat mir als sehr fehlerhaft erschienen, und da ich leider über 40 Jahre habe mit Anteil genommen in ähnlichen Geschäften, weiß ich, wie notwendig es ist, ehe man in die Details geht, daß man feste Prinzipien zur Basis legt, und nach meiner unmaßgeblichen Meinung hätten die beiden Herren dieses sollen klar und bestimmt vorgelegt und expliziert haben, und alsdann den Mitgliedern ihren Inhalt schriftlich gegeben mit der Aufforderung, in einigen Tagen wieder sich zu versammeln, nachdem sie hatten Zeit, dieses reiflich zu überlegen, und alsdann über die verschiedenen [Punkte] ihre Meinung und Deliberation in der Versammlung einander mitteilen, dieses scheint mir das eigentlich natürlichste und einzige Mittel zu sein, um weiter zu handeln, und sicherlich der einzige Modus, etwas Vernünftiges zustande zu bringen. Aber statt dessen ernannten sie 4 Kommissionen, was, wäre das andere geschehen, gebe ich zu, war richtig, und ich bin mit diesem proviso völlig einverstanden, aber hierzu mußten principia fest ausgesprochen werden, und alle die Kommissionen mußten in diesem Sinne ihre Arbeiten unternehmen und handeln.

Verzeihe mir, lieber Freund, daß ich so unbefangen und Dir so bestimmt meine Meinung gebe. Mein ganzes Bestreben von Anfang an ist gewesen, alles in meinen Kräften zu tun, um wieder Einigkeit in Deutschland hervorzubringen, und hierzu scheint es mir, daß Österreich sowohl als Preußen sollten nimmer und nie aus den Augen lassen eine gute Harmonie und Einverständnis mit den

4 Königen, denn die allein haben Mittel, ihnen noch mehr Kraft zu verschaffen. Leider in dem Kongreß in Wien war dieser große Punkt versäumt, und jeder vernünftige Mann kann nicht leugnen, daß der Plan, alle die kleinen schwachen Fürsten auf den nämlichen Fuß zu setzen und egaliter Stimmen und Vota zu geben auf jeden Entschluß, konnte nur zur Schwäche und Konfusion bringen. Wir haben seit 1848 klare Beweise von diesem. Sind nicht alle die Unruhen, Radikalismus pp. vorgebracht in ihren Ländern, wo sie selbst hatten nicht die moralischen Kräfte, sie sogleich zu unterdrücken? Habe ich nicht müssen 6000 Mann in 1848 nach Altenburg schicken? Mußtest Du nicht Massen von Truppen schicken nach den beiden Mecklenburgs, Dessau und Baden? Und nach diesen Begebenheiten wollen diese Herren noch immer fordern, daß sie wieder Deutschland in den nämlichen gräßlichen Stand zurückbringen wollen?

Dieses scheint mir wir sind gebunden, nicht nur für unsre eigene Sicherheit, sondern für den Frieden und Einigkeit Deutschlands uns zu bewahren. Deswegen approbierte ich komplett mit Dir Deine Propositionen wegen Einteilung von Deutschland in Kreise oder Gruppen, um alle Zweideutigkeit und dumme Propositionen zu vermeiden. Ich bin und werde immer ein determinierter Opponent [sein] zu einer rasenden Proposition, die zwischen einigen Staatsmännern lange Zeit herrscht, und welche ich bin völlig überzeugt, mußt Du, der stets für die Einigkeit und Kräftigung Deutschlands immer behauptet hast, nämlich die Division von Deutschland in Nord- und Süddeutschland; dieses muß natürlich nicht nur schwächen Deutschland, aber kreieren Animosität und Haß zwischen beiden, und wenn Deutschland nicht einig ist und hält fest zusammen, statt zu sein eine von den größten Mächten, wird es schwach und ohne Macht. Im Falle Preußen und Österreich finden es unmöglich, zustandezukommen in ihrer jetzigen Unterhandlung und Verfahren, und um der ganzen Geschichte nicht den Anschein einer Blamage zu geben, so müssen sie beide große Mächte mit uns Königen sich vereinigen und dadurch zeigen, daß wir wollen Einigkeit, Frieden und Kraft wieder in Deutschland finden.

Ich freue mich zu lernen, daß Du hast endlich den Entschluß gefaßt, einen Repräsentanten nach Frankfurt zur Diät zu schicken[2]),

[2]) Der hier vorauszusetzende Brief Friedrich Wilhelms ist unbekannt. — Diät = diète (Bundestag).

und ich hoffe hiernach werden die andern Deinem Exempel folgen, da dieses imponiert mehr auf die fremden Mächte wie alles, und Frankreich sowohl wie England werden hoffentlich danach sehen, daß wir fragen nichts nach ihrer Einwilligung oder Mißbilligung. Denn beide Länder scheinen mir in einer verzweifelten Lage zu sein und, wie ich höre, die Minister sowohl als Prinz Albert fingen an, mit Angst zu schwitzen über diese einfältig dumme Exhibition in London[3])! Ich bitte Dich, wenn Du hast Zeit, Dir vorlesen zu lassen die Rede eines der vorzüglichsten, gescheutesten und wahrlich Staatsmann, den wir haben, Lord Lyndhurst[4]), früher Lord-Kanzler, der ein komplettes Exposé vorigen Donnerstag im Parlamente machte über die Infamien, Komplotte und Menées der Exkommunizierten aus allen andern Ländern, die jetzt in London sind. Es ist wirklich ein Meisterstück, nicht nur als Rede, aber die Klarheit, womit er den Lords und Ministern vorgetragen hat den jetzigen Zustand in London. Ich bin nicht einer, der leicht sich zu Alarm gibt, aber ich gestehe Dir, ich möchte auf keinen Fall, daß die, die mir zugehörten, sollten sich der eminenten Gefahr aussetzen in diesen Zeiten. Briefe, die mir aus London zugekommen sind, melden, die Minister wollen nicht erlauben, daß die Königin und der große Urheber dieser Dummheit, Prinz Albert, sollen in London sein während der Exhibition[5]), und ich gestehe, ich bewundere Wilhelms Lust, sich mit seinem Sohne dorthin zu begeben[6]).

Über das, was Du erwähnst wegen Bayern, daß es sollte allein eine beständige Stimme haben, während wir andern Könige

---

[3]) Die Weltausstellung, die am 1. Mai eröffnet wurde.

[4]) John Singleton Copley, Baron Lyndhurst (1772—1863), damals Mitglied des Oberhauses.

[5]) Die Eröffnung der Ausstellung erfolgte in Gegenwart der *königlichen Familie*, s. *Königin Viktoria an König Leopold*, 3. Mai 1850, in Königin Viktorias Briefwechsel und Tagebuchblätter, Band II, 84 f. Noch am 24. Juni schrieb die Königin an Friedrich Wilhelm IV.: „Wir gehen fast täglich eine Stunde hinein . . ." (Brand.-Preuß. Hausarchiv).

[6]) Der Prinz von Preußen war im März von der englischen Königsfamilie offiziell zur Ausstellungseröffnung eingeladen worden und folgte dieser Einladung trotz Widerspruch des preußischen Ministeriums; vgl. Kaiser Wilhelms des Großen Briefe, Reden und Schriften, ausgewählt von Ernst Berner, Berlin (1906), Band I, Nr. 134, 139 f., 142 f.; Poschinger, Denkwürdigkeiten Ottos v. Manteuffel (Berlin 1901), Bd. I, 419 ff.; Nippold, Bunsen III. 184 f.

nur eine zusammen[7]), entre nous, scheint mir nicht nur unbillig im höchsten Grade, aber auch sehr entgegen dem allgemeinen Wohl nicht nur, aber besonders gegen die beiden Großmächte. Deren Interesse muß es sein, fest mit den andern Königen zu halten, welche natürlich eine solche Proposition muß schwächen und Uneinigkeit verursachen, da ich behaupte von Anfang an und täglich bestärkt bin in dieser Behauptung, daß nicht nur die beiden Großmächte, aber ganz Deutschlands Glück und Stärke dependiert von Einigkeit und Festhalten der Könige mit ihnen, und ich bitte Dich, reiflich und mit Bedacht diese Meinung zu überlegen, denn ein so klarer Kopf wie der Deinige kann unmöglich leugnen die Wahrheit dieser Behauptung.

. . . . . .

Ernst August.

15.

Hannover, den 13. April 1851.

Lieber Butt!

Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr die Nachricht des Todes unsers exzellenten alten Freundes Wittgenstein[1]) mich ergriffen. Ich sah ihn immer an als einen der treusten und ergebensten Freunde seiner Freunde und ergebensten Diener seines Herrn und Vaterlandes, als einen, in den Dein hochseliger Vater setzte sein größtes Vertrauen, und mit Recht. Leider zuletzt, wie ich höre, ward er sehr schwach, denn als ich ihn zuletzt sah in 1843, war er noch frisch und gesund. Er wird sicherlich beweint und regrettiert von allen denen, welche ihn genau kannten, und da leider ich selbst kann ihm nicht den letzten Respekt erzeigen, so schicke ich einen Adjutanten, um bei seiner Beisetzung gegenwärtig zu sein, und nehme also die Gelegenheit, mich in Dein Gedächtnis wieder zu bringen mit der Bitte, alles Schöne von mir an die liebe Elise zu sagen.

Seit meinem letzten Briefe an Dich scheint mir aus alledem, was ich aus Dresden erfahren habe, wenig oder nichts geschehen

---

[7]) So der Vorschlag des bayrischen Ministers von der Pfordten, vgl. M. Doeberl, Bayern und das preußische Unionsprojekt, München (1926), S. 78 und 166.

[1]) Wilhelm Ludwig Georg Graf (später Fürst) zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, geb. 1770, 1819—48 Minister des königlichen Hauses, starb am 11. April; vgl. über ihn Treitschke, Deutsche Geschichte II, 187 f.; Varnhagen, Tagebücher VIII, 135 f.; über seine Beisetzung ebenda S. 139.

zu sein, und ich befürchte immer, daß Nichts wird dort geschehen. Daß Preußen hat endlich beschlossen, einen Gesandten nach Frankfurt zu schicken, und hat es rekommandiert an seine Alliierten, es zu tun[2]), damit bin ich sehr zufrieden, aber mir ist es nicht ganz klar, was alsdann wird geschehen. Ich bleibe noch bei meiner Meinung, daß das einzige Mittel, das mir scheint es möglich zu machen, etwas Sicheres und Festes anzustellen, wird, daß Österreich und Preußen sich in genaues Verhältnis mit den andern Königen setzen, und da wir allein haben noch Kräfte und Mittel in den Händen, Ruhe und Ordnung in Deutschland aufrecht zu erhalten, so sollten wir uns verständigen und diktieren, was sollte geschehen sein, wozu erlaube mir zu sagen, daß, da wir nur allein in dem Stande sind, Ruhe und Ordnung zu halten, so müssen wir diktieren die Mittel dazu, denn es ist klar, daß die Kleineren haben nicht die Kraft und sind mehr oder weniger in den Händen der Übelgesinnten in ihren Ländern.

Die Ängste in England vermehren sich täglich, da diese dumme Schauzeit sich nähert, und die meisten großen Familien in London wollen sich deswegen aus dem Staube machen und sich auf das Land begeben, wenigstens solches ist der Inhalt der Briefe, die ich noch gestern am 10. aus London erhielt. Wellington hat alle seine Pläne, wie ich höre, schon in Bereitschaft, aber wenn man bedenkt, daß alle die Kanaillen, Spitzbuben und Desperaten des Kontinents werden kommen und vermehren die Bösewichter, die schon leider in England sind und dort erlaubt sind zu bleiben, ich gestehe Dir, es vermindert nicht meine Besorgnis.

Gottlob, Dein Oheim Wilhelm ist wiederhergestellt[3]), aber es hat uns viel Angst verursacht, und ich glaube nach alledem, was ich gehört habe, daß der Professor Schönlein[4]) allein hat ihn gerettet.

Ich verbleibe immer unverändert

Dein treuster ergebenster Oheim

Ernst August.

---

[2]) Friedrich Wilhelm hatte nach wiederholten Beratungen am 24. März die Anerkennung und Wiederbeschickung des Bundestages für Preußen und seine Bundesgenossen beschlossen, s. Poschinger, Preußens auswärtige Politik I, S. 136 ff.

[3]) Wilhelm, Prinz von Preußen (1783—1851), Bruder König Friedrich Wilhelms III., schon seit längerer Zeit krank, starb am 28. September 1851.

[4]) Johann Lukas Schönlein (1793—1864), Professor, Geheimer Obermedizinalrat, seit 1839 in Berlin Leibarzt des Königs.

16.

Hannover, den 16. April 1851.

. . . . . .

Ich freue mich, daß Du bist so völlig überzeugt von der kitzligen Lage, worin wir alle anjetzo stehen, und keiner fühlt es mehr als ich, und ich kann bei Gott sagen, daß dieser Gedanke herrscht bei mir Tag und Nacht, und ich bin immer auf meiner Hut. Ich bin völlig mit Dir einverstanden, daß alle Gouvernements sollten jetzt sehr wachsam sein, und es ist ein Unglück, daß die meisten Herren sind schwer zu persuadieren von der Notwendigkeit, starke Maßregeln zu nehmen. Ich verfehle nicht, Dir hierüber meine Meinung zu geben, aber mir scheint es sehr notwendig, daß, wenn die Herren Gesandten in Frankfurt ankommen, wir allgemein determiniert seien, um diese Volksversammlungen und besonders Volkspublikation zu unterdrücken. Eins von den schlimmsten Nestern, die es gibt anjetzo in Deutschland, ist die freie Stadt Bremen, und es ist eine Schande, daß der Magistrat dort nimmt nicht sehr starke Maßregeln mit dem p. Doulon, der nicht nur Redakteur von den 2 infamsten demokratischen Zeitungen, aber ist noch Prediger da, so daß er muß die ganze Generation verderben[1]).

Ich werde Dir nicht verfehlen, sogleich mitzuteilen meine Nachrichten über den Punkt der Anwesenheit oder Abwesenheit der Königin in London während der Exhibition. Privatbriefe, die ich habe, sagen mir, daß die Minister werden täglich bänger und daß einige schon gesagt haben, daß die Königin dürfte nicht in London bleiben, aber diese Dame hat einen verkehrten Kopf auf. Ich habe Dir ganz untertänig, aber frei und unumwunden meine Meinung über die unglückliche Idee Deines Bruders Wilhelm, mit seiner ganzen Familie zu der Zeit nach London zu gehen, mitgeteilt, denn wie leicht kann er insultiert werden[2]). Ich sollte denken, daß, wenn Du Dein Ministerium frägst, ob dieses nicht diesen Besuch bedenklich findet, als treue Diener werden sie und müssen sie unanimiter dagegen protestieren; dann kannst Du mit allem Recht und Billigkeit

---

[1]) Rudolf Doulon, seit dem Sommer 1848 Pfarrer der Liebfrauengemeinde zu Bremen, Herausgeber der „Tageschronik“ u. des „Wecker“. Vgl. über ihn „Die Gegenwart“ (Leipzig, 1851), Bd. 8, S. 240 f., 246 u. 248 f.

[2]) Vgl. oben Brief Nr. 14.

verbieten eine solche gewagte Reise, welche den Prinzen von Preußen unangenehmen Auftritten exponieren könnte. Jedermann weiß, wie unbegreiflich das Benehmen der Prinzessin[3]) gewesen ist und noch ist, und wie sie hat komplett ihre hohe Position vergessen, indem sie, wie alle Leute versichern, nur umgeht mit allem, was demokratisch existiert. Daß dieses muß wahr sein, da alle Personen, die vorigen Sommer am Rheine waren, erzählen Geschichten von ihr, die wirklich, wenn sie nicht von glaubwürdigen Personen kommen, man würde behaupten, wären fabriziert. Sie muß wirklich verrückt sein, verzeihe mir meine Bemerkung, aber da ich wirklich hänge an Preußen, seinen Interessen und Existenz, so kann ich nur Dir meine Meinung geben.

Indem ich wieder Deinen Brief[4]) gelesen habe, bin ich bestärkt in meiner unmaßgeblichen Meinung, daß es scheint mir unmöglich unter den jetzigen Umständen, daß Herr von Manteuffel und sein Ministerium könne anders Dir raten, als die Reise des Wilhelm und seiner Familie nach England zu verbieten, welches als König Du hast das Recht zu verlangen, und wäre ich in Deiner Stelle, ich würde es sicherlich tun. Ich höre, der Herzog von Koburg will auch hinreisen, und sein Umgang ist nicht sehr ratsam, da er soll totaliter verrückt sein in seinen politischen Prinzipien. Ich kenne ihn gar nicht, aber höre dieses von allen denen, die mit ihm gesprochen haben; denn sein Plan ist, sich zum König zu machen[5]). Du kannst überzeugt sein, ich werde nicht ermangeln, meinen Minister des Innern[6]) sehr kräftig anzureden, und es ist ein äußerst gut gesinnter Mann; überhaupt sie wissen alle, daß ich lasse mich nicht einschlafen gehen und lasse andere auch nicht einschlafen; sie kennen alle meine Prinzipien und müssen sich darin fügen, und täglich bekomme ich alle Polizeirapporte. Ich werde nicht ermangeln, Dir mitzuteilen

---

[3]) Prinzessin Augusta von Preußen, die spätere Kaiserin.

[4]) Nicht bekannt.

[5]) Herzog Ernst II. (1818—93). — Vgl. Chronik der Herzogin von Dino (Berlin, 1911), S. 259 (aus Berlin, 23. Febr. 1851): „Die Intrigen Bunsen-Koburg-Gotha schweben über allen. Der Prinz Albert, der seinen Bruder [Ernst II.] ohne Kinder sieht, hat eine Vergrößerung des Herzogtums Koburg u. die Bildung einer Art Königreich Thüringen für seinen 2. Sohn im Auge. Zur Erreichung dieses Zweckes wendet er alle erdenklichen Mittel an.“ — Alberts 2. Sohn Alfred, Herzog von Edinburgh (1844—1900) wurde 1893 Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha.

[6]) Dr. Lindemann, vorher Oberbürgermeister von Lüneburg.

alles, was ich von Wichtigkeit aus England erfahre, denn es ist platterdings notwendig, daß wir öffentlich einander bekannt machen, was uns alle jetzt so interessieren muß.

. . . . . Ernst August.

17.

Hannover, den 10. Mai 51. Abends.

Bester Butt!
Verehrtester König!

Die Freude, daß ich genoß die wenigen Tage, die ich in Deiner teuren Gesellschaft und Umgebung genoß [1]), hat mich neue Kräfte gegeben, und tief fühle ich alle die Freundschaft, die ich von so viel alten Freunden aus Berlin erfahren habe! Gott gebe, daß ich möge noch öfters Gelegenheit haben, sie noch zu sehen und mit Dir unsere Gedanken mit einander zu teilen, denn glaub mir, Du hast keinen treueren Freund wie mich und der es mehr am Herzen hat Dein Glück und Dein Wohlsein. Ich weiß, wie viel Du hast täglich zu tun, so daß ich will nicht länger Dich obsequieren mit meiner Schreiberei, außerdem bin ich heute abend dummer wie je, da ich habe von früh 9 Uhr an bis spät Nachmittags Vorträge und allerlei Unterredungen gehabt, welche nicht amüsant sind — mais hélas! il faut passer par là! Ich umarme Dich recht herzlich und danke Dir für alle Beweise Deiner Freundschaft und Fürsorge für mich während leider meines so kurzen Aufenthalts in Charlottenburg.

Dein treuster Oheim u. ergebenster Freund
Ernst August.

18.

Hannover, Palais, 1. Juni 1851.

Lieber bester Butt!

Deine Wünsche sollen erfüllt werden, nur rechne nicht als Ceremonie, wenn ich, um Raum zu kriegen und Platz zu machen für die Wagen, ein Kommando von einigen Grenadiers bei dem

[1]) Ernst August war am 2. Mai zu einer Familienfeier nach Schwerin gefahren, hatte dort Friedrich Wilhelm IV. getroffen und sich auf dessen dringende Bitte auf der Rückreise am 6. mit ihm nach Charlottenburg begeben, von wo er am 9. wieder in Hannover eintraf. Vgl. Hassell II, 1, 158; Malortie a. a. O. S. 161; Poschinger, Preußens ausw. Pol. I, 161; Gerlach I, 622 f.

Bahnhofe und bei der Entrée des Schlosses beordere, da sicherlich die Masse von Neugierigen wird gräßlich sein[1]).

Verwundert bin ich nicht, aber herzlich freue ich mich, daß die gestrige große Nationalfest[2]) ist so glücklich abgelaufen und daß die gute Elise war im Stande, die Schau beizuwohnen.

Tausend herzliche Grüße von mir an sie.

Dein treuer Dich erwartender
Oheim
Ernst August.

19.

Hannover, 8. 6. 51.

Lieber bester Butt!

Erlaube mir, wenn ich nur Worte finden kann, Dir noch einmal schriftlich auszudrücken meinen herzlichen Dank für Deinen herrlichen freundschaftlichen Besuch[1]), welcher nur leider leider zu kurz war, aber nicht weniger süß an meinem Herzen. Gott gebe, daß alles möge glücklich beendigt werden in Frankfurt, aber ich bleibe fest bei meiner Meinung, daß, um etwas Vernünftiges und von Bestand zu bringen, müssen die 6 Monarchen in Deutschland fest aneinander halten und sich nicht erlauben, diktiert zu werden oder kujonirt durch die Kleinern, die so bestimmt gezeigt haben, sie haben nicht in sich selbst die Kräfte, in ihren Ländern Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Ich bitte Dich, dieses recht deutlich an Ihren würdigen Minister Manteuffel zu imprimiren, welches ich habe ihm selbst in Charlottenburg nicht ermangelt zu sagen, und ich kann nicht genug Dir sagen, wie seine Gesinnungen mir gefallen, und in ihm glaube ich Du hast einen recht treuen passablen und kapablen Minister. Herzlich leid tut es mir, daß er hat Dich nicht hierher akkompagnirt, da er hat mein Herz gewonnen.

Mit der süßen Hoffnung, sich noch hier zu sehn, und noch mehr die, Dich und die teuerste Elise auch ein Paar Tage in Sans-

---

[1]) Friedrich Wilhelm kam zur Feier des 80. Geburtstags des Königs (5. Juni) nach Hannover, vgl. Malortie a. a. O. S. 178; v. Hassel a. a. O. S. 159.

[2]) Die Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen Unter den Linden am 31. Mai.

[1]) Vgl. den vorigen Brief.

souci mit Dir zuzubringen, empfehle ich mich bestens an Deine fernere Freundschaft! Gott segne Dich und alle Deine Taten.

Dein treuer Oheim

Ernst August.

20.

Hannover, den 13. Juli 1851 (beendigt am 14.).

Lieber Freund und Neffe!

Ich erhielt gestern durch Nostitz Deinen Brief vom 11. d. M.[1]), welchen er mir gab, als wir uns zu Tische setzten, und nach aufgehobener Tafel hatte ich erst Zeit zu lesen, welches ich natürlich mit der größten Aufmerksamkeit las, aber ehe ich konnte es sogleich beantworten, war es mir notwendig, alle die Papiere und Depeschen mir geben zu lassen und klar mir von allem das Gedächtis zu erfrischen, denn ich gestehe Dir, bei der Überhäufung von Vorträgen und Depeschen (ungeachtet Gott hat mir gegeben eine ziemlich gute memoria) ist es mir unmöglich, mich an alles zu erinnern, ohne mir das Gedächtnis zu erfrischen. Ich habe also diesen Morgen mir selbst vortragen lassen eine Repetition aller der Papiere, die referieren zu dem Punkte, erhoben in Deinem Briefe.

Ich bleibe fest bei der Meinung, welche ich Dir sowohl als dem Minister Manteuffel nahm mir die Erlaubnis auszudrücken, als ich so glücklich war, bei Dir in Charlottenburg zu sein[2]), und diese Meinung war und bleibt die Notwendigkeit in diesen Zeiten, daß die 6 Könige sollten fest zusammenhalten; aber hierzu ist es notwendig, daß eine beständige offene vertrauliche Kommunikation zwischen den Gouvernements existieren sollte, so daß, ehe irgend eine große Proposition vor den Bund gebracht wird, wir uns komplett verstehen, da in jedem Staate Rücksichten müssen genommen werden, da die Verfassung in jedem Staate ist nicht gleich, und deswegen durch eine solche vertrauliche Kommunikation wird man imstande sein, auf die eine oder die andere Art durch Vergleiche die Sache zurechtzubringen und dadurch allen Anschein von Uneinigkeit zu verhindern.

---

[1]) Unbekannt.
[2]) S. oben Nr. 17, Anm.

1. Wegen der Preßfreiheit[3]). Keiner kann erkennen mehr, als ich es tue, die absolute Notwendigkeit, Schranken der Preßfreiheit anzulegen, welche jetzt geht so weit, daß, wenn nicht etwas Bestimmtes geschieht, wird nie Frieden und Ruhe existieren können, da durch diese infamen Publikationen die Gemüter werden täglich mehr aufgeregt und nicht nur gegen die Gouvernements, Minister und auch Souveräns alles publiziert, um die Untertanen aufzuwiegeln. Mir scheint, da leider die Gesetze über diesen Punkt sind so verschieden in den verschiedenen Ländern, und da unglücklicherweise in den meisten Ländern die Zensur ist weggetan, welche es wird unmöglich auf gewöhnliche Art wiederherzustellen, dieses scheint mir nur von dem Bundestage geschehen zu können. Wenn die Zensur muß wieder gesetzmäßig eingeführt werden, welches ist eine Frage, die mir scheint sehr zweifelhaft, ob es wird geschehen können, wenigstens bis man so weit kommen kann, wird es vielleicht möglich, daß jede Publikation vorher an die Autoritäten gezeigt wird, damit diese alsdann deklarieren sollen, daß, wenn sie es publizieren, sie nicht nur ihre Kaution verlieren sollen, aber auch tüchtig bestraft werden. Ich sehe nur etwas in dieser Art kann geschehen, um die Gesetze in den verschiedenen Ländern nicht zu brechen. Ich bin nicht gelehrt genug oder prätendiere, Jurist zu sein, sondern muß diesen Punkt gelehrteren Männern übertragen; ich gebe Dir nur meine Meinung, überzeugt als ich bin von der Notwendigkeit, daß Mittel aufgefunden werden, womöglich die Übel zu kurieren. Wenn man sieht, daß eine Modifikation oder Verbesserung kann nicht stattfinden, dann hat man keine Wahl übrig, als die ganze Preßfreiheit zu vernichten.

Nun hoffe ich, wenigstens ich wünsche es mir, Dir klar meine Idee mitgeteilt zu haben.

Der zweite Punkt ist die Polizei[4]), und daß die Polizei muß wachsam sein und eine enge Verbindung bestehen zwischen der Polizei in den einzelnen größeren Staaten, scheint mir notwendig und ist auch immer von mir befördert. Aber ein anderes ist die Einrichtung

---

[3]) Preußen wünschte ein Bundespreßgesetz u. eine Bundeszentralpolizeibehörde. Vgl. dazu Poschinger, Preußens ausw. Pol. Bd. I, S. 163 ff. 180 u. 208.

[4]) Vgl. die vorige Anmerkung. — Die Neuordnung der Berliner Polizei unter dem Polizeipräsidenten v. Hinkeldey war am 1. April 1851 durchgeführt worden; vgl. Vossische Zeitung vom 3. April 1851 (Nr. 79), S. 3.

eines Zentralorgans, welches sollte Befehle geben können den einzelnen Regierungen und Souveränen und welches Du nie würdest anerkennen können und wollen gegen Dich selbst, sowie noch heute hier eingegangen ist eine Art Protest von Baiern gegen Einmischung in seine Polizei, und welches würde die Bundesversammlung machen zu einer Polizeibehörde mehr wie zu einem Bunde der Souveräns und mehr Skandal machen als Vorteil, denn ich glaube, daß man den Zweck würde erreichen können durch eine Polizeibehörde, welche in Frankfurt für den dortigen Senat errichtet würde und unter Aufsicht gehalten durch ein Mitglied, welches der Bund dazu mitbestellt.

Übrigens ist mir eine Mitteilung über die Absichten, wie ein solches Zentralpolizeiorgan sollte eingerichtet werden, noch nicht gemacht, und solange dies nicht geschehen, läßt sich kein bestimmtes Urteil fassen und keine Stimme abgeben.

Über die Sache mit der Bestrafung Deiner Soldaten durch die nassauischen Zivilbehörden[5]), scheint mir, muß ein Mißverständnis bestehen, denn mein Bundestagsgesandter, welcher ist Rapporteur gewesen in der Bundesversammlung, hat das Verfahren der nassauischen Behörden nicht für gerechtfertigt gehalten und beantragt, von Nassau Erläuterungen zunächst zu verlangen, was auch beschlossen ist, und ich weiß nur, daß der Oberst Bennigsen[6]) in der Militärkommission hat nicht gebilligt dies Einstreuen politischer Beziehungen in rein militärische Dinge und gefunden, daß die Sache mußte leidenschaftslos erörtert werden, aber nicht der Meinung ist, daß die Bestrafung des Militärs dem Zivil zustehen solle, was gewiß ein Unsinn wäre. Außerdem hat er gestimmt gegen mehrere Anträge des Grafen Waldersee[7]) über die Geschäftsführung in der Militärkommission, wonach diese sollte als ein Bundeskriegsministerium gelten, was sie nicht sein kann, da ihre

---

[5]) Das Nassauische Justizamt Höchst hatte mehrere preußische Soldaten, die sich an einer Schlägerei zu Ried bei Höchst beteiligt hatten, verhaftet u., statt sie an ihr zuständiges Kommando abzuliefern, mit Gefängnis bestraft. S. Bismarck, Die gesammelten Werke, Bd. I, S. 21, Anm. 2.

[6]) Ernst Karl Gebhard v. Bennigsen (1789—1869), Oberst u. Regimentskommandeur, hannov. Bevollmächtigter bei der Bundes-Militär-Kommission zu Frankfurt a. M.

[7]) Friedrich Graf v. Waldersee (1795—1864), Oberst, preuß. Bevollmächtigter bei der Bundes-Militär-Kommission. Vgl. über ihn Rochow an Manteuffel bei Poschinger, Preußens ausw. Politik, Bd. I, S. 214.

Grundlage ist die bundesmäßige Gleichstellung der einzelnen Staaten und eine Oberherrschaft des Präsidenten, oder eine Einrichtung, welche zu einer Spaltung führte in zwei Teile, kann ich nicht gutheißen.

Alles dieses, was ich Dir hier mitgeteilt habe, nehme ich aus den Akten und Depeschen, die mir aus Frankfurt geschickt sind und welche ich habe heute früh mit der größten Aufmerksamkeit mir vorlesen lassen, sodaß ich hoffe, ich habe mich von allen Vorwürfen freigemacht, daß ich gegen meine originellen Prinzipien gehandelt habe. Ich habe durch ein langes Leben immer offen gehandelt, und wenn nicht imstande, alle meine Wünsche durchzuführen, doch stets nie eines gesagt und alsdann mich herumgedreht, und immer suche, ob man nicht Mittel finden könnte, die Sachen zu vollziehen und das Mögliche zu tun, auf eine oder die andre Art die Sachen durchzusetzen; deswegen behaupte ich die Notwendigkeit, daß man sollte sich verstehen unter sich, ehe man die Sache in pleno vorbringt.

Ich bitte Dich, mich bestens an die liebe Elise zu empfehlen, und freue mich sehr zu hören, sie ist so wohl jetzt, ungeachtet des scheußlichen und schrecklichen Wetters.

Ich schicke Dir eine Zeichnung von der famosen Viktoriapflanze, welche leider Du hast hier nicht gesehen. Der Fürst Pückler[8]) hat Dir wahrscheinlich davon eine Beschreibung gemacht.

Dein treuer Oheim

Ernst August.

21.

Hannover, den 19. Juli 1851.

Lieber lieber Freund!

Es freut mich zu finden, daß Du nun völlig in Kenntnis bist, wie die Sachen wirklich stehen, und daß es scheint ein Mißverständnis nur zu sein, denn Du siehst, daß ich habe in Nichts meine Meinung verändert, welche ich Dir sowohl als Manteuffel mir die Freiheit nahm völlig vorzulegen, und glaube mir, daß, je mehr ich daran denke, je fester bin ich in meiner Meinung, worin ich froh

---

[8]) Hermann Ludwig Heinrich Fürst von Pückler-Muskau (1785—1871), Reiseschriftsteller und Gartenkünstler. Es handelt sich um die tropische Seerose Victoria regia im Berggarten zu Herrenhausen.

bin zu sehen: nous sommes d'accord. Ich hätte sogleich Deinen herrlichen Brief beantwortet, welchen Kronenfeld mir vorgestern nachmittag brachte[1]), aber ich hatte die beiden Prinzen Albert und George von Sachsen bei mir, also war es mir unmöglich, es sogleich zu beantworten; auch war es mir nötig, noch reiflich zu überlegen, was Du darüber geschrieben hast und worin Du frägst mich, auf welche Art die konfidentiellen Kommunikationen zwischen uns Königen am besten geschehen könnten. Dieses habe ich also sehr reiflich überlegt und gebe Dir anheim das Resultat meiner Propositionen. In allen Geschäften, scheint mir, muß man wählen das, was am geschwindesten zum Ziele führt, und besonders in Staatsgeschäften sollte eine solche Kommunikation gemacht werden von jedem Gouvernement direkt an die anderen Gouvernements, die hin- und herschreiben, so würde es nur in die Länge gezogen werden, und dadurch würden die Zwecke vielleicht verfehlt werden; es däucht mir also, daß, wenn entweder eine Proposition kommt von Deinem Gouvernement oder von Österreich, daß diese Gouvernements sollten es mitteilen an ihre Repräsentanten in Frankfurt mit dem Auftrage, sogleich solche an die anderen königlichen Gesandten dort mitzuteilen und privatim hierüber zu sprechen; dadurch, wenn noch fernere Instruktionen notwendig werden, sie können ohne Zeitverlust sogleich Instruktion erhalten von ihren Gouvernements. Ich glaube, daß dieses wird die kürzeste und die befriedigendste Art sein. Natürlich dieses gebe ich Dir nur anheim und bitte mir aus Deine Meinung, denn hast Du ein anderes Mittel vorzuschlagen, bin ich gar nicht entêtiert auf meinen Vorschlag; nur da Du mich aufforderst, hierüber Dir meine Gedanken mitzuteilen, tue ich dieses und hoffe, klar und auf eine Art, welche wenigstens Du wirst überdenken und mir darauf mitteilen Deine Meinung. Denn da wir beide Gottlob! nur einen Wunsch und eine Meinung besitzen, Einigkeit zwischen uns zu begründen, wovon alles dependiert, so bin ich überzeugt, Du wirst mir eben so offen Deine Meinung geben, als ich habe mir die Mühe gegeben, Dir meine Gedanken mitzuteilen, denn in dem jetzigen Zustande zwei Sachen sind notwendig: Einigkeit und Bestimmtheit, und da leider einige Staaten sind gebunden durch Gesetze, so muß man sehen, auf welche Art jeder kann die Prinzipalobjekte durchführen, ohne die Gesetze zu brechen.

---

[1]) Unbekannt.

Ich habe gar nicht gemeint, dem guten Waldersee[2]) im geringsten Tort zu tun, denn alle Waldersees, die ich kenne, sind höchst rechtliche und ehrenwerte Männer, aber in Deliberationen, besonders von so großer Ausdehnung und Länge und mit so langen Schriften und Akten, die leider jetzt in allen Geschäften geführt werden, es fordert beinahe mehr als menschliche Kräfte, alles zu kapieren; wenigstens dieses fühle ich täglich, und wenn man nicht genau von jedem Conclusum, das in Dresden gemacht ist[3]), sich völlig in Kenntnis setzt, so ist es la mer à boire; deswegen war ich so vorsichtig in meiner Wahl von Schele[4]) als Gesandten und Bennigsen in der Militär-Kommission, da ich wußte, daß sie beide wären höchst gescheute und höchst rechtliche Leute. Der Bennigsen war Kommandeur meines Garde-Regiments, und ich schickte ihn schon vor 5 oder 6 Jahren nach Frankfurt, wo er stets geblieben ist und kennt fundamentaliter alle die Geschäfte, die dort passiert sind. Sein Vater[5]) war, wenn ich mich nicht irre, sonst in preußischen Diensten, und 1813 errichtete und kommandierte er ein Landwehrbataillon hier, und wenn ich mich nicht irre, so sind Brüder noch bei Dir im Dienst.

Ich glaube, daß ich habe Dir mitgeteilt, was ich glaube am besten, unsre Absichten zu realisieren, aber möchte gern von Dir erfahren, ob es mit den Deinigen übereinstimmt.

Du hast einen recht glücklichen Mann gemacht in Kronenfeld durch den Orden, und wahrlich! er ist ein ganz vortrefflicher junger Mann, auf den man kann sich verlassen.

Tausend Schönes an Elise, und ich verbleibe

Dein treuer Oheim

Ernst August.

---

[2]) Vgl. den vorigen Brief.

[3]) Gemeint sind die bei Gelegenheit der „freien Konferenzen" in Dresden begonnenen Verhandlungen über eine Einigung des Steuervereins mit dem Zollverein. Vgl. Rudolf v. Delbrück, Lebenserinnerungen, Bd. I, S. 282 ff.

[4]) Über Schele siehe oben Brief Nr. 13.

[5]) Über Bennigsen siehe oben Brief Nr. 20; sein Vater August Christ. Ernst v. B. (1765—1815) war hannoverscher Oberstleutnant und Brigadier.

22.

Lieber bester Butt! Palais, 13. 8. 51.

Soeben erhalte ich von Nostiz Deinen herzlichen und freundschaftlichen Brief, welchen ich sogleich mit zwei Zeilen beantworte und den Empfang melde. Überglücklich bin ich, Dich hier bei mir zu sehen[1]), und ich hoffe, ich habe alles so arrangiert, daß wenigstens Du eine Idee bekommen kannst von meinen Veränderungen und Embellissements in Herrenhausen. Schade ist es nur, daß alles leider muß in Hatze geschehen. Mais que faire. Ich hatte schon von Nostiz die Details von Deinen Mitreisenden, und ich werde Dich am Bahnhofe begegnen und Dich von da gleich nach dem Georgsgarten bringen, wo Du wirst alles finden bereit, um sich die Zeit zu geben, den Staub vom Corpus abzubürsten pp. Alsdann essen et puis la visitation. Den Augenblick des Wiedersehens erwarte ich mit Ungeduld. Nostiz natürlich wird Dich in Lehrte finden, wo auch ich werde General Halkett (?)[2]) entgegenschicken, der vor einigen Tagen aus London gekommen ist. Nun lebe wohl.

Dein treuster Freund und Oheim

Ernst August.

23.

Lieber bester Butt! Palais, 17. 8. 51.

Worte kann ich nicht finden, Dir auszudrücken meine Freude und Glückseligkeit, Dich hier bei mir gesehen zu haben und umarmen zu können[1])! Nur leider war Dein Besuch zu kurz, und Du mußtest alles en galop sehen, aber wenigstens ich habe mein Möglichstes getan, Dir alles zu zeigen, was ich glaube konnte Dich interessieren. Gestern war Dein Minister v. Manteuffel hier bei mir bei Tafel, und ich habe recht viel mit ihm geredet, und er ist ein Mann, den man muß öfters sehen, da er ist so bescheiden, daß man muß ordentlich nötigen ihn zum Sprechen, aber jedes Wort, welches von seinen Lippen fällt, beweist Klugheit und seine vortrefflichen Prinzipien, und ich glaube, Du kannst nicht in sichere Hände sein. Ich schmeichle mich, daß er ist eben so zufrieden mit meiner Wenigkeit,

[1]) Friedrich Wilhelm blieb auf seiner Reise nach Hohenzollern am 15. August einige Stunden in Hannover, s. Malortie a. a. O. S. 190; Hassell a. a. O. S. 160.

[2]) Siehe oben Brief Nr. 4.

[1]) Vgl den vorigen Brief.

denn Du weißt, ich spreche immer vom Leder weg, und so bin ich nimmer verlegen. Deine Aufnahme in Minden, höre ich, ist eine solche gewesen, wie immer ein König aufgenommen werden sollte von treuen und rechtlichen Untertanen. Nur immer, wenn Du sie anredest, höflich aber offen Deine Meinung gegeben, denn alle Schmeichelei entweder vom König an seine Untertanen oder die an ihm taugen nichts, und da dieses ist stets meine Art zu handeln, so haben sie wenigstens Respekt und Zutrauen in mir, indem sie wissen, ich meine treulich und redlich, was ich sage. Ich hoffe von Grund meines Herzens, Du wirst eine glückliche und vergnügte Reise machen und zurückkehren glücklich und zufrieden. Ich bitte Dich, meine zärtlichsten Wünsche an die gute Elise zu empfehlen, wann Du in Ischl ankommst.

Ich verbleibe immer Dein alter treuer Oheim und Dein wahrhafter Freund

Ernst August.

24.

Hannover, den 14. Oktober 1851.

Lieber teuerster Freund!

Es ist mir unmöglich, den 15. Oktober vorübergehen zu lassen, ohne Dich wenigstens mit einem Paar Worten zu belästigen, um Dir meine allerherzlichsten Grüße und Gratulation zu Füßen zu legen, und vielleicht sind es die letzten, die Du je wieder von mir am 15. erhalten wirst! Ja, bester Butt, glaube mir, wenn ich Dir sage, daß ich recht recht gefährlich krank gewesen bin[1]). Es scheint mir, daß es gewesen ist ein ähnlicher Anfall, als ich vor 9 Jahren in Düsseldorf hatte, denn im Anfange war mir mein Kopf nicht klar, aber, was Gott will, laß geschehen. Ich habe mein Mögliches getan, um Ruhe, Friede und wieder Verstand zwischen meine Kollegen zu bringen. — Ich habe eine merkwürdige Depesche gestern von Palmerston aus England erhalten, welche ich habe sogleich recht derbe und klar beantwortet, welches ich hoffe, wird Deine Approbation erhalten.

Grüße meine beste Elise herzlich von mir und vergesse nicht

Deinen alten treuen aufrichtigen

Freund und Oheim

Ernst August.

---

[1]) Über die letzte Krankheit des Königs vgl. Malortie a. a. O. S. 193 ff., über seine Erkrankung in Düsseldorf Anfang September 1842, ebd. S. 122 ff.

A. v. Hofmann und Niedersachsen.

Von

Georg Schnath.

Albert v. Hofmann, Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Neue Bearbeitung in 3 Bänden, Stuttgart u. Berlin 1930.

1.

Als Albert v. Hofmann im Jahre 1920 sein Buch „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" zum ersten Male erscheinen ließ, wurde es von allen Seiten als eine schöpferische Tat begrüßt. Ein bis dahin nahezu Unbekannter stellte sich dadurch mit einem Sprunge in die vorderste Reihe der deutschen Landschaftsforschung, der seit den Tagen Ratzels eine gleich großzügige und gedankenreiche Betrachtung unserer Geschichte in ihrer Wechselwirkung mit dem Boden nicht mehr geschenkt war. Ich entsinne mich noch sehr wohl der hellen Begeisterung, mit der wir als Göttinger Studenten das Werk aufgenommen haben. Es fesselte nicht nur durch den nationalen Zug seiner Betrachtungsweise, sondern es war in seinem Aufbau und Gedankengang trotz der verschwenderischen Fülle von Einzelheiten so durchschlagend einfach, daß es für viele Vorgänge unserer Vergangenheit wie eine Erleuchtung wirkte. Eine stattliche Reihe von Auflagen bestätigte die Zugkraft des Buches auch in weiteren Kreisen. Manche seiner Formulierungen haben sich in kurzer Zeit einen festen Platz in der historisch-geographischen Allgemeinbildung erworben. A. v. Hofmann hat unserer Wissenschaft, die an wahrhaft großangelegten volkstümlichen Werken nicht überreich ist, einen frischen Blutstrom lebendigster Ideen und neuer Fragestellungen zugeführt, nicht zum wenigsten dadurch, daß seine Betrachtungen und Ergebnisse nicht nur am Schreibtisch erarbeitet, sondern zum guten Teil in der Landschaft selbst erwandert sind. Der frische Odem unserer Wälder und Höhen ist beinahe auf jeder Seite belebend spürbar und läßt fast die ungeheure Arbeitsleistung ver-

gessen, die hier in jahre- oder wohl jahrzehntelanger Sammlung einen schier unübersehbaren Tatsachenstoff durchdrungen und gemeistert hat.

Angeregt und getragen von dem starken und nachhaltigen Erfolg dieses Buches hat Albert v. Hofmann dann in rascher Folge noch mehrere Werke herausgebracht, in denen offenbar ein lange gestauter Fluß einer tiefen und fruchtbaren inneren Schau geschichtlichen Lebens breit und machtvoll zu Tal strömt: „Das Land Italien und seine Geschichte" — in der Konzeption älter als das erstveröffentlichte Buch — übertrug die Methode des Verfassers auf die Apenninhalbinsel mit ihrem unvergleichlichen Reichtum großer und größter geschichtlicher Vorgänge; seine „Historischen Stadtbilder" stellten wichtige Plätze der deutschen Vergangenheit (Konstanz, Regensburg, Ulm, Nürnberg) in neue fruchtbare Zusammenhänge, und in einer fünfbändigen „Politischen Geschichte der Deutschen" rang er um eine eigene Auffassung unserer großen Staats- und Volksgeschichte, der allerdings schon mancher Fachgenosse nicht zu folgen vermochte.

Und nun überrascht von v. Hofmann sein Publikum durch eine neue gänzlich umgestaltete Ausgabe des ersten Werkes, die 1930 in drei starken Bänden herauskam. Nicht nur durch den stark vermehrten Umfang an Text und Karten unterscheidet sich diese Ausgabe, die offenbar nicht als Neuauflage, sondern als ganz neue Bearbeitung aufgefaßt werden will, von der früher erschienenen, sondern auch durch eine ansehnliche Erweiterung des behandelten Raumes. Sie umfaßt nicht nur wie früher die Kernlande des deutschen Volkstums, sondern auch seine Rand- und Nachbargebiete einschließlich der Alpen- und Ostseeländer, der Niederlande und Böhmens, mit anderen Worten das alte deutsche Reich in seiner größten historischen Ausdehnung. Welch eine Riesenlast von Mehrarbeit allein für diese Erweiterung zu heben war, kann selbst der Fachmann nur ahnen; aber auch die früher behandelten Landschaften sind vom Verfasser teilweise wieder durchgearbeitet und in wiederum neue, überraschende Lagerungen gestellt worden. „Die Grundidee", heißt es in der Vorrede, „ist nach wie vor, rein aus der Betrachtung des Landes heraus klare Zusammenhänge für seine Geschichte zu entwickeln und zu zeigen, wie die Geschichte überall etwas eminent bodenständiges ist . . . Indem wir die Geschichte hauptsächlich verständlich machen wollen, wird unser Verhältnis zur Vergangenheit wieder auf

einen politisch neutralen und objektiven Boden gestellt . . . . Die neue unpolitische Form der Geschichtsbetrachtung und der historischen Bildung, wie sie der neue Staat in Deutschland braucht und sich wünscht, ist hier gegeben." (Wozu zu bemerken wäre, daß der „neue Staat", dem v. Hofmann 1930 diese „unpolitische" Betrachtungsweise zudachte, inzwischen von der Bildfläche verschwunden ist.)

2.

Der Verfasser hat es seinen Lesern nicht so leicht gemacht wie vor zehn Jahren. Aber wer sich durch die drei starken Bände mit ihrer eigenartigen, vom Verfasser erfundenen Zeichensetzung oder vielmehr Nichtsetzung hindurcharbeitet, wird kaum behaupten können, daß v. Hofmann das Ziel einer „unpolitischen" Geschichtsdarstellung erreicht hat. Es ist im Gegenteil anzunehmen, daß das Buch einen scharfen Kampf der Geister entfachen wird, weniger über Einzelfragen und über die Methodik als über den großen Hintergrund, die Auffassung, die v. Hofmann in das Werk hineinprojiziert hat und die sich in den früheren Ausgaben in dieser Schärfe nicht fand. Sie ergab sich dem Verfasser vielleicht durch die volle Einbeziehung des deutschen Ostens, der habsburgischen und askanisch-hohenzollernschen Machtgebiete. In der ständigen, auf das „Reich" im älteren Sinne zurückwirkenden Spannung zwischen diesen sieht er eine Grundtatsache der ganzen deutschen Geschichte, „älter als der Gegensatz von Wien und Berlin". Man kann ihm in der historischen Wertung dieses Gegensatzes wohl zu einem gewissen Grade folgen, man kann auch — wie der Referent — mit ihm davon überzeugt sein, daß die schließliche Lösung dieses Konflikts im preußisch-kleindeutschen Sinne eine zwangsläufige war, eine Lösung, ohne die wir auch heute das, was uns von dem Reich geblieben ist, nicht mehr hätten, — aber kein Historiker, der sich nicht den Vorwurf einer starken Einseitigkeit zuziehen will, wird heute in so schroffen Formen die Auffassung vertreten können, daß diese Lösung die einzig mögliche und schlechthin endgültige sei und daß die deutsche Geschichte hinfort nur noch den Sinn haben kann, diese Lösung folgerichtig, d. h. in bewußt großpreußischem Sinne fortzuführen.

Man kann, wie gesagt, darüber streiten. Aber wie immer ist es auch hier letztlich der Ton, der die Musik macht, und im Ton, scheint

mir, hat sich v. Hofmann wie schon in seiner „Politischen Geschichte“ nicht selten empfindlich vergriffen. Man wird gern mit ihm einstimmen in das stolze Lob des preußischen Staates und seiner Könige, soweit und so oft es begründet ist, aber sicherlich nicht in die grundsätzlich mißgünstige Beurteilung so ziemlich aller nichtpreußischen Mächte: Alles, was dem preußischen Staat auf seinem Werdegang zur deutschen und europäischen Großmacht zu schaffen gemacht hat, ist für v. Hofmann schlechterdings übel von Natur, ein Teil der Kraft, die stets das Böse will, die der vom Schicksal gewollten Entfaltung und Wahrnehmung preußischer Rechte aus purer Schlechtigkeit Hindernisse in den Weg stellt. Es ist Preußens gutes Recht, Sachsen, Hessen, Hannover und die andern deutschen Mittelstaaten aus dem Wege zu räumen, das Haus Habsburg aus dem Reich zu verdrängen, und umgekehrt erscheinen alle Konstellationen, in denen Preußen an Oesterreichs Seite stand, in v. Hofmanns Darstellung mit einem dicken negativen Vorzeichen, von den Hinwendungen der alten Kurfürsten von Brandenburg zum Erzhaus Habsburg bis zum deutsch-österreichischen Bündnis von 1879, das als „Beginn unserer Höllenfahrt“, als „Bismarcksches Olmütz“ gekennzeichnet wird. In seinem stellenweise geradezu fanatischen Haß will v. Hofmann sogar den Namen Oesterreich für die Zukunft vernichten, ihn im Rahmen eines neugegliederten Reiches in eine Reichsostmark umwandeln. Daß er für die hervorragende Bedeutung des österreichischen Deutschtums in unserer Geistes- und Kunstgeschichte ebenso wenig Verständnis zeigt wie für die große historische Stellung des Hauses Habsburg in dem jahrhundertelangen Zweifrontenkrieg gegen Frankreich und den Türken, kann bei dieser rein ablehnenden Grundhaltung nicht überraschen.

Der kundige Leser erinnert sich ähnlicher Bilder und Vergleiche, ähnlich scharfer Urteile über das nichtpreußische Deutschland, seine Staaten und Fürsten, aus der Lektüre Heinrich v. Treitschkes. Aber was in dem hohen preußischen Pathos, dem hinreißenden nationalen Schwung dieses großen Historikers, in dem preußischen Hochgefühl der 1860er und 1870 Jahre durchaus erklärlich und erträglich schien, wird hier in einer deutschen Geschichte von 1930 und noch dazu einer solchen, die politisch neutral sein will, zum Ausdruck einer erstarrten Geschichtsauffassung.

Es scheint mir dabei im Sinne der Methode des Buches ein Grundfehler, daß v. Hofmann diese seine Auffassung in einem

Werke, das die geschichtlichen Vorgänge aus dem Boden heraus entwickeln soll, keineswegs auf geographische Gegebenheiten zu stützen sucht, wie sie doch in dem großen, den Einheitsstaat begünstigenden norddeutschen Tieflande leicht zu finden wären. Er lehnt vielmehr das „Rahmenprinzip" ausdrücklich ab als eine Erfindung mißgünstiger Gegner Preußens, die den preußischen Staat, nachdem er Deutschland befreit hatte, 1815 in mehrere Teile zerrissen (I, 139)!

Es ist hier nicht der Ort, diese großen Hintergründe des Werkes in ihrem ganzen Für und Wider zu erörtern. Das ist eine — wie mir scheint sehr wesentliche — Aufgabe der öffentlichen Diskussion des bedeutsamen Buches in der allgemeinen geschichtlichen Literatur. Andererseits muß es aber den unmittelbar Beteiligten vorbehalten und unbenommen bleiben, die territorialgeschichtlichen Folgerungen dieser Auffassung unter die kritische Lupe zu nehmen.

3.

Für unser Jahrbuch ist die Betrachtung v. Hofmanns von unserem niedersächsischen landesgeschichtlichen Standpunkt gegeben, wobei es mehr darauf ankommen muß, seine Darlegungen im ganzen zu prüfen als an Einzelheiten herumzumäkeln. Denn bei der einfach überwältigenden Fülle von geschichtlichen Tatsachen und topographischen Beobachtungen, die in diesen drei Bänden aufgespeichert sind — das geographische Namensverzeichnis umfaßt rd. 5000 Namen! — ist es ganz selbstverständlich, daß nicht jede einzelne dieser Angaben stimmen kann. Es wird den Wert der Arbeit auch noch nicht beeinträchtigen, wenn wir ihm aus unserem Arbeitsgebiet einige erheblichere Versehen nachweisen, von denen sich übrigens manche hätten vermeiden lassen, wenn A. v. Hofmann für seine Arbeit noch H. Dörries' „Entstehung und Formenbildung der niedersächsischen Stadt" (Stuttgart 1929) hätte heranziehen können. Daß die Burg Lauenrode auf dem Lindener Berge lag, stimmt ebensowenig wie daß sie eine Vorläuferin der Stadt Hannover war; diese wurde nicht 1156 von Heinrich dem Löwen befestigt und war nicht erst 1260 eine welfische Stadt, während im übrigen ihr Werdegang mit dem v. Hofmann eigenen Scharfblick für Ortslagen ganz ausgezeichnet beobachtet ist (II, 166). Der Everstein ist nie im Besitz von Holzminden (II, 134), Uslar nie grubenhagensch gewesen (II, 165); auf Karte 29 und S. 166 im II. Band muß es Ronnen-

berg, nicht Ronneburg heißen. Die Universität kam nicht erst 1594 nach Helmstedt (II, 379). Quakenbrück war keine münstersche, sondern eine osnabrücker Burg (III, 349). Die Edelherren von Diepholz wurden 1510 nicht welfische Lehensleute und sind nicht 1553 zu Grafen geworden (II, 99). Daß die Bohlwege in den Mooren an der Ems und Hunte in ihrer Mehrzahl aus vorgeschichtlicher Zeit stammen, hätte nicht übersehen werden dürfen, schränkt doch der Verfasser selbst (II, 103) seine Annahme ihres römischen Ursprungs ein. Das dem Verfasser „von Hannoveranern versicherte" Ammenmärchen, die Bezeichnung Dönze sei erst aus dem russischen Feldzug 1812 mitgebracht (I, 236), hätte sich durch einen Blick in jedes mittelniederdeutsche Wörterbuch widerlegen lassen. Schließlich begibt sich v. Hofmann auf einen — wenigstens in Nordwestdeutschland — in der neuesten Forschung mindestens schwankend gewordenen Boden, wenn er (I, 52 ff.) den Einzelhof an die Spitze der deutschen Siedlungsgeschichte setzt und weitgehende kulturgeschichtliche und volkskundliche Folgerungen daraus zieht.

Doch genug der Kritik an Einzelheiten Sie würde die Hochachtung vor v. Hofmanns gewaltiger Arbeitsleistung kaum herabsetzen, auch wenn sich in anderen Teilen seines Arbeitsgebietes ähnliche Versehen nachweisen ließen. Treten sie doch an Bedeutung weit zurück hinter der unabsehbaren Fülle der zum Teil mit ganz hervorragendem Scharfblick beobachteten und dargestellten historisch-geographischen Lagerungen und Zusammenhänge, in denen v. Hofmann selbst den kleinsten Orten, halbvergessenen Burgen, Klöstern und Städtchen, einen schlüssigen Platz in seinem System anzuweisen versteht. Freilich hat dieses System ausgesprochen und fast ausschließlich die Dynamik der geschichtlichen Bewegung zum Ziel, nicht die Statik territorialer Zustände und Begrenzungen, wie denn auch unter den (nun auf 177 vermehrten) Kartenskizzen des Werkes nur ganz wenige sind, auf denen die Abgrenzung und der Gebietsaufbau deutscher Territorien linear oder flächig eingetragen ist. Wie sich dem Rezensenten bei seinen Untersuchungen zur Gebietsentwicklung Niedersachsens bestätigt hat, ist in der Tat mit v. Hofmanns glänzendem Beobachtungsmaterial für die Raumbildung als solche nicht allzuviel anzufangen, da sie ja, unabhängig von den natürlichen Gegebenheiten, im Spiel dynastischer und sonstiger Zufälle so vielfach ihre eigenen Wege gegangen ist. v. Hofmann gibt daher selber (mit Peschel) zu, daß

„höher als alle Umrisse von Land und Meer die Tat" zu werten sei, wenn auch andererseits (nach Penck) auf die Dauer Land und Natur doch stärker ist als der Mensch.

Diese polare Betrachtungsweise führt aber im Enderfolg zu einer Vergewaltigung derjenigen Landschaften, die sich der v. Hofmann konstruierten Dynamik des erdgebundenen Geschehens nicht oder nicht gut einordnen, und hier wäre nun doch einiges im Sinne unserer allgemeinen kritischen Eingangsbemerkung über die Eingliederung Niedersachsens in das Gesamtwerk zu sagen.

Es ist, wie mir scheint, ein Grundmangel des v. Hofmannschen Werkes, daß es einem Faktor der deutschen Geschichte nicht ausreichend gerecht wird, für den wir gerade heute, im Zeichen und unter dem Eindruck der nationalen Revolution von 1933, ein doppelt aufgeschlossenes Verständnis gewonnen haben: dem Einfluß der Rasse und Stammesart. In dem Bestreben, die Entwicklung der deutschen Geschichte auf die Grundgegebenheiten des Geländes und des Raumes zurückzuführen, versperrt sich der Verfasser vielfach den klaren Blick für die besonderen Kräfte des Blutes, die in all diesem Geschehen spürbar sind, bald mehr, bald weniger wirksam, aber in ihrer schicksalmäßigen Größe auch heute noch keineswegs erloschen. Durchdrungen von der vollkommenen Ausschließlichkeit der preußischen Lösung der deutschen Geschichte läßt v. Hofmann im Grunde nur dynastisch-territoriale Kräfte in Erscheinung treten, mit denen sich die Dynastie und das Territorium Brandenburg-Preußen auseinanderzusetzen hatte, und übersieht dabei, daß hinter diesen Kräften große stammesmäßige Zusammenhänge wirksam sind, die ja dann allerdings von der Entwicklung der Territorialstaaten vielfach überdeckt und zerrissen wurden. Daß sie aber auch in ihnen durchaus vorhanden sind, kann nur der leugnen, der etwa die Schlesier und die Rheinländer, die Hannoveraner und die Ostpreußen, die Mainfranken und die Oberbayern für einen vollkommen einheitlichen Menschentyp preußischen oder bayerischen Gepräges ansieht. Von größeren Fragen wie dem Einschlag romanischer und slawischer Vorbewohner und der Bedeutung nordischer Art im Deutschtum ganz zu schweigen. Alles dies tritt bei von Hofmann als Problem kaum in Erscheinung. Infolgedessen bringt er auch kaum irgendwo Stammeslandschaften, sondern zerreißt sie zum Teil in tausend Stücke. Mit am schlimmsten ist es hierbei dem Land des alten Sachsenstammes ergangen.

In den ersten Ausgaben war unser nordwestdeutsches Arbeitsgebiet und seine Nachbarschaft klar und sinnvoll in die deutsche Geschichte und die ihr folgende Betrachtung A. v. Hofmanns eingegliedert: Westfalen als Aufmarschgebiet des Westens gegen die Weserfestung in der Römer- und Frankenzeit machte den Anfang, es folgten die Durchgangsländer Hessen und Thüringen, dann das Harzgebiet, in dem die Ottonen, Supplinburger und Northeimer wurzeln, und schließlich das norddeutsche Heide-, Marsch- und Moorland, in dem die Billunger, Oldenburger und die anderen niedersächsischen Dynastien zuhause sind. Aus dem Zusammenwirken der Kräfte in den beiden letztgenannten Räumen ergab sich dann das welfische Staatsgebiet der späteren Jahrhunderte, dem der Verfasser eine durchaus objektive, ja sogar wohlwollende Beurteilung angedeihen ließ. (Schon in der „Politischen Geschichte der Deutschen" las man's freilich anders!) Unvergeßlich prägte sich jedem Leser ein, wie er die natürlichen Landschaften dieser Gebiete herausstellte: die große Weserfestung [1]), die „Zitadelle" des Harzes, die geschichtsbildende Kraft der Ränder der Lüneburger Heide, den „Leinestaat" Calenberg, die „nordische Trinakria im Moor" Diepholz und die Bedeutung der Verkehrslinien am Harz, in Westfalen und im Leinetal.

Alles dies findet sich, und zwar vermehrt um viele Einzelzüge, auch in der neuen Ausgabe des Buches, aber in einen anderen Zusammenhang und eine andere Beleuchtung gerückt und außerdem zur Unkenntlichkeit auseinandergezogen. In seinem Inhaltsaufbau unterscheidet v. Hofmann jetzt die Lagerung der deutschen Geschichte zwischen Nord und Süd, die im I., zwischen West und Ost, die im II. Band behandelt wird; der III. enthält diejenigen Landschaften, die ihm aus diesem Koordinatensystem herauszufallen scheinen: Südwestdeutschland und das Alpengebiet auf der einen, das deutsche Küstenland auf der anderen Seite. Der deutsche Nordwesten ist

---

[1]) Vor einer überspannung des Begriffes warnt Herbert Krüger, Die vorgeschichtlichen Straßen in den Sachsenkriegen Karls des Großen, Korrespondenzblatt 80 (1932) S. 248. Militärisch ist übrigens das Gebiet in seiner riesigen Ausdehnung als ganzes — worauf mich Herr Oberst Dr. h. c. Schwertfeger dankenswerterweise aufmerksam macht — so wenig eine Festung, wie man etwa (nach der Theorie gewisser Militärs von 1814) vom Plateau von Langres aus ganz Frankreich strategisch beherrschen kann, weil es das Quellgebiet der großen französischen Ströme ist.

zwischen diesen drei Betrachtungsreihen zeitlich und räumlich vollkommen aufgeteilt. Vorweg sei bemerkt, daß v. Hofmann eine historische Landschaft Niedersachsen nicht anerkennt; es ist ihm ein jüngerer konventioneller Begriff (I, 160), der von Haus aus mit dem Welfentum als der vorherrschenden historischen Kraft dieses Gebietes gar nichts zu tun hat, — wobei vergessen wird, daß der Niedersächsische Kreis von 1512 doch eben dem Haus Braunschweig gewissermaßen auf den Leib geschneidert ist und daß die Wiederherstellung der alten sächsischen, d. h. doch niedersächsischen, Machtstellung Heinrichs des Löwen jahrhundertelang das Raumziel dieses Hauses war. Aber nicht ein — in der Tat damals nur immanentes — Niedersachsen, sondern der im 17. Jahrhundert sich bildende Welfenstaat Hannover ist es, den sich v. Hofmann im I. Band aufs Korn nimmt. Er erscheint ihm als „Welfenflanke", als politischer Gegenspieler Brandenburg-Preußens in dem großen Antagonismus zwischen Nord- und Süddeutschland. Österreich hat hierbei Hannover, Preußen Bayern als natürlichen Verbündeten zur Seite, und wenn einmal, wie es allerdings ja nicht selten und sogar an Höhepunkten der deutschen Geschichte der Fall ist, Hannover mit Preußen und Bayern mit Österreich geht, so walten nach v. Hofmann Anomalien ob, die auf besonderen politischen Ausnahmelagen beruhen. Über diese Betrachtungsweise ließe sich durchaus reden, wenn nur nicht ira et studium in sie hineingelegt wäre. Schon in der „Politischen Geschichte" hatten die Welfen eine ganz schlechte Note bekommen. (Man lese nur nach, was an schiefen und teilweise geradezu falschen Behauptungen etwa im 4. Bande in dem Abschnitt „Brandenburg und Hannover" S. 593—603 über die hannoversche Kur, die Prinzessin von Ahlden und die englische Sukzession zusammengetragen ist!) Jetzt, in der neuen Ausgabe des „Deutschen Landes und der deutschen Geschichte", faßt sich v. Hofmann kürzer, aber noch deutlicher. Die hannoversche Staatsbildung ist ihm schlechthin so etwas wie die Emanation des bösen Prinzips, wobei allerdings wohl seine starke persönliche nationale Abneigung gegen das mit Hannover 1714—1837 in Personalunion verbundene England ins Gewicht fällt. Welfischer Größenwahn, britische Perfidie und Krämergesinnung sind für ihn aufs engste verknüpft; daß Hannover 1813 wiederhergestellt und sogar vergrößert wurde, ist für ihn keineswegs eine berechtigte Entschädigung für die im Kampf gegen Napoleon doch auch von Hannover gebrachten

Opfer, sondern lediglich ein Schachzug, durch den Preußen um einen Teil seines Lohnes betrogen wurde. Insbesondere hat der Übergang von Hildesheim, Ostfriesland und Lingen an Hannover nur dazu gedient, Preußen zu schädigen. Merkwürdig erscheint hierbei die Behauptung, daß die Engländer und Hannoveraner bei Waterloo nur als Verbündete des bourbonischen Königs Ludwigs XVIII. gekämpft hätten, eine Unterstellung, die durch ihre Wiederholung nicht richtiger wird (I, 147, 165); oder sollte dem Verfasser das Wiener Bündnis zwischen Österreich, Preußen, Rußland und England vom 25. März 1815 ganz unbekannt geblieben sein? Wenn schließlich v. Hofmann ein vor 1866 angeblich erörtertes Eheprojekt Prinz Albrecht von Preußen—Friederike von Hannover mit der Bemerkung ausspielt: „Die Hannoveranerin bekam der Prinz nicht, aber er wurde später der Chef eines (preußischen) hannoverschen Füsilierregiments" (I, 165), so scheint uns das wenig mehr mit einer historischen Betrachtungsweise im Sinne seines Vorworts zu tun zu haben. Es muß ja überhaupt zu harter Einseitigkeit führen, wenn man Gebiete wie Hannover und Bayern nur als politische Flanken der beiden deutschen Großmächte betrachtet.

Was v. Hofmann sonst über Niedersachsen zu sagen hat, führt in die älteren und ältesten Zeiten und ist daher weniger mit politischen Ressentiments belastet, bleibt allerdings auch völlig zusammenhangslos. Im II. Band wird anschließend an das sehr erweiterte westfälische Kapitel und im Zusammenhang mit ihm die Weserfestung, das Leinegebiet, die Stadt Hannover und Hildesheim (!) behandelt, diesmal also ganz von Westen gesehen. Im hessischen Kapitel ist im Hinblick auf die Mainzer „Wachstumsspitzen" das Eichsfeld, im Harzkapitel unter vollständiger Isolierung vom übrigen Niedersachsen Braunschweig mitbehandelt! Die übrigen Teile Nordwestdeutschlands sieht Verfasser im III. Band in Beziehung zu der Küstenlandschaft, wobei die linkselbischen Marschen, Bremen, Oldenburg, Ostfriesland, das Emsgebiet dem Hinterland der Nordsee, Lüneburg aber höchst gewaltsam dem „Land zwischen den deutschen Meeren" (Holstein und Schleswig) zugeordnet wird.

Im einzelnen sind natürlich alle diese Abschnitte reich an feinen und auch meist zutreffenden Bemerkungen, aber auch hier vermag sich Verfasser gelegentlicher bitterer Seitenhiebe auf die bösen Welfen nicht zu enthalten. Daß er nicht nur Ostfriesland, Lingen und Bentheim, sondern auch Osnabrück, Hoya und Diepholz als ungerecht-

fertigte Ausweitung Hannovers in den „Raum" Westfalen ansieht, wird unter Berücksichtigung dieser einseitigen Antipathie des Verfassers kaum als sonderliche Stütze gewisser großwestfälischer Aspirationen gewertet werden können. Ich beziehe mich demgegenüber auf meine Schrift „Hannover und Westfalen in der Raumgeschichte Nordwestdeutschlands" und das Urteil v. Hofmanns in der älteren Ausgabe (1920) S. 14 f., wonach „die Zeiten westfälischer Größe und westfälischer Zukunft im Mittelalter die Zeiten des Einflusses von Osten her" waren und „ein Andauern der sächsischen Kombination für Westfalen von großem Vorteil" geworden wäre.

4.

Wir fassen unsere Eindrücke zusammen. Der Sinn unseres Wirkens als Forscher und Lehrer der Geschichte sollte es sein, im kleinen wie im großen daran zu arbeiten, daß das deutsche Volk aller Stände und Stämme das einheitliche und große Bild seiner Geschichte im ganzen und in ihren Teilen bekommt, nach dem es verlangt und das es braucht. Der Weg, den A. v. Hofmann in der ersten Ausgabe seines Buches beschritten hatte, versprach diesem Ziel näher zu führen als jeder andere. Es ist daher doppelt zu beklagen, daß er diesen Weg in seiner neuen Ausgabe — sicherlich in bester Absicht, aber doch zweifellos in einer gewissen Selbsttäuschung — verlassen hat. Er hat, photograpisch gesprochen, das schöne historisch-geographische Bild seiner ersten Arbeit mit einer zweiten Aufnahme desselben Gegenstandes von einem anderen Standpunkt aus, und noch dazu mit einer falsch belichteten Aufnahme, überkopiert. So mußte freilich ein Bild entstehen, das nicht nur in vielen Einzelheiten und in der Verteilung von Licht und Schatten unscharf, sondern stellenweise geradezu ein Zerrbild ist. Und wie gerne hätten gerade wir in Niedersachsen in den zweiten Wurf mit demselben Beifall eingestimmt wie in den ersten!

Bücher- und Zeitschriftenschau

1. Besprechungen.

Schrifttum zur Reichsreform in raumgeschichtlicher Betrachtung.

I. Edward P. Becker, Hessen, das chattische Stammland, und die Reichsreform. Marburg 1932. XI + 80 Seiten Gr. 4°, 15 Karten. Preis 3,50 RM.

II. Heinrich Hunke, Lippe und seine Stellung in der Reichsreform, Hannover 1932 (Wirtschaftswissenschaftliche Gesellschaft zum Studium Niedersachsens, Beiträge Heft 17). 123 Seiten 8°.

III. Georg Müller, Der Raum Weser-Ems. Oldenburg 1932. 47 S. 8°.

Mit der großen Tat des Reichsstatthaltergesetzes vom 7. April 1933 hat die Regierung Adolf Hitlers das jahrhundertealte Problem „Reich und Länder" einer neuen Lösung zugeführt, nicht nur durch die äußere Gleichschaltung der Länder mit dem Reich, sondern durch die Aufhebung der letzten Souveränitätsrechte der Länder und die praktische Beseitigung der politischen Willensbildung der Einzelstaaten. Niemals in seiner Geschichte hatte Deutschland eine solche Machtfülle der Reichsgewalt, wie es sie im dritten Reich haben wird. Von ihr und nur von ihr werden die Teile des Reiches die Gesetze ihres Daseins, ihre Aufgaben und ihre Abgrenzung empfangen.

Wie sinnlos und überholt mutet in dieser Wandlung der kleinliche Hader um innere Grenzen, wie überflüssig und unverständlich so manches an, was in diesem Streit in den letzten Jahren gesagt, geschrieben und getan ist! Und doch wäre es verkehrt, wenn man all die Fragen der Neugliederung des Reiches nun für immer erledigt hielte. Sie sind vor größeren Aufgaben in den Hintergrund getreten, aber sie werden mit Naturnotwendigkeit wieder eines Tages hervortreten namentlich in den Gebieten vor allem Norddeutschlands, wo die dynastische Entwicklung früherer Jahrhunderte eine widersinnige politische Raumverteilung hinterlassen hat und wo die Statthalterschaften, soweit sie unzusammenhängende Länder ganz verschiedener Art und Lagerung zusammenfassen, in territorialer Hinsicht nur als Übergangslösungen angesehen werden können. Ganz abgesehen von der Notwendigkeit einer „Flurbereinigung", der Beseitigung von Gebietsein- und -ausschlüssen, die gerade im Zeichen der absoluten nationalen Einheit ihren letzten Sinn verloren haben.

Die hier anzuzeigenden drei Schriften zur Reichsreform sind vor dem Durchbruch der nationalen Revolution geschrieben und erschienen. Wir beschränken uns schon aus diesem Grunde auf eine kurze referierende Anzeige ihres Inhalts, soweit er uns in Niedersachsen vom raumgeschichtlichen Standpunkt etwas angeht.

I.

Edward Becker umreißt in seiner Arbeit das Gebiet des „chattischen Stammlandes" als Kulturraum, Wirtschafts- und Verkehrsgebiet und als Verwaltungsbezirk. Die stammesmäßige Grundlage ergibt das alte Chattenland, die dynastisch-territoriale diejenigen Gebiete, die man als Althessen bezeichnen kann, Kurhessen und Oberhessen; landschaftlich das Gebiet, das umgrenzt wird von der Werra-Weserlinie, dem Rothaargebirge, dem Vogelsberg, der Rhön und dem Thüringer Wald.

Die Kräfte dieses Raumes drängen nach E. Becker einerseits auf eine deutliche Absetzung nach Südwesten gegen Nassau und den von Frankfurt beherrschten rhein-mainischen Wirtschaftsraum (wobei also die Provinz Oberhessen von Rheinhessen getrennt und für Kassel beansprucht wird), anderseits sind sie auf eine Ausweitung nach Osten und Nordosten gerichtet, wo aus historischen und wirtschaftlichen Gründen das ganze Werratal bis zum Thüringer Wald sowie das Eichsfeld für Hessen in Anspruch genommen werden soll. (Auf Basaltvorkommen und Sonntagsrückfahrkarten als Beweismittel wäre wohl besser verzichtet worden.)

Nicht eigentlich aus geschichtlichen, kulturellen und Stammeszusammenhängen, sondern mehr aus der Randlage der Landeshauptstadt Kassel ergeben sich hier auch Ansprüche auf einige niedersächsische Grenzgebiete, die in der wirtschaftlichen Bannmeile Kassels liegen: den größten Teil des Kreises Hannov.-Münden, einige Ortschaften im obersten Wesertal, und, wie es scheint, auch das hannoversche Eichsfeld; jedenfalls wird es auf allen 15 Karten mit der roten Grenzlinie des hessischen Raumes umgeben, ohne daß auf Karte 15 der „Grad der Zugehörigkeit" näher angegeben wäre. Wir sind nicht davon überzeugt worden, daß gerade der Kreis Duderstadt zu Hessen gehört. Die übrigen Differenzen zwischen Kassel und Hannover sind räumlich nicht so erheblich, daß sich nicht bei einigem guten Willen leicht eine Einigung finden ließe, die den örtlichen Bedürfnissen ebenso entspricht wie dem herkömmlichen Freundschaftsverhältnis zwischen Hessen und Hannover. Man wird freilich gut tun, nicht ganz zu übersehen, daß vieles von dem, was auf S. 42 und 52 angeführt wird, um Hanau gegen Großfrankfurt zu „schützen", sinngemäß auch für Münden gegen Kassel gilt.

Die Arbeit Edward Beckers zeichnet sich durch Übersichtlichkeit, gründliche Verwertung des Materials und maßvolles Urteil vorteilhaft aus. Sie läßt erkennen, wieviel Hessen der in Marburg betriebenen Arbeit am Historischen Atlas Hessens und am Sprachatlas schon

heute verdankt. Mit diesen Bestrebungen und mit der starken Betonung des bodenständigen Kulturlebens der Landschaft, (womit hier ein stellenweise sehr scharfes Urteil über dessen Vernachlässigung durch Preußen einhergeht, S. 18), berührt die hessische Denkschrift in Hannover durchaus verwandte Saiten.

II.

Die Schrift H. Hunkes führt mitten in ein Gebiet, das seit dem Einsetzen der Neugliederungsauseinandersetzungen zwischen Hannover und Westfalen stark umstritten ist. Der Verfasser betont, daß das Land Lippe, dessen „Souveränität" schon 1932 „nur noch einen Zweckverband wirtschaftlicher Selbstverwaltung deckte", an sich wohl die Möglichkeit habe, selbständig zu bleiben, daß es aber bei einer Zusammenfassung größerer Räume mit der „Weserfestung" vereinigt bleiben müsse, d. h. dem geschlossenen Gebiet von Osnabrück bis Hameln, das dann allerdings nach des Verfassers Meinung seinen Platz bei Niedersachsen haben soll.

Die hauptsächlich wirtschaftsgeographisch eingestellte Arbeit enthält auch einen historisch-geographischen Abschnitt (S. 14—28).

Der Weserfestung ist westlich ein „Festungsgraben" in der faulgründigen, morastigen, siedlungsleeren Zone an der oberen Lippe und Ems vorgelagert. Von ihr und nicht von der Weser geht nach H. im Raume Lippe die grenzbildende Kraft aus, während die Ostseite der Weserfestung viel offener ist. In der Weserfestung ist das heutige Lippe von den Hauptdurchgangsstraßen verlassen, die es früher berührten, und durch diese Abseitslage ein geographisch bedingter Reststaat geworden. Auch die Hauptsiedlungen der Weserfestung liegen außerhalb Lippes. Vom geographischen Standpunkt ist daher sein Aufgehen in einem Mittelweserstaat geboten, zu dem um 1400 einmal Möglichkeiten und Ansätze vorhanden waren. Die Kraft der Weser hat aber nicht ausgereicht, einen solchen Staat zu schaffen. Aber sie ist mit ihrem Flußsystem immer eine Einheit, niemals eine Grenze gewesen. Dementsprechend gehörte das Lipperland von Haus aus zur Weserlandschaft Engern, nicht zu Westfalen. Erst im „zweiten Westfalen" machte sich der Einfluß von Westen her stärker bemerkbar. Aber von 1500 ab wenden sich die evangelisch werdenden Teile der Weserfestung kulturell und konfessionell wieder ostwärts, wie ja überhaupt der lippische Staat, dessen Schwerpunkt noch um 1200 westlich der Weserfestung lag (Lippstadt!), eine merkwürdige Verlagerung nach Osten durchgemacht hat.

III.

Mit der an dritter Stelle genannten Schrift von Georg Müller wird den Räumen Niedersachsen und Westfalen für ihre Auseinandersetzung um das Gebiet zwischen Weser und Ems gewissermaßen ein Triasgedanke entgegengestellt, eine großoldenburgische Lösung, die der Vf. als „Verwaltungsraum Weser-Ems"

entwickelt und näher zu begründen sucht. Seine Beweisführung kann, soweit sie sich auf wirtschafts- und verwaltungspolitischen Bahnen bewegt, an dieser Stelle nicht Gegenstand der Kritik sein, obwohl gerade hierauf der besondere Nachdruck des Büchleins ruht. Widerspruch aber fordert der Versuch heraus, der vom Verfasser vorgeschlagenen Ausdehnung dieser „Seewirtschaftsprovinz" auch eine historische Begründung mitzugeben. Denn wenn schon zu bezweifeln ist, ob der Machtbereich der altoldenburgischen Dynastie der Egilmaringe im 11. und 12. Jahrhundert oder der flüchtige Plan eines Kongreßoldenburg von 1815 (mit Ostfriesland, Emsland, Bentheim) irgendwie lebendige raumpolitische Wirkungen hinterlassen hat, so läßt es sich noch weniger mit historischen Gründen rechtfertigen, daß für den Raum Weser-Ems auch Osnabrück und sogar althannoversches Gebiet wie die Kreise Hoya, Syke, Sulingen und Diepholz, ja selbst die ganze Westhälte des Regierungsbezirkes Stade bis zur Oste in Anspruch genommen wird. Es sei denn, man wolle sich das S. 14 angeführte oberflächliche Urteil einer Tageszeitung zu eigen machen, daß „der Regierungsbezirk Stade, wie man aus der Geschichte ja wohl noch weiß, nur rein zufällig zu Hannover gekommen" sei. Das ist nachweisbar unrichtig. Aber ganz davon abgesehen sollte man sich doch vor Augen stellen, daß jene Hoyaer Gebiete seit dreieinhalb und Bremen-Verden seit zwei Jahrhunderten mit Hannover verbunden sind, während umgekehrt, um nur dies zu nennen, das sog. Münsterland erst seit 1803 dem oldenburgischen Staat angehört. Mit historischer Geographie hat dieser Raum Weser-Ems, der schon in seiner an französische Departementsnamen anklingenden Bezeichnung seinen ungeschichtlichen Charakter zur Schau trägt, mit dem besten Willen nichts zu tun.

Hannover. G. Schnath.

Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens.

I. Heft 13: Hans-Walter Klewitz, Studien zur territorialen Entwicklung des Bistums Hildesheim. Mit einer Lichtdruckwiedergabe der Scharnhorstschen Karte des Bistums Hildesheim (1798). Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1932. 4° 74 Seiten. RM. 7,50.

II. Heft 14: Werner Spieß, Die Großvogtei Calenberg. Die Ämter und Vogteien Calenberg, Springe, Langenhagen, Neustadt vor Hannover und Koldingen. Topographie, Verfassung, Verwaltung. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1933. 4° 155 Seiten.

I.

Das alte Bistum Hildesheim gehört zu den politisch und kulturell wichtigsten Staatsgründungen auf niedersächsischem Boden. Es hat auch für die Raumgeschichte der altwelfischen Lande, in denen es als

stärkster und zuletzt einziger Fremdkörper eingebettet war, eine ungeheure Bedeutung. Einsetzend mit den ersten Spannungen im 12. Jahrhundert zieht sich eine ziemlich ununterbrochene Kette von Auseinandersetzungen zwischen den Nachkommen Heinrichs des Löwen und den Nachfolgern des heiligen Bernward durch die Jahrhunderte hin, sich in der großen Stiftsfehde mit einem Knoten europäischer Verwicklungen verschürzend und erst beendet in den Tagen des Wiener Kongresses. Kaum ein anderes Territorium Niedersachsens verfügt über eine so reiche und so reich veröffentlichte Überlieferung wie dieses. Mit hohen Erwartungen durfte man daher der Erschließung Hildesheims für unseren Historischen Atlas entgegensehen.

Diese Erwartungen werden von Hans-Walter Klewitz leider enttäuscht. Seine Arbeit hat in der Fachkritik teilweise Ablehnung erfahren (vgl. Hansische Geschichtsblätter 57, S. 215—217), und es ist nicht zu leugnen, daß wir uns wohl eine gründlichere und mehr ausgereifte Behandlung gerade dieser Territorialentwicklung hätten denken und wünschen können als sie hier in einem dünnen Heft vorgelegt wird. Klewitz nennt seine Arbeit zwar nur „Studien zur territorialen Entwicklung des Bistums Hildesheim". Man darf aber fragen, ob es der Sinn der „Studien und Vorarbeiten" ist, eine Territorialentwicklung, für die in der Überlieferung und der Literatur der Boden schon so weit aufgeschlossen ist, nur im Überblick zu behandeln. Das vom Vf. mit gutem Glück eingeführte und schlüssig vorgetragene Kapitel über die bischöfliche Burgenpolitik kann doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß im übrigen weder die innere noch die äußere Entwicklung des Stiftsgebietes mit der Genauigkeit untersucht und dargestellt ist, die man von dem Material erwarten durfte.

Gewisse Flüchtigkeiten der Arbeit — auch in der äußeren Form — mögen sich daraus erklären, daß sie teilweise fern von der Heimat im Auslande entstanden ist. Befremdlich und bedenklich bleibt es darum immer, wenn Vorarbeiten wie die (ungedruckte) Gießener Dissertation von L. Gradl: „Die Entwicklung der Landeshoheit der Bischöfe von Hildesheim" oder auch die neue Ausgabe von A. v. Hofmann, „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" (1930) dem Vf. unzugänglich geblieben sind. Auch die guten, mit einer lehrreichen Karte ausgestatteten historisch-geographischen Ausführungen W. Hartmanns im Heimatbuch des Kreises Gronau (1931) sind ihm unbekannt. Ohne weiter dazu Stellung zu nehmen, wie weit Klewitz' Arbeit vom landes- und lokalgeschichtlichen Standpunkt verbesserungsfähig ist — die mangelhafte Ausschöpfung der vortrefflichen Studie von A. Peters über die Entstehung der Amtsverfassung (Z. H. V. Ndf. 1905) ist schon von anderer Seite angemerkt worden — kann ich die starken Bedenken nicht unterdrücken, die vom methodischen Standpunkt der historischen Geographie zu erheben sind.

Der Zweck der „Studien und Vorarbeiten" ist die Vorbereitung des Historischen Atlas, d. h. einer sinnvoll ausgewählten Darstellung der Gebiets-, Wirtschafts- und Kulturentwicklung Niedersachsens, so-

weit sie sich in Kartenform wiedergeben läßt. Nach dieser Seite läßt Klewitz nahezu alle Wünsche unerfüllt. Der gegen seine Vorgänger erhobene Vorwurf, daß ihren Arbeiten „die lebendige historisch-geographische Anschauung der Karte" fehle (S. 18), fällt in dieser Hinsicht auf ihn zurück, denn die primitive Skizze des „Burgenvielecks" S. 36 und die der Arbeit nachträglich, daher leider ohne innere Verbindung mit dem Text beigegebene Lichtdruckwiedergabe der schönen Scharnhorstkarte des Hochstifts von 1798 sind nicht ausreichend, dem Leser eine lebendige historisch-geographische Anschauung der Territorialentwicklung des Hochstifts zu vermitteln. Zwar versichert Vf. wiederholt, daß eine in „linearen Flächen" (besser: linear begrenzten Flächen) gezeichnete Karte des Bistums und seiner Ämter für das 14. Jahrhundert nicht möglich sei (S. 38). Wie aber steht es mit dem 16. und 17. Jahrhundert, aus denen Grenzbeschreibungen und Amtsregister (Vf. stellt sie in dankenswerter Weise zusammen) und auch schon die von ihm gänzlich vernachlässigten zeitgenössischen Karten vorliegen? Und warum bleibt er uns eine Karte der — doch allemal linear begrenzten — Diözese und der Archidiakonate schuldig? Mit der bloßen Behauptung, daß eine auf Grund der Vorarbeiten von Machens gezeichnete Archidiakonatskarte (S. 15) nichts für die Gaugeographie ergeben würde, ist für den Atlas ebensowenig gewonnen wie mit dem Hinweis, daß „eine kartographische Darstellung der von 1142 bis 1291 erworbenen Gerichtsrechte" (also doch!) bereits „einigermaßen deutlich die Umrisse des späteren Hochstifts hervortreten läßt (S. 27). Und wenn schon eine lineare Darstellung der Ämter für das Mittelalter nicht erreichbar ist, so kennt die moderne Methodik der historischen Geographie Möglichkeiten genug, um dennoch zu einem ausreichenden Kartenbild der Gerichts- und Verwaltungssprengel zu kommen. Vorbilder dafür findet man nicht nur außerhalb unseres Arbeitsgebietes etwa in dem ausgezeichneten Atlas von Hessen, sondern auch bei Sello und in anderen Arbeiten unserer „Studien und Vorarbeiten". Andererseits liefert auch die unten anzuzeigende Arbeit von Spieß an einem viel brüchigeren Material einen Beweis dafür, daß unsere mittelalterlichen Herrschafts- und Verwaltungsgebiete durchaus auf einer Karte nicht zu großen Maßstabes darzustellen sind, wenn man es richtig anfaßt. Kartographische Entwürfe dieser Art würden auch die Dynamik der hildesheimer Territorialentwicklung und die außerordentliche Bedeutung ihrer immer neuen Vorstöße leineabwärts und ins Wesertal hinüber (Homburg, Dassel, Große Pfandschaft von 1433!) weitaus besser ins Licht gestellt haben als die gutgemeinten, aber zusammenhangslosen Notizen über die Verpfändungen der Stiftsämter.

II.

Es trifft sich, daß sich neben diese Arbeit gleich eine andere stellt, die man füglich als Musterbeispiel für eine exakt und eindringlich durchgeführte territorialgeographische Untersuchung anführen darf: die Großvogtei Calenberg von W. Spieß, eine Frucht tief-

schürfender Spezialstudien und sicherer Kenntnis der Rechts- und Verwaltungsgeschichte. Freilich ist der Raum, den Spieß behandelt, wesentlich kleiner als das Stift Hildesheim (rund 1000 qkm gegen rund 2000 qkm — die von Wagner im Ndſ. Jb. I 1924 S. 199 geforderte Flächenberechnung ihrer Arbeitsgebiete haben leider weder Spieß noch Klewitz vorgenommen). Aber die bis zum letzten Dorf- und Straßengericht, man möchte fast sagen: zu den einzelnen Grenzsteinen vordringende Untersuchung kommt doch einem Gebiet zugute, das von kaum minderer geschichtlicher Bedeutung ist. Es ist kein ursprünglicher Bestandteil des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg, sondern erst im 13. und 14. Jhdt. den Grafen von Roden-Wunstorf, Hallermunt und Schaumburg schrittweise abgewonnen worden. Aber in diesem „Land zwischen Deister und Leine" stand nicht nur die Wiege des Fürstentums Calenberg, dessen größtes und bedeutendstes Amt die Großvogtei bis ins 17. Jahrhundert gewesen ist, sondern auch des Kurfürstentums und späteren Königreichs Hannover, dessen Hauptstadt von diesem Gebiet rings eingefaßt wird. So fällt auch auf die Gebietsgeschichte der Stadt Hannover und ihrer nächsten Umgebung manches Streiflicht.

Spieß behandelt nach einem Überblick über die territoriale Entwicklung seines Untersuchungsgebietes zunächst die Grafschaften Lauenrode (das Gebiet von Peine bis Wunstorf) und Hallermunt (das Gebiet um Springe) sowie die Entwicklung der aus ihnen hervorgegangenen Großvogtei Calenberg bis zu ihrer Auflösung im 17. Jahrhundert. Es folgen dann in besonderen Kapiteln eingehende Untersuchungen über den Aufbau und die Abgrenzung der Ämter, aus denen die Großvogtei bestand und in die sie später wieder zerfiel: Calenberg (mit Wennigsen, Gehrden und Münder), Springe, Langenhagen, Neustadtvogtei und Koldingen. Außerdem gibt er uns einen kleinen „Historischen Atlas" der Großvogtei mit 4 Karten, die das Arbeitsgebiet mit je 125 Jahren Abstand um 1300, 1425, 1550 und 1675 im Maßstab 1 : 200 000 sehr anschaulich zur Darstellung bringen; die letztere beruht auf musterhafter Verwertung der handgezeichneten Karten des 17. und 18. Jahrhunderts.

Nicht für alle Teile Niedersachsens dürfte ein so geschulter Bearbeiter zu finden und eine so eindringliche Untersuchung zu fordern sein. Aber freuen wir uns dessen, daß für dieses alte Kernstück des Hannoverlandes beides in schönster Weise zusammengetroffen ist.

Hannover. G. Schnath.

Hermann Rothert, Heimatbuch des Kreises Bersenbrück. Band I: Geschichte. Quakenbrück 1933. 300 Seiten. — 8°.

„Seinem lieben Kreise, der ihm in langen Jahren zur Heimat geworden ist", widmet Hermann Rothert das schöne Heimatbuch. Es ist eine Abschiedsgabe geworden, da der Verfasser inzwischen durch seine Berufung ins Ministerium von der Stätte seines langjährigen erfolgreichen Wirkens als Landrat des Kreises Bersenbrück entrückt

worden ist. Die Liebe zu diesem Stück nordwestdeutscher Landschaft mit den mächtigen Meierhöfen des Artlandes, den stillen Heiden und ihren weltabgewandten, in Eichenkämpen versteckten Siedlungen trägt und hebt die Schilderung auf jeder Seite, ist aber unterbaut von einer in jahrelanger Eigenforschung erworbenen gründlichen und sicheren Kenntnis von Land und Leuten und ihrer Vergangenheit. Fast scheint es, als seien manchmal zuviel der Einzelheiten mit liebevoller Kleinmalerei in das Bild hineingezeichnet worden.

Der Anlage nach ist das Heimatbuch keine zusammenhängende Kreisgeschichte — obwohl die Vergangenheit des heute im Kreis Bersenbrück zusammengefaßten alten Osnabrücker Nordlandes mit Recht durchaus als Einheit gesehen ist —, sondern eine lockere Folge von Schilderungen, die z. T. schon an anderer Stelle erschienen sind; leider hat sie der Vf. ganz ohne Quellennachweise gelassen, was der weiteren Forschung — und den Archiven! — viel Arbeit und Suchens Müh machen wird.

Allgemeinen Betrachtungen über die Siedlungen, die Kirchengründungen, die Bauernhöfe und das Heuerlingswesen folgen Schilderungen einzelner bemerkenswerter oder charakteristischer Plätze des Kreises: Kirchspiele (Ankum und Engter), Adelssitze (Sögel), Städte und Flecken (Quakenbrück, Bramsche), Stiftsburgen und Festungen (Fürstenau, Vörden) und geistliche Gründungen (Bersenbrück, Malgarten, Lage); eine Geschichte des Waldes macht den Beschluß, ein Orts- und Namensverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit des anspruchslos und doch hübsch ausgestatteten Werkes.

Hannover. G. Schnath.

P[etronella] Fransen, Leibniz und die Friedensschlüsse von Utrecht und Rastatt-Baden. Eine aus größtenteils noch unveröffentlichten Quellen geschöpfte Untersuchung. Purmerend (Holland) 1933. — 8°. — 240 Seiten. Holl. Gulden 3,90.

Das wichtigste Ergebnis der mit Sorgfalt und eindringender Kritik aus dem einschlägigen Stoff — vor allem aus dem handschriftlichen Nachlaß Leibnizens selbst — geschöpften Arbeit ist eine negative Feststellung: von einem irgendwie nennenswerten Einfluß des großen Philosophen auf die Friedensschlüsse, die den Spanischen Erbfolgekrieg beendeten, kann keine Rede sein, — trotz der unablässigen Versuche Leibnizens, auf die Politik des Wiener Hofes Einfluß zu gewinnen, trotz der unzähligen Eingaben, Entwürfe, Flug- und Denkschriften, die er zu diesem Zweck verfaßte; — wie sich jetzt herausstellt, durchaus nicht auf Bestellung, sondern aus eigenem Antrieb, aus der ihm eigentümlichen „unglücklichen Liebe“ zur Politik.

Diese Einfluß- und Erfolglosigkeit Leibnizens im Bereich der praktischen Staatskunst ist zwar der zutiefst dringenden Forschung eines P. Ritter ebensowenig entgangen wie der feinen Intuition eines Dilthey; sie wird sich auch, wie ich auf Grund meiner eigenen Studien zur Geschichte Hannovers sagen zu können glaube, jedem bestätigen,

der sich eingehender mit der Einwirkung Leibnizens auf irgendein Problem der praktischen Politik befaßt. Insofern bietet also die Arbeit F.s nicht etwas vollkommen neues oder überraschendes. Aber sie widerlegt — mit deutlicher Kritik der „romantischen" deutschen Auffassung des Leibnizbildes — an einem gut gewählten und folgerichtig durchgeführten Beispiel die zahlreichen und gewichtigen Stimmen, die, befangen in der überragenden Bedeutung des Gelehrten Leibniz, auch jeder seiner politischen Äußerungen ein weltpolitisches Gewicht beimessen möchten.

Überzeugend weist F. demgegenüber nach, daß die Denk- und Flugschriften L.'s größtenteils nicht einmal ihre Empfänger, geschweige denn ihren Zweck erreichten, und daß auch von den persönlichen Beziehungen des Philosophen zu einzelnen Persönlichkeiten der Wiener Gesellschaft und Diplomatie spürbare Wirkungen auf die große Politik in keiner Weise ausgegangen sind. Das gilt insbesondere für seinen Versuch, den Wiener Hof zu einem engeren Bündnis mit dem Zaren unter gleichzeitiger Fortführung des Krieges im Westen zu gewinnen. Interessante Streiflichter fallen dabei auf L.'s Persönlichkeit, seine eigentümliche Befangenheit im Verkehr mit den Fürstlichkeiten und Staatsleuten, die oft seltsam anmutende Art und Weise, in der er sich unter Berufung auf die Gunst der einen in das Vertrauen der anderen einzuschmeicheln versuchte, auf seine unaufhörliche Projektenmacherei. Sicher stand hinter allen seinen Schritten eine einheitliche Grundhaltung zu den großen politischen Fragen der Zeit, seine Sorge um die Freiheit Europas und die Ehre des deutschen Reiches. Aber wie sonderbar und weltfremd muten seine praktischen Vorschläge an, wie ledern seine Denkschriften etwa im Vergleich mit der glänzenden Publizistik eines Lisola und Dumont!

In dieser seiner Unzulänglichkeit auf dem Gebiet der praktischen Politik sieht F. mit Recht den Hauptgrund dafür, daß man Leibniz in der politischen Welt überhaupt nicht ernst nahm. Für seine wirklich großen und bleibenden Gedanken hatte man in dieser Welt der Realitäten keinen Raum; Leibniz war wohl ein zu großer Philosoph, um großer Politiker zu sein. Darin und in seinem unglücklichen Verlangen, dennoch eine Rolle unter den Staatsmännern zu spielen, liegt zweifellos eine gewisse Tragik, die F. — im Anschluß an Ritter — gut herausgearbeitet hat. Allerdings will mir scheinen, daß diese Tragik wenigstens zum Teil nicht aus der Person, sondern aus der Zeit Leibnizens verstanden werden will, einer Zeit, die den Wissenschaften (und ihnen gehörte L. doch in erster Linie) ihren Wert und ihren Platz — auch in der Gesellschaft — nur in Bezug und im Hinblick auf das Leben des Staates zuerkannte, und die im Gelehrten vielfach nichts anderes sah als einen Goldmacher im Reiche des Geistes. Der Weg zu den Akademien führte eben durch die Kabinette oder doch wenigstens ihre Vorzimmer, und es wäre unter diesem Gesichtspunkt eigentlich noch zu untersuchen, ob und wieweit L.'s politische Tätigkeit in Wien 1712—14 dem besonderen Interesse des Kabinetts

gerecht geworden ist, dem er von Amtswegen zu dienen hatte, des hannoverschen.

Die deutsche Leibnizforschung wird es der Verfasserin zu danken haben, daß sie ihre wertvolle Arbeit — eine Leidener Dissertation von ansehnlichem inneren und äußeren Gewicht — ganz in deutscher Sprache gegeben hat.

Hannover. G. Schnath.

Torvald Höjer, Sverige och det tyska rekonstruktionsproblemet vintern 1812—13. Med särskild hänsyn till de svensk-hannoveranska förhandlingarna.
Sonderdruck aus Historisk tidskrift, Stockholm 1933. 81 S.

Auf breiter quellenmäßiger Grundlage schildert Höjer nach den Akten der Archive zu Stockholm, Berlin, Wien, London und Hannover die nicht unbedeutende Rolle, die der schwedische Kronprinz Karl Johann (Bernadotte) im Jahre 1812 und bis in den Frühling 1813 hinein für die Pläne zur Wiederherstellung Deutschlands gespielt hat. Wie der Untertitel besagt, berücksichtigt der Vf. ganz besonders die schwedisch-hannoverschen Beziehungen, die in jenen kritischen Monaten von weit größerer Bedeutung waren als es auf den ersten Blick erscheint und als es die bisherigen Darstellungen erkennen ließen. Das rechtfertigt auch unseren Hinweis auf diese tüchtige schwedische Arbeit, die als solche unserer landesgeschichtlichen Forschung ja nicht ohne weiteres zugänglich ist.

Höjer schildert eingehend, wie sich Schweden mit den Vorschlägen auseinandersetzte, die in jener Zeit für die Neugestaltung Deutschlands, seiner Verfassung und Einteilung, gemacht wurden — von Stein und A. W. Schlegel so gut wie von Graf Münster, dessen Bestrebungen und Leistungen vom Vf. in sehr sachlicher Weise gewürdigt werden. Die raumgeschichtlich bedeutsame Entwicklung der welfischen Gebietsforderungen tritt anschaulich zu Tage: zunächst (1809—1812) das „austrasische" Reich von der Schelde bis zur Elbe — bekanntlich von Haus aus ein Gedanke Gneisenaus! —, dann ein nordwestdeutscher Großstaat vom Rhein und der Ijssel bis zur Elbe (Münsters Denkschrift vom 22. Dezember 1812) und schließlich ein Großhannover, d. h. die altwelfischen Lande vermehrt um Hildesheim, Minden, Ravensberg und ausgestattet mit einer Art Schutzherrschaft über die Hansestädte und die benachbarten Kleinstaaten wie Schaumburg, Lippe, Pyrmont, Corvey usw. (Münsters Denkschrift vom 30. März 1813). Es ist sehr interessant, daß der schrittweise Abbau dieser Raumforderungen in gleicher Weise durch innere Widerstände im englischen Kabinett — „you know Hanover is not looked upon with a favorable eye in this country" schrieb Castlereagh an Münster — wie durch die allgemeine politische Entwicklung bestimmt war. Jene so vielfach verkannten ersten Pläne waren darauf gegründet, daß Preußen bei seinem französischen Bündnis blieb — man gedachte es unter dieser Voraussetzung, allerdings ganz im Sinne Münsters, auf

einen Mittelstaat zwischen Elbe und Weichsel zu beschränken. Der Abfall Preußens von Napoleon, der gewaltige Eindruck seiner nationalen Wiedergeburt und seine schnelle Verständigung mit Rußland schufen eine ganz neue Lage für England und zwangen auch Karl Johann, unter Verzicht auf eigene hochfahrende Pläne sich mit Preußens Wiederherstellung als Großmacht abzufinden (Vertrag vom 22. April 1813). Nicht er als Englands „champion", wie es 1812 geplant war, sondern Preußen wurde in militärischer und moralischer Hinsicht Norddeutschlands Befreier.

Höjer bricht mit diesem Zeitpunkt ab, mit dem Schwedens Rolle für die deutschen Angelegenheiten in der Tat ausgespielt war. Auch auf die schließliche Regelung der Gebietsverteilung in Nordwestdeutschland hat Karl Johann, der sich nun ganz auf den Erwerb Norwegens warf, keinen Einfluß mehr geübt; hier war allein noch das Kräftespiel zwischen England und Preußen maßgebend.

Die Untersuchung Höjers zeichnet sich durch die gründliche und besonnene Art aus, die der nordischen Geschichtsforschung eigen ist. Sie liefert einen wichtigen Beitrag nicht nur zur Geschichte der europäischen Erhebung gegen Napoleon, sondern auch für unsere Landesgeschichte.

Hannover. G. Schnath.

Beschreibung des Amtes Aurich (1735), herausgegeben von Ufke Cremer. Aurich 1933, A. H. F. Dunkmann. 8°. 100 Seiten.

Angeregt durch keinen geringeren als den bekannten Enno Rudolf Brenneysen hat die fürstlich ostfriesische Regierung in den letzten Jahren ihres Bestehens ausführliche Amtsbeschreibungen im Stil der sog. Erbregister oder Lagerbücher aufnehmen lassen, von denen U. Cremer hier die des großen und bedeutenden Amtes Aurich aus der Feder des Amtmanns Stürenburg (1735) in einem sorgfältigen und vollständigen Abdruck vorlegt. Es ist alles darin zusammengetragen, was der damaligen Verwaltung von Nutzen und der heutigen Landeskunde und Geschichtsforschung von Interesse ist; die Grenzen, Rechte, Einkünfte des Amtes so gut wie die Wege, Gewässer, Kirchen, Mühlen, Brücken, Stege, Moore und Forsten, dazu viele historische und statistische Notizen, das Ganze erschlossen durch ein vom Herausgeber liebevoll zusammengestelltes Verzeichnis. Für die Heimatforschung des Auricher Bezirks eine großartige Fundgrube, zu der man sich nur noch eine zeitgenössische Karte als Ergänzung wünschen möchte.

Hannover. G. Schnath.

Heinrich Schwenke, Der Regierungsantritt des ersten evangelischen Bischofs im Stift Osnabrück, Ernst August I., 1661—63. Diss. phil. Münster 1932, VIII + 59 + XIII Seiten.

Ein Regierungswechsel in einem kleinen geistlichen Territorum des 17. Jahrhunderts ist an sich kaum ein Gegenstand sonderlichen Interesses und noch weniger einer gelehrten Monographie. In diesem

Falle handelt es sich aber um einen Regierungswechsel ganz besonderer Art, nämlich den ersten Fall, in dem der monströse Artikel XIII des I. P. O., die Besetzung des Osnabrücker Bischofsstuhles durch einen evangelischen Prinzen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg, zur Anwendung gelangte. Das Ergebnis der gründlichen, wenn auch vielleicht gar zu breit angelegten Arbeit Schwenkes ist die Feststellung, daß dieser an sich unerhörte Vorgang viel glatter und reibungsloser erfolgte, als zu erwarten war und daß er sich in den Formalien wenig vom Regierungsantritt eines katholischen Bischofs unterschied. Mit Recht wird hervorgehoben, daß hierfür außer der gründlichen Vorbereitung durch die „Ausführungsbestimmungen" jenes Artikels (in der Capitulatio perpetua von 1650) die allgemeine konfessionelle Erschöpfung maßgebend war. Daneben wird auch die kluge und vorsichtige Politik des Herzogs Ernst August und seiner Leute unterstrichen. Gestützt auf die überlegenen Machtmittel seines Hauses konnte er es sich leisten, am richtigen Ort auch die richtigen Zugeständnisse zu machen, ohne seine landesherrliche Stellung zu gefährden, deren weiterer Ausbau zum absolutistischen Regiment uns schon früher durch Kennepohl, Schöttke und andere geschildert worden ist.

Hannover. G. Schnath.

E. J. Luin, Antonio Gianettini e la musica a Modena (Atti e memorie della R. deputazione di storia patria per le provincie Modenesi VII, 7) 1931.

Die aus einer Münchener Dissertation hervorgegangene Darstellung der Lebensschicksale des hauptsächlich am Hofe der Estes in Modena tätigen Komponisten Antonio Gianettini (1648—1721) enthält — was der Titel nicht vermuten läßt — mancherlei Nachrichten zur zeitgenössischen Musikgeschichte der welfischen Höfe, deren vielfache Beziehungen zu Italien, insbesondere zu Venedig und Modena, ja bekannt sind. G. war zwar selber niemals in Norddeutschland, doch wurden Opern von ihm in Hamburg, Braunschweig und Wolfenbüttel aufgeführt. Er leitete in Modena eine berühmte Kapelle, aus der sich Herzog Ernst August verschiedentlich Kräfte für seinen Hof verschrieb, so zur Eröffnung des hannoverschen Opernhauses, deren — bisher ungewisses — Datum Luin durch einen Briefund auf den 30. Januar 1689 festlegen kann (Erstaufführung des Enrico Leone von Agostino Steffani). Auf die in Modena gefeierten Hochzeiten zweier hannoverscher Prinzessinnen, der Töchter Herzog Johann Friedrichs, fallen interessante Streiflichter, ebenso auf die mutige Haltung ihrer Mutter, der alten Herzogin Benedikte Henriette, bei der Besetzung Modenas durch die Franzosen 1702. Es wäre zu wünschen, daß die Verfasserin ihre Absicht ausführte, die modeneser Beziehungen des Hauses Hannover, in denen ja auch die Bekanntschaft Leibnizens mit Muratori eine Rolle spielte, auf Grund der Bestände des Staatsarchivs in Modena einmal im größeren Zu-

sammenhang darzustellen. (Vgl. hierzu W. Arnsperger, Leibnizens italienische Reise in den Jahren 1689—1690, Z. H. V. Nds. 1901, S. 235 ff.).

Hannover. G. Schnath.

Urkunden der Familie von Saldern, bearbeitet von Dr. Otto Grotefend. I. Band. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover usw. XIII) Hildesheim und Leipzig, Verlag A. Lax (1932). XII + 391 S. 4°. Preis 18 RM.

Die Familie von Saldern gehört heute ganz dem Lande rechts der Elbe an; wer aber mit der Geschichte unserer niedersächsischen Heimat auch nur einigermaßen vertraut ist, weiß, daß sie hier nicht allein ihren Ursprung nimmt, sondern daß sich ihre Schicksale auch Jahrhunderte hindurch mit dem Geschicke unserer Landschaft fest verwoben haben: erst um 1700 hat mit der Aufgabe seines Stammguts Salder das Geschlecht diese uralte Verbindung gelöst. Ein Urkundenbuch der Familie berührt daher vor allem Niedersachsen, und wir schulden der Historischen Kommission für Hannover usw. Dank, daß sie trotz starker geldlicher Inanspruchnahme durch sonstige große Aufgaben doch einen beträchtlichen Anteil an den Kosten dieser Veröffentlichung auf sich genommen hat, deren 1. Band nach jahrelangen archivalischen Vorarbeiten — denn frühere Beiträge zur Geschichte des Geschlechts wie auch die gutgemeinte Familiengeschichte aus der Feder des Saldernschen Patronatspfarrers Goeroldt (Aschersleben 1865) lieferten doch nur recht kümmerliche wissenschaftliche Grundlagen — jetzt der Staatsarchivdirektor Dr. Otto Grotefend vorlegt. Der Band umfaßt in 650 Nummern, die selbstverständlich zum weitaus größten Teile in Regestenform geboten werden, das Urkundenmaterial von der frühesten Erwähnung des Geschlechtes (zwischen 1102—1124) bis zum Februar 1366; davon hat etwa 40 v. H. das Staatsarchiv in Hannover besonders aus seinen alten Hildesheimer Beständen zur Verfügung gestellt, während an zweiter Stelle als Ursprungsort das Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel folgt: der Nordwestsaum des Harzes erweist sich also auch hierdurch als der hauptsächliche Schauplatz dieser ältesten Saldernschen Geschichte. Hier greift nun das Geschlecht in wachsendem Maße um sich, indem die Glieder der, wie auch Gr. hervorhebt, unzweifelhaft ursprünglich freien Sippe dann in ein Ministerialitätsverhältnis vor allem zu den Hildesheimer Bischöfen und Braunschweiger Herzögen sich bequemten, in deren näheren Diensten wir ihnen vielfältig in den Zeugenreihen begegnen. Ein außerordentlich ausgebreiteter Lehensbesitz, der sich etwa von Blankenburg a. Harz bis an die Leine hinzieht und neben Grund und Boden auch zahlreiche Fischereigerechtigkeiten, Mühlen, Zehnten und Geldzinse umfaßt, ist der Ertrag solcher Umstellung: ein Verzeichnis der Saldernschen Lehensgüter von 1325 zeigt in diesem Bezirke rund dreihundert Hufen in den Händen der Familie, die neben dem reichen Besitze hildesheimischen und welfischen Ursprunges dann namentlich auch aus dem Verfalle der Wohldenberger

Grafschaft für sich Gewinn zu ziehen verstanden hat. Auch durch pfandweisen Erwerb von herrschaftlichen Schlössern — jahrzehntelang ist im 14. Jahrhundert z. B. die wichtige Grenzfeste Kalenberg in Saldernscher Hut — verstärkt und nutzt man klug die eigene Machtstellung, der u. U. auch reine Kapitalsanlagen wie Ankauf von Bergwerksanteilen am Rammelsberge dienen müssen. Und es zeugt gewiß ebenso wie von dieser Macht des Geschlechtes auch von seiner politischen Anpassungsfähigkeit, daß es sich auf dem Boden zweier so gegensätzlicher Territorialgewalten, wie es die Hildesheimer Bischöfe und die welfischen Herzöge fast immer waren, so sicher und erfolgreich zu behaupten wußte; freilich orientieren sich die Saldern offenbar je länger desto mehr nach herzoglicher Seite, die ihnen selbstverständlich mehr zu bieten imstande war. Natürlich fehlen in den Urkunden auch die sonstigen Zeugen enger Verbundenheit der Saldern mit dem Heimatboden nicht; wir treffen sie in alter Zeit als Vögte der Klöster Steterburg, Heiningen, Riechenberg und Frankenberg, im Patriziat von Braunschweig, als einflußreiche Räte der Fürsten, Schiedsrichter in allerlei Streitigkeiten und nicht zuletzt in geistlichen Würden und Pfründen oder wenigstens als Glieder von Klosterkonventen, wo die Familie für ihre jüngeren Söhne und Töchter standesgemäße Versorgung sucht.

Daß die Edition als solche mit aller Sorgfalt erfolgt ist, bedarf im Hinblick auf die Person des Bearbeiters nicht erst besonderer Erwähnung; ein ausführliches und aufschlußreiches Personen- und Ortsnamenverzeichnis breitet dazu die reiche Fülle des Inhalts für bequeme Benutzung aus. Nur ein geringer Irrtum ist mir dabei aufgestoßen: bei dem Dorfe Adenstedt handelt es sich offenbar nicht um das im Kreise Alfeld gelegene — die Saldern haben sonst dort in der Nachbarschaft keinen Besitz — sondern um die gleichnamige Ortschaft s. w. Peine, in dessen Nähe die Familie ganz besonders stark begütert war.

Hildesheim. Gebauer.

Urkundenbuch des Eichsfeldes. Teil 1 (Anfang saec. IX bis 1300). Herausgegeben von der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt. Mit Benutzung der Sammlungen von Julius Jäger bearbeitet von Aloys Schmidt. Magdeburg 1933. Selbstverlag der Historischen Kommission. Auslieferung durch Ernst Holtermann, Magdeburg. (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt, Neue Reihe Bd. 13.) XXVIII und 664 Seiten. Preis 20 RM.

Ein ausgezeichnetes Werk wird der Erforschung der Geschichte des Eichsfeldes dargeboten. Über die Entstehung des Ganzen, über die Anfänge der Arbeit vor mehr als 100 Jahren durch den Kanonikus Joh. Wolf, ihre erfolgreiche Fortführung durch den Direktor des Duder-

stadter Gymnasiums Dr. J. Jäger († 1922) und ihren trotz allerhand Schwierigkeiten durch die Hist. Kommission f. d. Provinz Sachsen und f. Anhalt bewirkten Abschluß berichtet eingehend das Vorwort, dessen genaues Studium nur empfohlen werden kann. Nicht weniger als 819 Urkunden, vom 9. Jhdt. bis zum Jahre 1300, sind hier für dieses kleine Stück deutscher Erde zusammengebracht. Dabei sind die von Jäger in seinem Urkundenbuch der Stadt Duderstadt veröffentlichten Urkunden nicht mit aufgenommen; die von ihm herausgegebenen Urkunden des Klosters Teistungenburg werden jedoch hier wiederholt, da sie nur in einem schwer zugänglichen Schulprogramm veröffentlicht waren und eines Registers entbehrten. Es werden nicht nur eigentliche Eichsfeldische Urkunden gebracht, diese in extenso, sondern auch als Regesten solche, in denen Personen als Zeugen genannt werden, „die als Angehörige von Eichsfelder Stiftern und Klöstern oder als Amtspersonen Erwähnung verdienen", ferner Urkunden, namentlich deutscher Könige sowie der Mainzer Erzbischöfe, die in Eichsfelder Örtlichkeiten ausgestellt sind, wobei in Erkenntnis ihrer Wichtigkeit für die Geschichte des Landes in diesen Fällen die ganzen Zeugenreihen gebracht werden. Die Einleitung gibt eine Schilderung des Bestandes des urkundlichen Überlieferungsstoffes, die zuweilen zu einer kurzen, lehrreichen Geschichte des betr. Archives wird. Den Beschluß des Bandes bilden ein dankenswertes Verzeichnis nebst kurzer Beschreibung der in dem Buche genannten Siegel sowie ein Orts- und Personenverzeichnis, bei dem Stichproben niemals einen Versager brachten.

Daß dieses Urkundenbuch des Eichsfeldes auch für die Geschichte der hannoverschen Lande eine wichtige Veröffentlichung ist, ergibt sich aus den sehr engen und regen Beziehungen des unteren Eichsfeldes nach Braunschweig-Lüneburg hin, der Eichsfelder Stifter und Klöster zu den umwohnenden Dynasten und Herren. In Nr. 94 bringt der Bearbeiter in vollständiger Wiedergabe eine, wie er selbst sagt, eigentlich nicht auf das Eichsfeld bezügliche Urkunde des Mainzer Erzbischofs vom 29. Febr. 1148, in der dieser dem Stift Nörten eine an der Nordseite des Stiftes gelegene Kapelle zu seiner Memorie überreicht; begründet wird diese Ausnahme mit der bisherigen ungestörten Verborgenheit jener Urkunde in dem bischöflichen Kommissariatsarchiv zu Duderstadt.

Es soll den Wert dieses in der Form der Darbietung musterhaften Buches in keiner Weise herabmindern, wenn ich einige wenige Unstimmigkeiten anmerke, die mir beim Studium auffielen; bin ich doch davon überzeugt, daß es die einzigen Schönheitsfehler des umfangreichen Werkes sind. In Nr. 129 wird die Lage des Orts Beienrode als unbestimmt bezeichnet; er ist aber, wie auch das Register richtig sagt, gleich dem in Nr. 456 genannten Ort Beirode; darnach wäre auch die Anmerkung zu Nr. 129 zu ändern. In Zeile 3 des Regestes Nr. 234 muß es heißen Hermann von Uslar, da die Personennamen auch sonst modernisiert sind. Von den Datierungen sind zu ändern: Nr. 487 in Februar 25; Nr. 567 muß es Juni 12 heißen oder, falls ein

Textfehler vorliegt, Juli 14; Nr. 568: September 6, wenn VIII. idus Sept. richtig ist; in Nr. 602 fehlen im Text des Datums zwischen millesimo und LXXXII die beiden CC.

Möge das Buch trotz der schweren Zeitläufte viele Käufer und Freunde finden und damit der Historischen Kommission Mut und Kraft geben, uns in nicht allzuferner Zeit mit einem weiteren Bande in gleicher Vollkommenheit zu erfreuen!

Hannover. Otto Grotefend.

Geheimrat Dr. C. Grotkaß-Bremen bringt in der niedersächsischen Wochenschrift „Der Heidewanderer" (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Ülzen, Jg. 17 Nr. 32—48) unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte der Stadt Ülzen und Umgegend" eingehende Mitteilungen über die Stadt-Verlaßbücher Ülzens, deren beide ersten, die Jahre 1593—1711 umfassenden Bände sich im Staatsarchiv Hannover befinden, während die übrigen im Amtsgericht Ülzen liegen. Sie vermelden uns die feierlich vor versammeltem Rate vollzogenen Verträge über Grundstücksübertragungen durch Kauf und Verkauf zwischen Lebenden, bringen uns aber, trotz dieses anscheinend so trockenen Stoffes, eine ungemein reiche Fülle von Angaben zur Orts-, Wirtschafts-, Kultur- und Familiengeschichte der Stadt, von dem Verfasser nach sachlichen Gruppen getrennt und in geschickter Form zusammengestellt. Wer sich z. B. über die Straßen- und Flurnamen, über die Einwohner Ülzens, über die dortigen Preis- und Geldverhältnisse, über Sitten und Gebräuche vergangener Zeiten unterrichten will, dem sei diese Aufsatzreihe wärmstens empfohlen.

Hannover. Otto Grotefend.

Martin Lintzel, Der sächsische Stammesstaat und seine Eroberung durch die Franken. (Historische Studien, herausgegeben von Ebering, Heft 227) Berlin 1933, 61 S. Broschiert RM. 2,20.

Wir dürfen es begrüßen, daß auf diesen 60 Seiten nun so ziemlich alles zusammengetragen ist, was sich an Fragen im Anschluß an die schriftlichen Quellen über die Sachsen ergibt, angefangen mit ihrer ersten Erwähnung, weiter über die Frage der Herkunft, der Ausbreitung, der ständischen Gliederung und ihres Verfalls. Damit ergibt sich zugleich die deutliche methodische Abgrenzung gegen meinen in diesem Jahrbuch abgedruckten Aufsatz, der die Funde und das landschaftlich Gegebene stärker berücksichtigt, aber auf die Sachsenprobleme der älteren Zeit nicht derartig eingeht.

Für die Ausbreitung der Sachsen nimmt Lintzel mit einigem Nachdruck gewaltsame Eroberung an; ich könnte zustimmen, wenn man sich die Angliederung der Stämme an die Sachsen etwa so vorstellt, wie später die Einfügung der deutschen Stämme in das Reich Heinrichs I. Denn die Bodenfunde umreißen festländisch doch wohl

nur ein engeres sächsisches Siedlungsgebiet zwischen Unterelbe und Unterweser. Für eine „Abwanderung der alten Stämme nach Westen und ihre Ersetzung durch die Sachsen“ finde ich keine genügend festen Anhaltspunkte; noch weniger für einen geschlossenen „sächsischen Stammesstaat aus Blut und Eisen“. Die Unterprovinzen der Westfalen, Engern und Ostfalen in der „Rolle von fast souveränen Staaten“ erscheinen mir stark konstruiert. Warum ich die Dinge anders sehe, ist oben Seite 49 ausgeführt. Vollends, daß „die 772 von den Franken genommene engerische Eresburg von den Sachsen zurückerobert“ wäre, scheint mir eine unberechtigte Aufspaltung zu sein. Die Ausführungen Lintzels über die Herzogswahl und die Rechte der Gaue sind nur haltbar vom Standpunkt eines, auch völkisch einheitlichen, sächsischen Stammesstaates. Aber Eroberstaaten pflegen eine stärkere Zentralgewalt zu haben; man denke an die Franken.

Die Standesverhältnisse bei den Sachsen werden (S. 19) mit Recht als sehr umstritten bezeichnet. Der Verfasser stellt sich die Dinge so vor wie etwa bei der Eroberung Angelsachsens durch die Normannen im Jahre 1066. Die Edelherren „lebten als Grundherrn“; „fraglich bleibt nur, ob man sie auch privatrechtlich als Herren der Freien ansehen kann“. Daß beim Adel allein eine so überlegene Macht geruht hätte, widerspricht schnurstracks dem, was der Verfasser selbst über den Landtag von Marklo erzählt. Daß Liten und Adel gegen die Freien aufeinander „angewiesen“ gewesen wären, kommt mir überspitzt vor. Unrichtig gefaßt sind doch wohl auch die „großen sozialen Gegensätze innerhalb des Adels“; von Besitzverschiedenheit ist allerdings durchaus zu sprechen.

Mit dem Reichtum einiger großer Geschlechter hängt es natürlich zusammen, daß sie im 9. Jahrhundert Stifter und Klöster gründen konnten; für ihr älteres und näheres Verhältnis zum Christentum scheint mir das kein Beweis. Daß „die beiden unteren Stände die neue Religion ablehnten“, ist offenbar eine auch nur sehr schwach gestützte Verallgemeinerung.

Ein Gesichtspunkt, der in meiner, vor dem Erscheinen des Lintzelschen Buches schon abgeschlossenen Darstellung zu wenig Beachtung gefunden hat, liegt in der Herausarbeitung des fränkisch-angelsächsischen Gegensatzes. Der Verfasser schließt aus ihm, daß Karl der Große 772 von vornherein und planmäßig die fränkische Mission eingeleitet habe; das hätte zugleich einen völligen Wechsel in der Missionsmethode bedeutet. Die Belege dafür, daß dieser Gegensatz auch empfunden wurde (S. 41), sind nicht gerade erheblich und enden schließlich mit dem Zugeständnis, daß die Franken „den Anschauungen der Angelsachsen weit entgegen kamen“. Doch ist die Missionstendenz schon bei Pipin (S. 47) durchaus beachtenswert.

In diesem Zusammenhange legt der Verfasser auch Wert darauf, daß weite Kreise in Sachsen und Franken dem Christentum entgegen gekommen seien, ja, daß der Krieg nicht 33 Jahre gedauert habe, wie Einhart meinte, sondern die Unterwerfung bereits 782 vol-

lendet war. Dazu paßt freilich schlecht, daß auch noch nach 785 Kämpfe stattfanden, „die sehr schwer und blutig waren". Daß die Annalen zum Jahre 785 von der Unterwerfung der Sachsen sprechen, beweist bei dem Charakter dieser Geschichtsquellen natürlich nichts; die Franken mochten in diesem Jahre wirklich glauben, am Ziele zu sein. Der auf die ganze Periode zurückblickende Einhart war sicher besser informiert. Richtiger ist schon, was der Verfasser über die große Zahl von Verträgen der Franken mit den Sachsen sagt, aber seine „sehr einfache" Erklärung für die „geradezu wahnsinnige Politik" der Sachsen, immer wieder Frieden zu schließen und sich doch wieder zu erheben, scheint mir mehr dialektisch als quellenmäßig richtig zu sein. Er meint, daß es „zwei verschiedene Parteien der sächsischen Bevölkerung waren, mit denen die Franken ihre Verträge abschlossen und mit denen sie Krieg führten". Ganz sicher ist die auch von mir zitierte berühmte Nithardstelle über Lothars Botschaft an die Sachsen, daß er den beiden unteren Ständen für ihr Bündnis die alte Freiheit zurückgeben wolle, ein wichtiger Anhaltspunkt dafür, daß der Adel durch die Franken eine starke Förderung erfahren hat. Aber es bleibt doch gewagt, auf die Ausdeutung dieser einen Stelle das ganze Verhalten des Sachsenvolkes während der Kriege Karls des Großen aufzubauen. Ich habe in meinem Aufsatz mehrere Stellen zitiert, aus denen sich ergibt, daß bis zuletzt auch im Adel noch Widerstände herrschten. Wie soll man sonst die vornehmen Geiseln der Spätzeit erklären? Auch bei den Deportationen ist mir fraglich, ob der Adel sich seine Hörigen so zu tausenden hätte wegnehmen lassen.

Ich habe schon in meinem Aufsatz (besonders Note 38 und sonst) betont, daß ich mich den älteren Forschungen Lintzels persönlich und sachlich verpflichtet fühle. So will ich auch die vielen Bedenken, die ich geäußert habe, ergänzen durch den Hinweis, daß durch das vorliegende Heft die Problematik der Sachsenfragen noch einmal sehr gründlich aufgerührt wird.

Göttingen. Karl Brandi.

Des Domherrn Heinrich Tribbe Beschreibung von Stadt und Stift Minden (um 1460). Herausgegeben von Klemens Löffler. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volkskunde. Mindener Geschichtsquellen Band II.) 1932. Münster i. W.: Aschendorff. XVI, 189 S. Gr. 8°. RM. 5,50.

In dieser Veröffentlichung bringt der leider kürzlich verstorbene Kölner Bibliotheksdirektor Klemens Löffler die schon in seiner Ausgabe der Mindener Bischofschroniken (Mindener Geschichtsquellen Bd. I, 1917, S. XXXVII) angekündigte Sonderveröffentlichung der Beschreibung von Stadt und Stift Minden, die von demselben Verfasser stammend wie die sog. jüngere Mindener Bischofschronik in derselben umfangreichen Handschrift (Berl. Staats-Bbl. Ms. Boruss. Quart 147) enthalten ist.

Umfang und Eigenart dieser Darstellung rechtfertigen Löfflers Entschluß, sie von der eigentlichen Bischofschronik zu trennen und gesondert herauszugeben.

Was uns hier der Mindener Domherr Heinrich von Sloen genannt Tribbe († 1464) gegeben hat, ist eine zwar in schlechtem Latein, aber mit guter Beobachtungsgabe und offenherziger Kritik geschriebene Zustandsschilderung, die für jene Zeit eine große Seltenheit ist und wohl nur ein Gegenstück in der etwas jüngeren Beschreibung der Stadt Ulm von dem Dominikaner Felix Fabri (1488/89) hat.

Der Inhalt der vielseitigen und inhaltreichen Tribbeschen Aufzeichnungen ist vom Herausgeber in vier Abschnitte gegliedert worden. Der erste bringt eine topographische Beschreibung des Stifts und besonders der Stadt Minden, beginnend mit der Gründung des Bistums. Bei der Erklärung des Namens Minden aus minas dans bzw. aus min und din (meum-tuum: Karl — Sachsen) finden sich schon interessante Hinweise auf die geographisch-politische Bedeutung der Lage Mindens als Stützpunkt der fränkischen Macht und als Grenzpunkt: Ibi enim, ut dictum, torrens Wyserae utramque terram et populum habitu et moribus discrepantem dividit et separat.

Sodann schildert der Domherr, der einen offenen Blick für Natur und Menschenwerk hat, die Schönheit des Orts und seiner Umgebung, Gebirge und Weser, das „Wunder" des Weserdurchbruchs an der „Bergteilung", den Reichtum an Steinen, Holz und Fischen, die Fruchtbarkeit des Landes usw. — Die Darstellung der Stadt selbst erfolgt nach der Einteilung in Viertel. Straßen, Plätze, Kirchen und Klöster mit all ihrem Zubehör, Hospitäler und öffentliche Gebäude werden genau beschrieben, ebenso die Vorstädte mit eigenen Bürgermeistern und Ratskollegien, die aber nicht die gleiche rechtliche Stellung hatten wie die der eigentlichen Stadt.

Verweilt er bei den Stadttoren, so benutzt er die Gelegenheit zu Exkursionen bzw. Exkursen über die in der betreffenden Richtung liegenden Orte, Dörfer, Burgen, Landwehren und zieht so nicht nur die Hauptorte und Amtssitze, die Freigrafenschaft Stemmwede u. a., sondern fast das ganze Stift (ungefähr die jetzigen Kreise Minden und Lübbecke) mit in seine Betrachtungen und gibt wertvolle Aufschlüsse über historische, geographische, kirchliche, rechtliche und wirtschaftliche Verhältnisse.

Das große Interesse des Domherrn an all diesen Fragen kommt auch in dem Abschnitt zum Ausdruck, den Löffler mit vielleicht etwas zu engem Begriff als „Stadtverfassung" überschreibt. Hier werden die Organe der städtischen Rechtsprechung und Verwaltung, Wichgraf, Stadtrichter, Bauermeister, Rat, Ratsdeputationen und alle Stadtbeamten bis zum Henker eingehend, teilweise kritisch behandelt und dabei Fragen des Stadtrechts gestreift. (S. 126. — Die Seitenzahlen des Inhaltsverzeichnisses von „Ratswahl" bis „Herwede und Gerade", 131 usw. bis 136, sind verdruckt; es muß heißen: 121 usw. bis 126.) Erhalten wir hier manche Ergänzungen und neue Gesichtspunkte zu

den uns vorliegenden Quellen über die angeführten Gegenstände, so gilt dies in noch stärkerem Umfang von der ausführlichen Beschreibung der Innungen und Bruderschaften; denn über diese sind uns aus mittelalterlicher Zeit sonst nur wenig Quellen erhalten. Wir wollen hier nicht näher darauf eingehen, zumal eine gute Münstersche Dissertation von Fr. Lauffs über „Das Mindener Zunft- und Gewerbewesen im Mittelalter", die voraussichtlich im Bd. 6 des Mindener Jahrbuchs abgedruckt wird, eine Würdigung und Auswertung der Tribbeschen Zunftdarstellung gebracht hat. Nur auf einen Irrtum des Herausgebers Löffler muß hier hingewiesen werden: De officio mercatorum, vom Kaufmannsamt, ist zweimal die Rede: Zuerst mitten zwischen den anderen Zünften. Der Inhalt dieses Abschnittes ergibt deutlich, daß es sich hier um die Zunft der Krämer, der Kleinhändler, handelt; sodann weiter unten hinter den Zünften vor dem (Ratswahl-) Ausschuß der „Vierzig". Bei dieser zweiten Gruppe lassen die Aufnahmebedingungen, die Vorrechte beim Verkauf, z. B. der „Gewandschnitt", den Löffler in einer längeren Anmerkung (S. 118, 2) auch für Minden als „einer bevorrechtigten Klasse der Bürgerschaft, den altfreien Vollbürgern, Patriziern, hier mercatores genannt, vorbehalten" bezeichnet, ohne weiteres erkennen, daß hier vom „copman", dem Großhändler, die Rede ist. Wenn Tribbe, dem der soziale und wirtschaftliche Unterschied beider Kategorien wohl bewußt gewesen ist, diese Großkaufleute mercatores secundi (S. 105 u. 118) nennt, so meint er damit nur die an späterer, zweiter Stelle behandelten mercatores und rechtfertigt die von Löffler hergestellte Reihenfolge der Handschrifteneintragungen (vgl. Vorwort S. X). Trotzdem erklärt Löffler (S. 105 u. 118) mercatores secundi als Krämer und hat sich auch durch unsere Hinweise auf den eben angedeuteten, durch den Inhalt ganz klaren Sachverhalt vor dem endgültigen Druck leider nicht überzeugen lassen.

Mehr noch als bei den Angelegenheiten des öffentlichen bürgerlichen Lebens berichtet der Domherr aus eigener Erfahrung und Kenntnis über kirchliche Fragen, die in den Abschnitten „Dom" und „Bischof" behandelt werden. Auch hier geht die Darstellung, bisweilen etwas sprunghaft, sehr ins einzelne, gibt dafür aber im allgemeinen ein aufschlußreiches Bild. Nur stichwortartig seien einige Punkte angedeutet: Immunität, Marktkirche, Kanonikate, Archidiakonate, Propstei und Dechanei, Kreuzlehen und Hoflehen, kleinere Präbenden, Domvikariate, Krankheit und Tod der Domherren, Gottesdienste, Feste, Reliquien und Domschatz, Güter und Einkünfte, Gerichtsbarkeit des Domkapitels, Generalkapitel usw.

In dem Kapitel „Bischof" spricht Tribbe ebenso gründlich von der Wahl des Bischofs, seiner Einführung, seinen weltlichen Hoheitsrechten, der Weihe, von der bischöflichen Regierung und ihren Organen, vom Landbesitz, der wie der des Domkapitels in Villikationen eingeteilt ist, von Güterverlust, Vasallen und Lehnsverhältnissen.

Die Bedeutung dieser Abschnitte liegt einmal darin, daß sie uns über die wirtschaftlichen Grundlagen der Kirche sowie über den

Gottesdienst als Ersatz für viele verlorengegangene Quellen dienen, sodann in der Offenheit, mit der der Domherr die kirchlichen Zustände seiner Zeit, offenbar wahrheitsgetreu, schildert, wobei er die schärfsten Ausdrücke nicht scheut. So bezeichnet er z. B. die Bischöfe als Räuber und Spitzbuben (S. 136), die vom Schweiße der Untertanen ein üppiges Leben führen, die das Kirchengut, statt es, wie frühere Bischöfe taten, zu vermehren, verschleudern. Dem schlechten Beispiele der Bischöfe folgen die Prälaten, denen Simonie, Ämter- und Pfründenhandel und ein damit finanziertes vergnügtes Leben vorgeworfen wird (S. 37, 56, 145).

Mit Recht sieht Löffler in diesen Aufzeichnungen einen beachtenswerten Beitrag zur Beantwortung der Frage, ob das 15. Jahrhundret eine Blütezeit (Johannes Jansen) oder eine böse Verfallzeit (Heinrich Denifle) gewesen sei. —

Zwei Beilagen, ein Verzeichnis der Pfründen, Stifter, Klöster und Pfarreien nach dem Archidiakonatsverzeichnis des 17. Jahrhunderts und der Abdruck einiger Zunfturkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert sowie ein Register und Glossar vervollständigen die wertvolle Veröffentlichung, mit der, wie mit vielen anderen Editionen, der verdiente, zu früh dahingeschiedene Herausgeber Klemens Löffler sich ein dauerndes ehrenvolles Gedenken sichert.

Minden i. W. Martin Krieg.

Timme, Fritz, Die wirtschafts- und verfassungsgeschichtlichen Anfänge der Stadt Braunschweig. Mit einer Karte. Borna-Leipzig 1931 (auch Kieler phil. Diss. 1931).

Die vorliegende Arbeit segelt im Fahrwasser von Fritz Rörigs „Markt von Lübeck“ [1]). Rörigs These, Lübeck sei von einem schon bei der Gründung gildemäßig zusammengeschlossenen Gründungsunternehmerkonsortium gegründet worden, dem das Eigentum an dem Stadtareal und die öffentlichen Hoheitsrechte im Stadtgebiet von vornherein zugestanden hätten und aus dem in der Folgezeit der Rat hervorgegangen sei, ist bekanntlich nicht unangefochten geblieben [2]). Mit Lübeck steht und fällt aber auch Braunschweig, wo das Quellenmaterial jünger und ärmer ist und die Beweisführung entsprechend schwieriger sich gestaltet. Daß die Hoheitsrechte in Braunschweig zunächst beim Herzog verblieben, ist übrigens auch Timmes Ansicht.

---

[1]) In: F. Rörig, Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte. Breslau 1928. — Dort auch die beiden weiteren hier einschlagenden Aufsätze: „Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung“ und „Die Gründungsunternehmerstädte des 12. Jhs.“

[2]) Am schärfsten ablehnend wohl L. von Winterfeld, Versuch über die Entstehung des Marktes und den Ursprung der Ratsverfassung in Lübeck (Zeitschr. d. Ver. f. Lübeckische Gesch. Bd. XXV. 1929. S. 365—488) und Th. Mayer, Zur Frage der Städtegründungen im Mittelalter (Mitt. d. Österr. Inst. f. Gesch. Bd. 43. 1929. S. 261—282).

Darüber hinaus bleibt aber auch das Konsortium mit seinem Gesamteigentum am Grund und Boden — wie T. selbst zugibt — unbewiesen; es scheint mir für Braunschweig noch unwahrscheinlicher als für Lübeck [3]). Das alles trifft aber nur die Überspitzungen der Rörigschen Theorie. Wie unabhängig von ihnen Rörigs Buch eine der markantesten Erscheinungen der städtegeschichtlichen Literatur unserer Generation bleibt, so behält auch Timmes Untersuchung ihren Wert. Seit P. J. Meiers grundlegenden Ausführungen über die Kohlmarktsiedlung [4]) des 11. Jhs. ist nie wieder so viel Licht in die dunklen Anfänge der bedeutenden Stadt hineingeworfen worden.

Im Anfang der im eigentlichen Sinne städtischen Entwicklung steht danach die Siedlung am Kohlmarkt, die ich allerdings mit P. J. Meier gegen Timme als echte Marktsiedlung, nicht bloß als Handelsplatz ansprechen möchte. Es folgt dann — in der 1. Hälfte des 12. Jhs. — die formelle Neugründung der Marktsiedlung am Altstadtmarkt, ein Werk nicht zuletzt des Unternehmungsgeistes der Fernhändler, die sich die besten Grundstücke am Markte und insbesondere das Eigentum an den Marktbuden vorbehielten, die den Ausbau der jungen Siedlung weitgehend selbständig leiteten, die dann aber auch bei der Gründung des Hagens (2. Hälfte des 12. Jhs.) und der Neustadt (Anfang des 13. Jhs.) — wenn wohl auch nicht führend (wie T. meint), so doch sicherlich in beachtlichem Umfange — beteiligt waren, aus deren Kreis im Anfange des 13. Jhs. der Rat hervorging (zuerst erwähnt 1231). Daß man die Kohlmarktsiedlung aufgab und zur Neugründung am Altstadtmarkt schritt, scheint mir übrigens nicht nur in dem quantitativen Anwachsen des Verkehrs, dem die ältere Marktsiedlung nicht mehr gewachsen war, begründet zu sein. Treibend war sicherlich auch die allgemeine Richtungsänderung des deutschen Handels. Die Siedlung am Kohlmarkt ist eine Etappenstation an der in der älteren Zeit wichtigsten Heer- und Handelsstraße Norddeutschlands, dem Hellwege, von Köln nach Magdeburg. Die Siedlung am Altstadtmarkt aber weist mit ihren Straßenzügen nach Norden; sie sucht den Anschluß an den Handelsweg zur See von West nach Ost über Hamburg und Lübeck, der seit dem 12. Jh. die Führung an sich riß.

Nicht nur verfassungs- und sozialgeschichtlich, auch für die Gewerbegeschichte ist Timmes Arbeit wertvoll. Die Marktwirtschaft —

---

[3]) Vgl. meine Ausführungen zu Lübeck in den Hans. G. Bl. 55. Jg. (1930) S. 318 ff.

[4]) Insbes. „Zur Frage der Grundrißbildung der Stadt Braunschweig" (Braunschw. Mag. Jg. 1908 S. 131 ff.). „Untersuchungen über die Anfänge der Stadt Braunschweig" (Jb. d. Gesch. Ver. f. d. Herzogtum Braunschw. 11. Jg. 1912 S. 1 ff., 142 f.). „Niedersächs. Städteatlas. Die Braunschw. Städte". 1926. — Auch P. J. Meiers Kohlmarktsiedlung blieb übrigens nicht unwidersprochen. Vgl. insbes. H. Mack: „Die Anfänge der Stadt Braunschweig" (Braunschw. Mag. Jg. 1908. S. 160 ff.). „Immer wieder die Anfänge der Stadt Braunschweig" (Jb. d. Gesch. Ver. f. d. Herzogtum Braunschw. 11. Jg. 1912 S. 116 ff.). — Timme hält aber die Existenz der Kohlmarktsiedlung für erwiesen.

aber auch deren Grenzen — tritt plastisch in die Erscheinung; durch den beigefügten farbigen Plan des Marktes werden die Ausführungen wirkungsvoll unterstützt. Die Gewandschneider[5]), die sich hauptsächlich dem Fernhandel widmen, errichten den prächtigen Riesenbau des Gewandhauses mit seinen 43½ Verkaufsstellen, die einflußreichen Schuhmacher[6]) und die Kürschner (nebst den Leinwandschneidern[7]) bringen es zu festen Baulichkeiten in der Straßenflucht des Marktes. Die Kramer- (nebst den Hoken-) Buden entwickeln sich zu kleinen Wohnhäusern. Knochenhauer, Bäcker und Schneider begnügen sich mit beweglichen Buden und Scharren. Übrigens sind diese auf dem Markte nachweisbaren Gewerbe sämtlich, wie ich hinzufügen möchte, späterhin am Ratsregiment beteiligt. Und umgekehrt sind von der kleinen Gruppe der ratsfähigen Gilden der Stadt Braunschweig am Altstadtmarkt nicht festzustellen lediglich die beiden vornehmen Gilden der Goldschmiede und Wechsler[8]), sowie die große Gilde der Schmiede[9]), welch letztere vielleicht aus feuerpolizeilichen Erwägungen heraus vom Markte ausgeschlossen war.

Braunschweig. Werner Spieß.

Mittelniederdeutsche Beispiele im Stadtarchive zu Braunschweig gesammelt von Ludwig Hänselmann. Zweite, veränderte und um Register vermehrte Auflage besorgt von Heinrich Mack (Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig VI). Braunschweig, Appelhans & Comp. 1932. XIV u. 120 S. 8°.

In den „Mittelniederdeutschen Beispielen", welche der Verlag Zwißler in Wolfenbüttel in einer anmutigen Schwabacher Type der Gerstenbergischen Buchdruckerei 1892 herausbrachte, hatte L. Hänselmann aus den ihm anvertrauten Schätzen des Braunschweiger Stadtarchivs 127 Stücke der Jahre 1325—1587 mit feinstem kulturgeschicht-

---

[5]) Mit ihnen sind in Braunschweig die Lakenmacher gildemäßig aufs engste verbunden.

[6]) Sie bilden in Braunschweig zusammen mit den Gerbern eine Gilde.

[7]) Diese scheinen also ursprünglich den Kürschnern am nächsten gestanden zu haben; im 18. Jh. gehören sie zu der Kramergilde (W. Spieß, Die Gildearchive im Stadtarchiv Braunschweig. Leipzig 1933. S. 109 Nr. 115 a). Die Abgrenzung zwischen den Kürschnern und Kramern ist im 16. u. 17. Jh. schwer umstritten, so z. B. hinsichtlich der Zugehörigkeit der Beutler (Spieß a. a. O. S. 46 Nr. 228 und S. 51 Nr. 250).

[8]) Diese saßen in der auf den Altstadtmarkt mündenden Poststraße (früher: vor der Wessele), allerdings an dem dem Markte abgewandten Ende der — jedoch nur kurzen — Straße (H. Meier, Die Straßennamen der Stadt Braunschweig. S. 83).

[9]) Nebst der aus ihr hervorgegangenen Beckenwerkergilde (Fr. Fuhse, Schmiede und verwandte Gewerke in der Stadt Braunschweig. Braunschweig 1930. S. 58).

lichem Verständnis zusammengestellt: zumeist von der Art, wie sie sich dem Urkundenbuch zu entziehen pflegen. Es war ein prächtiges Büchlein, und daß es schon zeitig aus dem Buchhandel verschwand, daran trug ich nicht zum wenigsten die Schuld: denn ich habe bei jeder Gelegenheit für sein Bekanntwerden und seine Verbreitung gesorgt, vor allem auch dadurch, daß ich es (in Marburg und Göttingen) immer wieder zur Einführung in die mittelniederdeutsche Lektüre benutzte.

Mit aufrichtiger Freude begrüß ich daher die jüngst erschienene Erneuerung des Werkes, die uns in dankenswerter Ausrüstung und Vermehrung von berufenster Hand geboten wird. Ich vermisse freilich mehr oder weniger schmerzlich zum mindesten ein halbes Dutzend von den 14 Stücken, die sich Mack bewogen gefühlt hat auszuscheiden. So gleich die alten Nummern 1—4 (die inzwischen im Urkundenbuch gedruckt seien): weil ich in diesen frühesten Stücken (1325—1348) auf Reste alter Orthographie (z. B. dh in dhe, dodhe) hinweisen konnte, dann den liebenswürdigen Nonnenbrief Nr. 37 und das derbe Schreiben des Büchsenmeisters Hans Salder an seinen Schwager, den Prediger Frederick Petersen (Nr. 127, diese beiden z. Z. in Original nicht aufzufinden) und vor allem den grandiosen (ich unterschreibe dies Prädikat) Schändebrief des Levin de Wendt für die Herren Borcherdt v. Saldern und Matthiesz v. Veltheim (ausgeschaltet nur weil der nicht im Stadtarchiv, sondern im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel liegt — um so schwerer entbehrt man ihn, weil er das einzige Exemplar dieser Gattung vorstellte). Dafür sind dann 34 Stücke neu hinzugekommen, darunter eine Anzahl Testamente (mit teilweise interessantem Inventar) und fast überreich Judenurkunden, immerhin nicht wenige von besonderem kulturgeschichtlichen Werte. Ich hebe heraus: Nr. 32 das Engagement eines Wundarztehepaares (1429), wobei die Frau, von der Heerfahrt abgesehen, die gleichen Pflichten übernimmt wie der Mann; Nr. 34 Geschützguß, Nr. 38 jüdischer Blutraub, Nr. 62 Sänger und Verfasser von Schmähgedichten, Nr. 113 Zeugnis für den Scharfrichter Cord Springindenklee, Nr. 127 der Buchdrucker und -händler Hans Dorn. — Sühnekreuze für Erschlagene werden in Nr. 37 und 43 festgesetzt, Wallfahrten nach Aachen Nr. 37 und 43, Einsiedeln 37 und 42, St. Josse 47, Thann (St. Eynwold) 47, Wilsnack 37, 42, 47. — Eine große und freudige Überraschung bringt Nr. 138: Eines der köstlichsten Stücke schon der ersten Auflage war (Nr. 116) der „Brief einer Strohwitwe an ihren Mann ca. 1530“ — jetzt stellt sich heraus, daß Hänselmann dies Schreiben aus drei verschiedenen Briefen (und zwei Beizetteln) zusammenredigiert hat, die sich auf die Jahre 1545 und 1546 datieren lassen und von der Gattin (deren Vornamen wir leider nicht erfahren) an den Ratssyndikus Dyrick Prutze einmal nach Frankfurt und dann nach Regensburg gerichtet sind. In ihrer eigenwilligen, aber in sich merkwürdig konsequenten Orthographie lesen sie sich jetzt womöglich noch vergnüglicher.

Mack hat die Sammlung nicht nur vermehrt, sondern er hat auch für präzisere Erfassung des Inhalts in den Überschriften Sorge ge-

tragen, wobei er sich nicht scheut, sie ein paarmal der Form des Regests zu nähern. Er hat ferner ein Namenregister und ein sehr erwünschtes Register der Sachen und Wörter beigegeben, die beide von seiner oft bewährten Gewissenhaftigkeit Zeugnis ablegen — ja diese geht gelegentlich sogar zu weit: bei Soest (Sosath) und Minden durften die Fragezeichen getrost fortbleiben, in Nr. 44 droht der Hirt deutlich mit einem westfälischen Freigericht; zu streichen ist dagegen Santiago de Compostela: bei Sunte Jost Nr. 47 handelt es sich um Saint Josse!

Ich benutze die Gelegenheit zu einer dringenden Bitte an alle Herausgeber altdeutscher Urkunden: sie mögen endlich darauf verzichten, am Worteingang ff (ffruwe, Ffrederick) und ll (Lludeke) zu drucken; diese sprachliche Ungeheuerlichkeit verdanken wir nur einer Ausartung der betreffenden Buchstabenformen durch ungebührliche Verlängerung eines Durchstrichs, wie mir das vor langen Jahren G. Könnecke an Übergangsbeispielen klargemacht hat; in den Druck gehört so etwas nicht!

Göttingen. Edward Schröder.

Das Bremer mittelniederdeutsche Arzneibuch des Arnoldus Doneldey. Mit Einleitung und Glossar herausgegeben von Ernst Windler. [Denkmäler herausgegeben vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung VII] Neumünster, K. Wachholtz 1932. XV u. 84 S. 8°. 3 RM.

Die Publikation des hier nach dem ersten Besitzer und vermutlich Auftraggeber des 1382 geschriebenen Manuskripts, dem Bremer Ratsherrn Arnoldus Doneldey, benannten Arzneibuchs fügt sich einer kleinen Serie von Professor Borchling angeregter und geleiteter ähnlicher Texte ein, von der bisher nur die Ausgabe des Gothaer Arzneibuches von Sven Nordbom erschienen war. Mit diesem läßt sich das Bremer an Umfang und literarischem Wert nicht vergleichen, und auch die Leistung des Editors verträgt keinen Vergleich; nicht nur weil sie hier viel leichter war, sondern auch wegen der Unselbständigkeit des Herausgebers, der in der Einleitung fast nur die Ergebnisse einer Münsterschen Dissertation (1912) des im Weltkrieg gefallenen Franz Willeke wiedergibt. Der Druck des Textes und des zugehörigen mittelniederdeutschen Glossars ist sauber, die Beifügung eines lateinischen Glossars sei als nachahmenswert für ähnliche Editionen hervorgehoben.

Göttingen. Edward Schröder.

Wolfgang Gresky, Der thüringische Archidiakonat Jechaburg. Grundzüge seiner Geschichte und Organisation (12.—16. Jahrhundert). Hofbuchdruckerei Fr. Aug. Eupel, Sondershausen 1932. XVI, 135 S. Preis geh. 2 RM.

Nachdem vor mehr als 30 Jahren Br. Krusch seine wertvolle Studie zur Geschichte der geistlichen Jurisdiktion und Verwaltung des Erzstifts Mainz, die sich u. a. mit der kirchlichen Einteilung der Archi-

diakonate Nörten, Einbeck und Heiligenstadt beschäftigt, in Jahrg. 1897 der Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Niedersachsen vorgelegt hat, untersucht nun Gr. einen weiteren Mainzer Archidiakonat, nämlich den zwischen Harz und Unstrut belegenen Jechaburger. Seine ebenfalls als Jenaer Dissertation erschienene fleißige Arbeit, die wegen ihrer, wenn auch größtenteils nur mittelbaren Beziehungen zu unserem Arbeitsgebiet an dieser Stelle kurz angezeigt werden soll, beruht in der Hauptsache auf ungedrucktem Quellenmaterial, das der Verf. vornehmlich in den Archiven zu Dresden, Erfurt, Hannover, Magdeburg, Marburg, Mühlhausen, Nordhausen, Rudolstadt, Sondershausen, Weimar und Würzburg gefunden und das er wohl im großen und ganzen erschöpfend berücksichtigt hat.

Die vorliegende Untersuchung, die unsere Kenntnis von den kirchlichen Verhältnissen des nördlichen Thüringens erheblich erweitert, geht naturgemäß von der Frage nach den Anfängen des Stifts und Archidiakonats Jechaburg aus, die Verf. dahin beantwortet, daß das 1105 zum ersten Male erwähnte Stift wahrscheinlich aus einer Pfarrkirche hervorgegangen sei, während er die archidiakonalen Anfänge in die ersten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts verlegt. Anschließend an diese Ausführungen behandelt Gr. dann die Geschichte und Organisation des genannten Archidiakonats (Archidiakonatsgebiet, Erzpriestersitze, Inhaber der Archidiakonatsgewalt wie Pröpste und Offiziale sowie deren rechtliche Funktionen und Einkünfte) und endlich den Ausgang dieser Institution, der im Jahre 1543 erfolgte. Einige Exkurse über die Zahl der thüringischen Archidiakonate, die Siegel des Jechaburger Gerichts und den Amtseid der Pröpste wie auch Listen der Pröpste, Offiziale, Erzpriester der Präsentationsurkunden des Archidiakonats usw. und 2 Kartenskizzen (die thüringischen Archidiakonate, der Archidiakonat Jechaburg mit seinen 11 Sedes) ergänzen und vervollständigen die vorangegangene Darstellung in erwünschter Weise.

So gründlich nun auch Gr.s Darstellung in dem eigentlichen Hauptteil seiner Arbeit ist, so läßt doch seine Behandlung der Frühzeit noch manches Problem offen, und es wäre zu begrüßen gewesen, wenn wenigstens der Versuch unternommen worden wäre, das Verhältnis der kirchlichen Bezirke zu den weltlichen Gerichts- und politischen Bezirken aufzuhellen. Darauf ist aber leider grundsätzlich verzichtet worden, so daß in dieser Hinsicht noch manches nachzuholen ist. Im übrigen seien noch folgende Ergänzungen bzw. Berichtigungen verzeichnet. S. 47 f. (zu Anm. 352) hätte vielleicht noch gesagt werden müssen, daß es sich bei diesen vom Erzbischof eingesetzten geistlichen Richtern um die Richter und Exekutoren der Provinzialstatuten der Mainzer Kirche handelt, die es bekanntlich in allen Suffraganbistümern der Mainzer Kirchenprovinz gab (vgl. hierzu Hilling, Halberstädter Archidiakonate S. 91 f. u. 143 f. und Machens, Die Archidiakonate des Bistums Hildesheim S. 317). S. 68 wird nochmals die These von der bischöflichen Reaktion gegen die archidiakonale Macht

und von der aus ihr resultierenden Einsetzung der Offiziale vertreten, obgleich die neuere Forschung schon in vielen Fällen das direkte Gegenteil nachgewiesen hat (vgl. z. B. die Ausführungen des Referenten in „Sachsen und Anhalt" Bd. 7 S. 281 f., wo auch weitere Literatur zu dieser Frage angeführt ist). S. 88 ist noch der Nordhäuser Offizial Joh. Scheidung 1430 (Weimar Hs. F 140 folg. 44 Nr. 20) nachzutragen; des weiteren läßt sich der ebenfalls S. 88 genannte Heinrich Jacobi bereits 1469 nachweisen (Jacobs, UB. der Stadt Wernigerode S. 434, hier auch Siegel). Endlich ist auf der Karte des Archidiakonats Jechaburg (S. 95) Benneckenstein fälschlich in die Halberstädter Diözese gebracht.

Stettin. A. Diestelkamp.

Ernst Brutzer, St. Magni Gedenkbuch 1931. Die Geschichte der St. Magni-Kirche zu Braunschweig in neun Jahrhunderten. Kommissionsverlag Wollermann und Bodenstab, Braunschweig (1931). 78 S.

Die in der Altenwiek belegene St. Magnikirche ist die älteste Braunschweiger Pfarrkirche, deren Geschichte wir dank guter urkundlicher Überlieferung bis zu ihrer im Jahre 1031 erfolgten Weihe zurückverfolgen können. Ist doch heute noch die Urkunde des Bischofs Branthog von Halberstadt aus dem genannten Jahre erhalten, in der dieser die Stiftung des in die Ehre verschiedener Heiliger geweihten Gotteshauses durch Hatheguard und dessen Gemahlin Atta bestätigte und außerdem eine genaue Umschreibung des Pfarrsprengels vornahm. Schon diese kurzen Andeutungen lassen erkennen, daß eine monographische Behandlung der Schicksale von St. Magni in mehr als einer Hinsicht eine dankbare und lohnende wissenschaftliche Aufgabe darstellt, zumal der diesbezügliche Abschnitt in der ausgezeichneten Stadtgeschichte Dürres nur die wichtigsten Tatsachen verzeichnet, im übrigen aber keineswegs den mit der Gründung des templum in der Altenwiek zusammenhängenden interessanten Problemen nachgeht, Problemen, mit denen sich allerdings erst die neuere Forschung intensiver und unter Erweiterung der Fragestellung beschäftigt hat. Um so mehr ist es nun zu bedauern, daß Brutzer gar nicht daran gedacht hat, die rechtliche Grundlage der St. Magnipfarre, ihr Verhältnis zur Stadt, zum Bischof von Halberstadt (vgl. das wichtige päpstliche Privileg von 1256, Ub. Stadt Braunschweig I, LXX) usw. zu untersuchen. Doch erklärt sich dieser erhebliche Mangel wohl dadurch, daß Verf. zu derartigen Untersuchungen nicht in der Lage war, wie auch seine die Frühzeit betreffenden Ausführungen, die vor allem die Kenntnis selbst der speziellen Literatur vermissen lassen, vielfach sehr anfechtbar sind und daher der wissenschaftlichen Kritik meistens nicht standhalten. Brauchbarer hingegen ist die Darstellung der nachreformatorischen Zeit, für die hauptsächlich die bei der Pfarre selbst aufbewahrten Archivalien die Quelle gebildet haben.

Im folgenden mögen in Ergänzung des oben Gesagten noch einige der wichtigsten Richtigstellungen folgen. S. 7 ist die Urkunde von 1031, von der (einschließlich des Siegels) eine Reproduktion beigegeben ist, z. T. ungenau, z. T. falsch übersetzt. So muß es z. B. statt Brigitta Brigida heißen, ebenfalls sind die Ortsnamen nicht genau wiedergegeben. Weiterhin sei bemerkt, daß der Archidiakon von Atzum nicht in Atzum, sondern in Halberstadt wohnte (S. 10). Zu den auf S. 45 aufgezählten Pfarrern ist der Pfarrer Albrecht (1226) nachzutragen (UB. Hochstift Halberstadt I, 586; diese Urkunde ist auch insofern von größtem Interesse, als in ihr ein Streit zwischen St. Magni und dem Kloster Riddagshausen über das Pfarrecht des Klosters in Gliesmarode, Honesen und Caunen durch 2 Schiedsrichter geschlichtet wird). Schließlich vermißt man sowohl im Text als auch im Quellenverzeichnis die Benutzung der von Karl Kayser herausgegebenen welfischen Kirchenvisitationen, der Arbeit von C. Hessenmüller über Heinrich Lampe, den ersten evangelischen Prediger der Stadt Braunschweig, der Braunschweiger Städtechroniken usw.

Alles in allem also nur ein sehr bescheidener Versuch, der hoffentlich ein zweites Mal mit tauglicheren Mitteln wiederholt wird.

Stettin. A. Diestelkamp.

Herbert Buschendorf, Die Kulturgeographie des Eichsfeldes. Verlag Karl Körting, Buchhandlung, Mühlhausen (Thür.) 1932. 148 S. und verschiedene Kartenbeilagen.

Die hier anzuzeigende Studie beschränkt sich räumlich auf das Ober- und Mitteleichsfeld, also auf die zur Provinz Sachsen gehörigen Kreise Worbis, Heiligenstadt und die Eichsfelder Teile des Kreises Mühlhausen, während das Untereichsfeld, der zur Provinz Hannover gehörige Kreis Duderstadt, unberücksichtigt geblieben ist. Trotzdem ergeben sich natürlich zahlreiche Beziehungen zu unserem Arbeitsgebiet, so daß ein Hinweis an dieser Stelle durchaus angebracht und gerechtfertigt erscheint.

Wenn auch der weitaus größte Teil der vorliegenden Untersuchung der Behandlung rein geographischer Fragen, besonders solcher der modernen Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie gewidmet ist, so bringt B. doch auch mancherlei, was den Historiker interessiert. In diesem Zusammenhange sei besonders der Abschnitt über die Siedlungsverhältnisse erwähnt, in dem u. a. über Ortsnamen, Wüstungen, Flurnamen, Ortsform, Hof- und Hausform usw. berichtet wird, des weiteren das Kapitel über die alten Heer- und Handelsstraßen. Von den beigegebenen Tabellen und Karten verdienen schließlich noch das Wüstungsverzeichnis und die die Siedlungsformen darstellende Karte besondere Beachtung.

Daß der Verf. bei dem sehr weit gespannten Rahmen seiner Arbeit auf Einzeluntersuchungen verzichten mußte, ist selbstverständlich. Der Wert seiner Ausführungen besteht daher nicht so sehr in

der Gewinnung neuer Forschungsergebnisse, für die die Berücksichtigung auch des archivalischen Materials unerläßliche Vorbedingung gewesen wäre, als in einer brauchbaren und dankenswerten Zusammenfassung der bisher erschienenen umfangreichen Literatur, die von B. wohl ziemlich erschöpfend herangezogen worden ist.

Stettin. A. Diestelkamp.

Elisabeth Höfinghoff, Die bremischen Textilgewerbe vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Heft 9). Bremen (G. Winters Buchhandlung Fr. Quelle Nachf.), 1933. 252 S.

In den letzten Jahren sind bereits verschiedene wertvolle Untersuchungen zur bremischen Wirtschaftsgeschichte veröffentlicht worden (vgl. die diesbezüglichen Anzeigen im „Niederf. Jahrbuch" Bd. 8 S. 229 und Bd. 9 S. 258, 261 und 262), denen sich nun als weitere Monographie die umfangreiche Arbeit von H. über die bremischen Textilgewerbe anreiht. Wie schon bei K. Helms Studie über die bremischen Holzarbeiter ergab sich auch in dem vorliegenden Falle die zeitliche Begrenzung auf die Neuzeit dadurch, daß die mittelalterliche Zunftgeschichte der Stadt Bremen schon von E. Thikötter zusammenfassend dargestellt worden war; Verf. war also fast ausschließlich auf ungedrucktes archivalisches Material angewiesen, das sie allem Anschein nach erschöpfend für ihre Zwecke herangezogen hat.

Wenn auch die Organisationsformen des behandelten Textilgewerbes (Lehrlinge, Gesellen, Meister, Amtsverfassung, Sorge für den Produzenten und Konsumenten usw.) gelegentlich durch den Betrieb des Handwerks bedingte Abweichungen von denen anderer Gewerbe aufweisen, so sind diese Verschiedenheiten doch so gering und unwesentlich, daß sie die in dieser Richtung gewonnenen bisherigen Forschungsergebnisse lediglich bestätigen und höchstens in einigen Einzelpunkten ergänzen. Anders steht es schon mit dem speziellen Teil, der sich mit den verschiedenen Ämtern (Tuchmacher, Tuchbereiter, Gewandschneider, Leineweber, Bleicher, Baumseidenmacher, Triepmacher, Raschmacher, Deckenmacher, Strumpfwirker, Knopfmacher, Schnürmacher und Reepschläger) befaßt. Denn in diesem Abschnitt erfahren wir eine Menge neuer und interessanter Tatsachen, die auch im Rahmen der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte Beachtung verdienen. Es sei hier nur an die sehr eingehenden Ausführungen über die Kompetenzstreitigkeiten der Ämter erinnert, desgleichen an die Darstellung der zahlreichen Versuche, Organisation und Technik des Betriebes moderneren Wirtschaftsformen anzupassen usw. Darüber hinaus erhalten wir aber auch mancherlei wichtigen Aufschluß über die soziale Lage des Textilgewerbes (Lohnkämpfe, Gesellenausstände u. a. m.) und vor allen Dingen über die Einführung neuer Zweige der Textilindustrie durch Ausländer, deren Förderung sich der Senat

trotz stärksten Widerspruchs von seiten der Zünfte in den meisten Fällen sehr angelegen sein ließ. Zu den auf diese Weise ins Leben gerufenen Industrien gehören u. a. die Baumwollweberei, die Triepweberei, die Raschweberei und die Schnürmacherei, die durch Niederländer in Bremen heimisch gemacht wurden, sowie die Strumpfwirkerei, die als jüngstes unter den bremischen Textilgewerben gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch französische Protestanten nach Bremen kam..

Auf die weiteren z. T. nicht weniger interessanten, wenn auch häufig vielleicht etwas zu weitschweifigen Ausführungen der Verf. kann leider aus Raumgründen hier nicht mehr eingegangen werden; doch werden ja schon die obigen kurzen Bemerkungen zur Genüge dargetan haben, daß H. mit ihrer Untersuchung einen wertvollen Baustein zur bremischen Wirtschaftsgeschichte beigesteuert hat.

Stettin. A. Diestelkamp.

Entholt, Hermann: Geistige Bewegungen und Zustände Bremens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1815—1847). 86 S. 8° (Abhandlungen und Vorträge, hrg. von der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft. Jg. 6. H. 3). RM. 2,50.

Bremische Geschichte in den nur scheinbar so ruhigen Jahrzehnten zwischen den Befreiungskriegen und der 48er Revolution wird uns in dieser sehr anziehend und lebendig geschriebenen Abhandlung geschildert, die um so dankbarer begrüßt wird, als gerade diese Zeit bislang von der heimischen Forschung kaum oder wenigstens recht unzulänglich beachtet wurde. Nach knapper Einführung in die äußeren Gegebenheiten in der alten Hansestadt werden mit feiner Feder die allgemeinen geistigen Zustände skizziert und dann das Hauptthema, die theologischen Streitigkeiten, behandelt: der Paniel-Krummachersche Kirchenstreit (1839) und die Mallet-Nagelsche Fehde (1844). Es waren Jahre tiefgehender innerer Erregungen, wie die aus der reichen Broschürenliteratur geschöpften Einzelzüge bezeigen, nicht minder aber auch die in scharfer Charakterzeichnung herausgearbeiteten Persönlichkeiten. Die dazwischen liegenden für das geistige Leben Bremens so bedeutungsvollen Ereignisse — neben der Gemäldeausstellung von 1843 namentlich die 22. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte — werden gleichfalls eingehend gewürdigt.

Mit großem Gewinn empfangen wir diese wertvolle Vorarbeit für die Darstellung der Revolution von 1848, die ja in Bremen weit heftiger als in den hanseatischen Schwesterstädten verlief. Mit erwartungsvoller Freude sehen wir dem größeren Werk darüber entgegen.

Hannover. O. H. May.

Rüther, E[duard]: Hadler Chronik. Quellenbuch zur Geschichte des Landes Hadeln. Bremerhaven: Verlag der Männer vom Morgenstern. Neuhaus (Oste) 1932: Borgardt. (XII), 654 S. 8°. Hlw. 10,— RM.

Der alte Gau Haduloha, d. i. Kampfwald, umfaßte zunächst den Raum zwischen Weser- und Elbmündung etwa nördlich der Geeste. Erst zu Ausgang des Mittelalters schrumpfte er mehr und mehr zusammen, bis er schließlich in der Neuzeit sich auf jene kleine Elbmarsch beschränkte, die in den letzten 400 Jahren mit ihren zuerst 7, dann 12 Kirchspielen und der Stadt Otterndorf eine noch von Bismarck hoch anerkannte Selbstverwaltung zu wahren wußte. Die geschichtliche Entwicklung dieses eigenartigen, auf die bäuerlichen Kolonisten des 11./12. Jahrhunderts zurückgehenden Staatswesens führt uns R. in seinem auf sehr gründlicher und umfassender Forschung beruhenden Quellenwerk vor. In der Einleitung, die nach einem überblick über den Umfang des Landes dessen urkundliche und chronikalische Quellen sowie die neuere Geschichtschreibung behandelt, findet sich eine sehr willkommene Skizze der Verfassung. Sie erfährt in manchem noch Ergänzung und Erläuterung in dem im Anhang Gebotenen. Der Hauptteil bringt die Quellenstellen in Regestenform unter Einbeziehung der überlieferung aus den Nachbarlandschaften und zwar bis 1885, dem Jahre der Einführung der preußischen Kreisverfassung. Was die äußere Gestaltung angeht, so hätte man gerade hier sich gern noch mehr die Verwertung der bisher auf diesem Gebiete der Editionstechnik gewonnenen Grundsätze gewünscht, aber auch so wird über den Kreis der Heimatforschung hinaus der Rechts- und Wirtschaftshistoriker Gewinn aus der jetzt zugänglich gemachten Stoffmenge ziehen. Ihre umsichtige Verarbeitung muß besonders anerkannt werden. Dafür zeugen u. a. außer den Listen der Würdenträger und Beamten auch die reichen Registerbeigaben, die der Familienkunde wie der Ortsnamenforschung sehr zustatten kommen werden.

Der Heimatbund der Männer vom Morgenstern, der im vorigen Jahre zu seinem Jubiläum die Geschichte des Landes Wursten von G. von der Osten in der ausgezeichneten Neubearbeitung von R. Wiebalck herausbrachte, hat auch dies Marschenbuch mit Verlag und Druckzuschuß betreut und sich damit ein weiteres Verdienst um die Landesgeschichtsforschung zwischen Niederweser und Niederelbe erworben. *Nicht minder groß ist das des Verf., der die entsagungsreiche Arbeit* langer Jahre an das Werk wandte, wofür ihm Dank und Anerkennung der heitmatlichen wie der allgemeinen Geschichtsforschung sicher sind.

Hannover. O. H. May.

Woebcken, Carl: Das Land der Friesen und seine Geschichte. Mit 9 Bildern und 6 Karten. Oldenburg i. O.: Schulzesche Verlagsbuchh. R. Schwarz 1932. 319, XV S. 8°. Lw. 7,50 RM.

Der Verf. hat uns vor einer Reihe von Jahren schon in seinen „Wanderfahrten durch's Friesenland“ nach Fontaneschem Muster die

stille Schönheit und die Sonderheiten seiner Heimat dargestellt. Er spannt in dem vorliegenden Buche den Rahmen weiter: von den niederländischen Provinzen im Westen über das deutsche Ostfriesland und Land Wursten nach Nordfriesland hin. Die Inseln Sylt, Amrum, Föhr und Helgoland sowie die Halligen sind in die Schilderung einbezogen. Aber daß man über die ostfriesischen Inseln gar so wenig erfährt, ist bedauerlich. Überhaupt verspricht der Titel des Buches weit mehr, als der Inhalt bringt. Es sind wieder Skizzen aus dem durch eifrige häusliche Lektüre ergänzten Wandertagebuch des Verf., geschickt und lebendig aufgemacht, das soll gern anerkannt werden. Aber eine geschichtliche Darstellung, die man erwarten darf, ist das Gebotene eigentlich kaum. Es ist eine große Stoffmenge zusammengetragen, doch es fehlen Zucht und Entsagung der wirklichen Verarbeitung. W. beschreibt uns das Land und seine Schicksale mit vielen kleinen Einzelzügen nur in der oben genannten geographischen Folge. So kommt es häufig zu störenden Wiederholungen, und zuweilen verliert sich die Erzählung auch auf Abwege. Man erfährt z. B. im Kapitel über Land Wursten plötzlich eingehend über die Entwicklung des friesischen Bauernhauses im Vergleich mit dem niedersächsischen. Kurzum: man öffnet das Buch erwartungsvoll; wohl unterhalten, aber etwas enttäuscht schließt man es nach der letzten Seite.

Hannover. O. H. May.

von der Osten, Geschichte des Landes Wursten, 2. Auflage, neu bearbeitet von Robert Wiebalck, 326 Seiten, 2 Bilder, 2 Karten, Halbleinen RM. 4,80, brosch. RM. 4,00. Verlag der Männer vom Morgenstern, Bremerhaven.

Das Land Wursten hat einen Vorzug vor allen andern friesischen Landschaften: seine Geschichte ist nach Form und Inhalt mustergültig dargestellt. Das galt schon von der ersten Auflage, und von der Osten hat verdiente Anerkennung dafür gefunden. Nach der emsigen Forschertätigkeit der letzten drei Jahrzehnte waren Änderungen und Zusätze nötig. Auch Karten sind diesmal hinzugefügt, eine geologische, die W. Scharf bearbeitet hat, und die hannoversche Landesaufnahme von 1768.

Der Vor- und Frühgeschichte sind zwei Kapitel gewidmet. Wie in der Elbmarsch unterscheidet man auch in Wursten Hochland und Sietland. Das Hochland, dem Meer zunächst gelegen, stellt den jüngeren Boden vor. Es ist von größter Bedeutung für die Geschichte der Marschen überhaupt, daß in der 2. Auflage des Buches der Nachweis geführt wird, wo die ältesten Siedlungen zu finden sind: nicht auf dem Hochland, dem festeren und besseren Boden, sondern am Rande des Sietlands. Das deckt sich mit den Beobachtungen auf dem westlichen Ufer der Jade, wo Krüger und Schütte Wohnspuren aus der Zeit der ersten Besiedlung auf moorigem Gelände festgestellt haben. Als die Einwanderer kamen, war das Hochland, war der bessere Teil der Marsch erst im Werden begriffen.

Das Gesicht des Landes war der See zugewendet. Eine engere Verbindung mit den benachbarten Geeststrichen war nicht vorhanden, und ein erster Eroberungszug, der des Herzogs Magnus von Lauenburg im Jahre 1499, wurde erfolgreich abgewehrt. Vieles erinnert an Dithmarschen, so auch die große Rolle, welche die Geschlechter spielten. Die Unterwerfung des Landes, die dem Erzbischof Christoph von Bremen nach harten Kämpfen gelang, bildet den spannendsten Teil des Buches. Seitdem rückten Geest und Marsch sich näher. Zu welchen Verwicklungen die fortschreitende Urbarmachung des Moor- und Sandbodens führte und wie allmählich das wirtschaftliche und zahlenmäßige übergewicht der Marschbewohner abgeschwächt wurde, ist eingehend dargelegt. Besonders in der Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte reicht die zweite Auflage weit über die erste hinaus.

Lebendig ist die Eigenart der Bevölkerung wie einzelner Persönlichkeiten geschildert. Was für vollsaftige Kraftnaturen! Eine gute Vorstellung davon gibt das Bild des Ide Tiarck Steders auf seinem Grabstein zu Misselwarden, das dem Text voraufgeschickt wird.

Sillenstede (Old.). Carl Woebcken.

Richard von Hoff, Die Schlacht bei Sievershausen (= Geschichtsblätter der von Hoff, Bd. 1, 11. Heft [S. 161—176], Hartung 1932, hrsg. v. Dr. phil. Richard v. Hoff, Bremen, Albertstr. 14a).

Die Schlacht, die Karls V. Niederlage besiegelte und zugleich seinen großen Gegner Moritz von Sachsen fällte, hat auch eine besondere kriegsgeschichtliche Bedeutung, nämlich als erste ganz große Probe auf die neuzeitliche „Umbildung der Ritterschaft in Kavallerie“ (Delbrück), d. h. in feste taktische Körper hauptsächlich leichter Reiterei. Man nimmt deshalb diese neue, militärisch eindringende Studie (nach den weit zurückliegenden Untersuchungen von Glafey 1876 und Senff 1880) mit einiger Erwartung zur Hand. Sie bietet eine Nachlese aus den Archiven von Dresden, Berlin (wo schon Senff den noch immer unveröffentlichten Schlachtbericht aus dem „Feldlager im Gericht Peine, den 9. Juli 1553“ entdeckte), Wolfenbüttel und besonders auch Weimar. Die zunächst aus familiengeschichtlichem Interesse zutage geförderten Musterregister der kursächsischen Ritterschaft bezeugen sehr deutlich eine Aufteilung in getrennte Spießer- und Schützenfahnen im ungefähren Stärkeverhältnis von 4 : 3, wozu die Vorstufen bei Friedrichsdorf, Mgf. Albrecht Alcibiades als Reiterführer (1919), kennen zu lernen wären. Auch der Aufmarsch ist — gegenüber dem tatsächlich ziemlich ungenauen Plan von Senff — vortrefflich geklärt.

Wenn der Verfasser aber die erst etliche Jahre später hervortretende charakteristische Fechtweise der neuen „Pistolenreiter“, die Caracole oder „Natterweis“, schon im Kampf der Vorwarten bei Sievershausen angewandt finden will — das vorderste Glied feuert und macht durch Herumschwenken dem nächsten Platz —, so fehlt leider

gerade dafür der Beleg, und es wird bei Delbrücks und Friedrichsdorfs gegenteiliger Feststellung bleiben müssen. Auch eine unklare Stelle der von allen Darstellern der Schlacht mißachteten Chronik Oldecops (sie rennen „dar henin, itliche mit twen eder dren furroren, und erscheten vor vote af, dewile dar furbussen gelaten weren, all wat se andrepen") ist kaum anders als von Durchbruchsattacken zu verstehen. Ich hoffe allerdings andernorts noch dartun zu können, daß die ganze erste Ausbildung der leichten Reiterei ein Ruhmestitel nicht der beiden fürstlichen Führer von Sievershausen, wie man schon bald danach angenommen hat, sondern der niedersächsischen adligen Rittmeister ist.

Der hochdramatische Verlauf der Schlacht behält auch bei v. Hoff die nach dem Bericht einer Bremer „Neuen Zeitung" längst klar erkannte Gliederung in drei markante Phasen. Die taktische Überlegenheit der niedersächsischen Reiterei Mgf. Albrechts im Vor- und Hauptkampf und insbesondere seines Obersten Feldmarschalls Claus Barner tritt hier nach den Weimarer Quellen noch stärker hervor. Dagegen bedeutet es schwerlich einen Fortschritt, wenn der Verfasser den fruchtlosen Flankenangriff des Regiments Tiefstetter in den dritten Akt verlegt und den eigentlichen Sieger, den doch wohl kursächsischen (nicht hessischen) Rittmeister Hans von Wulfen, der mit der Nachhut die überraschende Wendung herbeiführte, einem anderen Schützengeschwaderführer gleichordnet.

Für den politischen Hintergrund der Schlacht führe ich meine kleine Skizze bei Görges-Spehr (Vaterländische Geschichten III S. 129) in den „Renaissanceschlössern Niedersachsens" demnächst etwas näher aus. Für das Militärische verstärkt die vorliegende Arbeit über Erwarten die schon von Delbrück gehegte Hoffnung, „daß es einer sachkundigen Quellenanalyse noch gelingt, ein leidlich sicheres Bild zu gewinnen."

Celle. Albert Neukirch.

Sigfrid H. Steinberg, Die Goslarer Stadtschreiber und ihr Einfluß auf die Ratspolitik bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar. Heft 6) Goslar, Selbstverlag des Geschichts- und Heimatschutzvereins 1933. 62 S. und 3 Tafeln Schriftproben.

In den letzten Jahren hat die Entstehung und Entwicklung der Ratsverfassung der Reichsstadt Goslar im Mittelalter durch die wertvollen Arbeiten des Gießener Rechtshistorikers Prof. Dr. Karl Frölich eine abschließende Darstellung gefunden. Die vorliegende Untersuchung von S. H. Steinberg bildet hierzu eine willkommene Ergänzung, denn sie ist den Stadtschreibern gewidmet, jenen Männern, die zwar einen bescheidenen Titel führten, aber, wie der Verfasser nachweisen kann, das einflußreichste Amt bekleideten. Die Arbeit ging aus einer be-

reits 1922 fertiggestellten Leipziger Dissertation hervor, die infolge der damaligen Wirtschaftslage nicht gedruckt wurde.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts, als sich die städtische Autonomie entwickelt und auch gefestigt hatte, tritt der „scriptor burgensium“ auf. Steinberg gelingt es, die Reihe der Stadtschreiber bis zum 15. Jahrh. aufzuweisen und interessante Persönlichkeiten unter ihnen zu kennzeichnen, wie z. B. den Dekan des Goslarer Domkapitels Konemann von Jerxheim, der auch als mnd. Dichter bekannt ist, und Heinrich von Voshole, den Steinberg als den Schreiber des Goslarer Stadtrechtes nachweist und der darüber hinaus vielleicht auch als Redaktor der Goslarer Statuten anzusehen ist. Steinberg befaßt sich mit der Stellung, der Verwendung und Besoldung der Stadtschreiber und untersucht ihren Einfluß auf die Politik des Rates; in dieser letzten Richtung liegen der Hauptwert und besondere Erfolg der Arbeit.

Während in einigen mittelalterlichen Städten der Stadtschreiber lediglich das ausführende Organ des Rates war, wie z. B. in Hildesheim (vergl. Fr. Arnecke, Die Hildesh. Stadtschr., Diss. Marburg 1913), hat in Goslar der Stadtschreiber stärksten Einfluß auf die Stadtpolitik gehabt. Er war bei der schnell wechselnden Zusammensetzung des Rates der unentbehrliche Beamte, der die Stadtpolitik stets in derselben Richtung vorwärts trieb. Jahrhundertelang hatten die Stadtschreiber größten Anteil an dem Bestreben Goslars, die volle Hoheit und ein ungeschmälertes Nutzungsrecht an Bergwerk und Forst zu erhalten, Hoheit über Kirche und Gericht zu erwerben oder das Territorium zu vergrößern. Am Ende des 14. Jahrh. treten Stadtschreiber mit juristischer Universitätsbildung auf und sie verwerten ihre Vorbildung und gleichzeitige Stellung als kaiserliche Notare in skrupelloser Weise dazu, Beweismittel über die Besitzverhältnisse am Rammelsberge usw. zusammenzustellen, die für spätere prozessuale Auseinandersetzungen nötig erschienen. Das sogen. Archivregister von 1399 ist als ein geheimes Informationsbuch für derartige Zwecke anzusehen.

Zur Geschichte des städtischen Ämterwesens und zur Geschichte der Reichsstadt Goslar liefert Steinberg dank seiner sorgfältigen Untersuchungsmethode wesentliche, neue Ergebnisse, für die man ihm sehr dankbar sein darf.

Goslar. Carl Borchers.

Otto Gillen, Das Goslarer Evangeliar. Eine Studie über die Ikonographie und die kunsthistorische Stellung der Handschrift innerhalb der deutschen Miniaturmalerei des 13. Jahrhunderts. Mit 10 Abbildungen. Karl Krause-Verlag, Goslar-Stade 1932.

Gegenüber den älteren Arbeiten über das Goslarer Evangeliar, deren Verfasser (Haseloff, Dobbert, Goldschmidt) sich vorwiegend mit Stil und Technik sowie der Erklärung der Malereien befaßten, be-

handelt Gillen die Frage des Verhältnisses des Goslarer Werkes zu anderen deutschen Miniaturmalereien und insbesondere zu byzantinischen Vorbildern. Anknüpfend an Hahnlosers Nachweis, daß einige Bilder des Goslarer Evangeliars genaue Wiederholungen des Wolfenbütteler Musterbuches sind, weist Gillen zwei Strömungen in den Goslarer Miniaturen nach. Der abendländische Einfluß kommt zum Durchbruch in den Initialen, in der Komposition der einzelnen Blätter, die an die Form romanischer Glasfenster erinnert, in der häufigen Verwendung von Spruchbändern und Judenhüten und in der Ornamentik mit den grotesken Tier- und Menschenwesen. Die zweite, byzantinische Strömung ist durch eine Dreiteilung der Bildseiten gekennzeichnet, ihre Miniaturen sind von byzant. Vorbildern, insbesondere, wie Gillen anschaulich nachweist, von griechischen Prachthandschriften des 9. Jahrh. stark abhängig. Wenn auch der Künstler, der im Kloster Neuwerk arbeitete, vorwiegend nur Kopist war, so kann man ihm doch ein schöpferisches Talent nicht absprechen, dieses wirkte sich besonders in der Architektur- und Detailzeichnung, in der Ornamentik usw. aus. Gillen weist zum Schluß darauf hin, daß die große Zahl der mit dem Goslarer Evangeliar zusammenhängenden Werke es gestattet, von einer Goslarer Malerschule des 13. Jahrh. zu sprechen. Es wäre erwünscht, wenn der Verfasser in derselben mustergültigen Art wie in der vorliegenden Arbeit diese Goslarer Malerschule weiter untersuchen und behandeln würde. Ungelöst mußte bei dem Mangel an Quellen die Frage bleiben, wie gerade nach Goslar die byzantinische Kunstübung verpflanzt wurde.

Der Verfasser hat sein Buch seinem Lehrer Prof. Dr. Arthur Haseloff zu dessen 60. Geburtstage gewidmet und wird ihm mit der interessanten Untersuchung eine besondere Freude bereitet haben.

Goslar. Carl Borchers.

Gustav Engel, Weserkirchen. Bielefeld (Helmichs Buchhandlung) 1931.

Der Verfasser will mit dieser kleinen Abhandlung einen Beitrag „zur Geschichte und Kultur des dörflichen Kirchenbaues an der mittleren Weser“ liefern, etwa von nördlich der Weserpforte bis in die Gegend von Hameln. Er mißt diesen Dorfkirchen weit größere Bedeutung zu als gewöhnlich angenommen wird: sie seien „heimliche Überreste einer altgermanischen Baukunst — sichtbare Zeichen des gigantischen Kampfes, den die germanische Kultur gegen das hereinbrechende Christentum zu führen hatte“. Aus den auffallend gleichartigen, wuchtigen, fast immer rein romanischen Turmformen, deren Deutung auf „Wehrkirchen“ er ablehnt, schließt er auf die Zusammengehörigkeit dieser Kirchenbauten, die mit Ausnahme des der hohen Kunst angehörigen zu Idensen nicht von Mönchen und Sendlingen der Bauhütten, sondern von bäuerlichen Dorfbaumeistern herrühren. Die früheren Kirchen, wie zu Buchholz und Heimsen, letztere als Proto-

typ, haben den klareren und einfacheren Grundriß. Dieser nun, so meint der Verfasser, stimme im wesentlichen mit der Form des altgermanischen Heiligtums, wie es nach Funden in Island festgestellt sei, überein; ebenso wie bei der Bekehrung der Angelsachsen seien auch bei der Bekehrung der Wesergegend die alten Heiligtümer nicht zerstört, sondern in christliche Gotteshäuser verwandelt worden. Dies Problem ist doch wohl nicht so einfach zu nehmen und müßte eingehender untersucht werden. Die ganze Abhandlung erhebt indessen nicht den Anspruch auf eine wissenschaftliche Leistung. Aber mit Recht sieht der Verfasser diese Dorfkirchen als Volksausdruck und predigt Achtung vor ihrem bäuerlichen und handwerklichen Gepräge.

Berlin-Charlottenburg. Gisela Volmer.

Der Hildesheimer Dom, seine Geschichte und seine Kunstschätze. Herausgegeben vom Domkapitel. Band I: Wilhelm Effmann: Zur Baugeschichte des Hildesheimer Domes vom 9. bis zum 12. Jahrhundert. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben und mit einem Anhang über die ursprüngliche Gestalt der Westanlage von St. Michael in Hildesheim versehen von Alois Fuchs. August Lax, Hildesheim u. Leipzig 1933. Preis: br. 12,50 RM., geb. 15,50 RM.

Als letztes der posthumen Werke des um die Aufhellung der mittelalterlichen Architekturgeschichte durch seine Westwerk- u. a. Forschungen so verdienten W. Effmann (1847—1917) ist jetzt die von seiner Schwester erst 1929 im Nachlaß gefundene Arbeit über die frühe Baugeschichte des Hildesheimer Domes von A. Fuchs in der bei der Herausgabe von anderen nachgelassenen Schriften E.'s (Corvei 1929, S. Maria im Kapitol zu Köln 1931) bewährten Art herausgebracht worden.

Darin unternimmt es E. mit der ihm eigenen Sorgfalt und Zuverlässigkeit im gründlichen Abwägen alles Für und Wider bei der Auseinandersetzung mit der bisherigen Literatur, indem er alte Schriftquellen, frühere Grabungsergebnisse und den jetzigen Baubestand heranzieht, zunächst die Geschichte der Ostpartie zu klären; dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß weder P. J. Meier noch A. Bertram mit ihren Annahmen hinsichtlich der Gestaltung des Ostteils des 872 geweihten Altfriddomes recht haben, sondern seiner Meinung nach war das geradlinig geschlossene Chor mit einer Krypta unterbaut, die auf ihrer Ostseite mit der alten Marienkapelle, der Keimzelle des Bistums, verbunden war. E. sieht mit Bertram in der entscheidenden Stelle der Schriftquelle (der „Fundatio") nur ausgedrückt, daß der Altar der Marienkapelle unterhalb gelegen habe, das Sanctuarium des Altfridbaues oberhalb, ohne daß die Lage der beiden Altäre übereinander damit gekennzeichnet werden sollte, wie Meier annimmt.

Bischof Hezilo übernahm die beim Brande 1046 stehengebliebenen Ostteile in seinen 1061 geweihten Bau: so blieben im heutigen Dom

die Krypta Altfrids und die an deren Westseite nach 962 errichtete „Confessio“ erhalten. Hezilo schloß sich an den Dom Altfrids an, jedoch gab er ihm Querhausflügel und verlängerte ihn nach Osten in der Weise, daß die Chorkrypta Altfrids zur Vierungskrypta und durch ein anschließendes Chorquadrat die Marienkapelle überbaut wurde. Deren Apsis blieb freilich außerhalb, doch sollte an ihrer Stelle eine Rundkapelle errichtet werden, die unvollendet blieb. Bischof Bertold zog den Altar der Marienkapelle mit in den Dombau ein durch eine Apsis, die er statt der runden Kapelle erbaute, indem er den geraden Chorschluß durch einen halbrunden ersetzte.

Im zweiten Teil untersucht E. die Baugeschichte des Westteils. Hier liegt die Aufgabe insofern noch schwieriger, weil einmal an Stelle des heutigen Baubestandes die Mithoffschen Zeichnungen zu treten haben, welche die Turmpartie des Domes vor dem Abbruch 1840 zeigen, andererseits aber dieser Bauteil ein außerordentlich verwickeltes Schicksal gehabt hat. Dennoch gelingt es E., festzustellen, daß ursprünglich ein Westwerk mit Treppentürmen an den Westecken vorhanden war, das vielleicht erst nach Altfrid vollendet wurde. Die Umbauten Godehards hat E. unter Heranziehung einer Stelle aus dessen Lebensbeschreibung des Wolfher erst ins rechte Licht gerückt. Godehard hat den Westteil des Domes durch Beseitigung des Innenbaues des Westwerkes freigelegt und eine halbkreisförmige Nische zwischen den Türmen mit einem Portal für die Bernwardstüren gebaut. Endlich hat er die Turmfront durch einen erhöhten Mittelbau zusammengefaßt und ein Atrium oder Paradies mit Säulengängen und Türmen im Westen vor dem Turmbau errichtet. An Stelle dieser Anlagen begann Azelin seinen Dombau nach dem Brande 1046, und zwar so nach Westen ausgerichtet, daß der Turm des alten Domes den Ostabschluß der Kirche bilden sollte. Und als Hezilo bei seinem Bau den alten Grundriß Altfrids wieder aufgriff, behielt er die Turmfront, nun allerdings wieder als Westabschluß des Domes, bei.

Wenn die Arbeit E.'s jetzt erst, mehr als 15 Jahre nach ihrer Vollendung, der Öffentlichkeit übergeben wird, so tritt hier der seltene Fall ein, daß sie keinesfalls durch die inzwischen erschienenen Forschungen, die sich mit der Geschichte der Westpartie befassen, überholt ist, sondern daß im Gegenteil die andern Forscher ihre Ergebnisse werden überprüfen und u. U. ändern müssen.

Der Herausgeber A. Fuchs selbst wurde angeregt, sich mit der von E. gestellten Frage nach der ursprünglichen Gestaltung des Westteils der Michaeliskirche in Hildesheim zu beschäftigen; seine Untersuchungen, die er im Anhang abdruckt, machen es sehr wahrscheinlich, daß die Michaeliskirche ein Westwerk besessen hat, für dessen Portal die Bernwardstüren ursprünglich bestimmt waren. Bei dem heutigen Zustande werden aber erst Grabungen das letzte Wort zu sprechen haben.

Hannover. Hans Lütgens.

Das älteste Bürgerbuch der Stadt Hannover und gleichzeitige Quellen. Bearbeitet von K. Fr. Leonhardt. Leipzig, Degener & Co., 1933.

Die Pflege familiengeschichtlicher Forschung hat alsbald nach dem Weltkriege eine auffallende Belebung erfahren und wird sich infolge der bekannten, neuesten politischen Maßnahmen erfreulicherweise allgemein durchsetzen. Veröffentlichungen wie der „Gesamt-Bildnis-Katalog für Ostfalen“ oder die Magdeburger Kinderbücher werden in breiteren Kreisen sich auswirken, als es sonst wissenschaftlichen Quellenwerken beschieden ist; der berufene Hüter archivalischer Schätze aber empfindet die Notwendigkeit, die wichtigsten familiengeschichtlich auszuwertenden Handschriften, soweit das noch nicht geschehen, durch Herausgabe oder Fundregister erst recht nutzbar zu machen. K. Fr. Leonhardt, Stadtarchivdirektor in Hannover, begründet mit dem ersten Bande der „Quellen und Darstellungen zur Bevölkerungskunde der Stadt Hannover“ ein großzügig angelegtes Unternehmen, das dem Magistrat der genannten Hauptstadt und seinem zuständigen Dezernenten, Senator Dr. Engelke, zur Ehre gereicht. Dem Bearbeiter wünschen wir die Ausdauer und die Hilfskräfte, die zunächst auf drei Bände berechnete, mühevolle Publikation durchzuführen.

Der vorliegende erste Band enthält „das älteste Bürgerbuch und gleichzeitige Quellen“; ein zweiter soll die städtischen Grundstücke nebst Besitzern und Gläubigern aufführen, der dritte die Personenregister bringen und zwar unter Heranziehung sonstiger älterer Überlieferungen. Erst mit dem dritten Bande also wird die bürgerkundliche Forschung ganz zu ihrem Recht gelangen. Ein Vorwort gibt Auskunft über die Methode der Bearbeitung, denn um eine solche, nicht um einfachen Abdruck der Quellen handelt es sich. So kurz die Darlegungen sind, sie bestätigen wieder den Erfahrungssatz, daß jede mittelalterliche Stadt sich einer starken Eigenart erfreut, das Schema ablehnt. Wichtig die Feststellung, „daß zum mindesten seit dem Beginn der jährlichen Ratslisten (1390) ein Kollegium von Geschworenen von nicht immer gleichbleibender Kopfzahl, zuletzt waren es 40, bestand, in dem 12 „Feuerherren“ die Wahl des sitzenden Rates aus den Geschworenen für jedes Jahr vorzunehmen hatten“. Zu den sehr häufig nachweisbaren vier „großen“ Ämtern gehörten in Hannover die Bäcker, Knochenhauer, Schmiede und Schuster, nicht, wie etwa in Lübeck und Stralsund, auch die Schneider. Ein von Emil Jörns verfaßtes Berufs- und Ortsverzeichnis wird erst im dritten Bande die offenbar gebotene Ergänzung finden. Kopftitel mit Angabe der jeweiligen Quelle und Jahreszahl würden die Benutzung des Werkes erleichtert haben.

Lüneburg. W. Reinecke.

Josef Jung-Diefenbach S. V. D., Die Friesenbekehrung bis zum Martertode des hlg. Bonifatius (Missionswissenschaftl. Studien, hrsg. von Jos. Schmidlin. N. R. 1). St. Gabriel/Mödling 1931, 118 S. 4 RM.

Es ist ein Verdienst des Missionswissenschaftlichen Instituts an der Universität Münster, die historische Missionsforschung mit dem gleichen Eifer in Angriff genommen zu haben wie die praktischen Aufgaben. Von ihm ging der Anstoß zur Beschäftigung mit der Missionsgeschichte der deutschen Stämme aus, der wir die zahlreichen Arbeiten von Franz Flaskamp verdanken; dort ist jüngst die Arbeit von Wiedemann über die Sachsenbekehrung entstanden. Jung-Diefenbachs Buch gehört in denselben Kreis. Es ist als Erstlingsarbeit eine sehr erfreuliche Leistung, die erheblich über dem Durchschnitt heutiger Anfängerarbeiten steht. Neue Ergebnisse von Gewicht waren bei dem vom Verfasser gewählten Thema freilich nicht zu erwarten. Der Gang der Entwicklung steht in seinen Phasen und in den Hauptzügen fest, so daß nur in Einzelheiten noch hie und da einiger Spielraum gegeben ist. Trotzdem wird man eine nochmalige Durcharbeitung des Quellenstoffes begrüßen; ihr hat sich J.-D. mit löblicher Gewissenhaftigkeit unterzogen. Besondere Beachtung hat er bei der Auswertung der Quellen den Fragen der Missionsmethode gewidmet. Daß er bisweilen in eine gewisse überschwänglichkeit verfallen ist, auch manchmal aus den Worten der Quelle etwas herausgelesen hat, was vor nüchterner Prüfung nicht besteht [1]), wird man der Begeisterung des Anfängers zugutehalten dürfen. Im ganzen aber verdient sein ruhiges kritisches Urteil und seine exakte Arbeitsweise Anerkennung.

Die Bedeutung staatlichen Schutzes und Nachdrucks für den Erfolg der Mission tritt namentlich bei den Unternehmungen Willibrords zutage: sie sind eine Begleiterscheinung der fränkischen Eroberung. Auch daß nicht der zum Bischof geweihte Suitbert das Friesenbistum Utrecht übernahm, sondern nach dem rechtsrheinischen Missionsfeld abgeschoben wurde, wird auf fränkischen Einfluß, im Zusammenwirken mit Rom, beruhen. Den Anlaß für das Eingreifen des Bonifatius in Friesland sieht der Verfasser in den Ansprüchen des Erzbischofs von Köln, die dieser auf Grund einer Schenkung König Dagoberts erhob. Der Märtyrertod des Heiligen hat die Bestrebungen Kölns erleichtert, wenn auch ihre volle Erfüllung durch Unterstellung Utrechts unter die Kölner Metropole noch nicht gleich eintrat. Auf dem Wege über Utrecht aber konnte Köln sich auch zum Herrn über das eigene Missionsgebiet Utrechts, in Nordfriesland und in Westfalen (im wesentlichen die Diözese Münster), aufwerfen. Die ursprüngliche Selbständigkeit der friesischen Mission ging damit verloren.

Münster i. W. J. Bauermann.

---

[1]) So etwa, wenn er den Alkuinvers: fas . . . carminibus sacris naves implere Fresonum auf Lieder friesischer Schiffer (!) deutet (Seite 25).

Dietrich Kohl, Dietrich Pining und Hans Pothorst, zwei Schiffsführer aus den Tagen der Hanse und der großen Entdeckungen. In: Hansische Geschichtsblätter 57. Jahrg. 1932.

J. H. Gebauer, Der Hildesheimer Dietrich Pining als nordischer Seeheld und Entdecker. Mit 3 Abb. In: Alt-Hildesheim, Heft 12 (April 1933). Verlag von Georg Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg.

Das eigenartige Spiel des Zufalls führte die Verfasser der beiden vorstehenden Aufsätze fast gleichzeitig an die Lebensgeschichte des kühnen Seefahrers, dem der Ruhm gebührt, die Expedition geleitet zu haben, welcher zwei Jahrzehnte vor Columbus die Entdeckung der „Neuen Welt" gelang. Sowohl Kohl wie Gebauer fußen auf den sorgfältigen und scharfsinnigen Forschungen des Dänen S. Larsen, der 1925 jener von Portugal angeregten und von Dänemark ausgeführten Fahrt nach dem Westen ein vielbeachtetes Buch gewidmet hat. Dietrich Pining, der später noch als Landeshauptmann auf Island wirkte, und sein Gefährte Hans Pothorst verdienen aber auch deshalb unsere besondere Aufmerksamkeit, weil sie von Geburt Deutsche, und zwar Niedersachsen waren. Während indessen Kohl noch mehr geneigt ist, Pinings Heimat in Oldenburg zu vermuten, ist es Gebauer auf Grund eines glücklichen Fundes im Hildesheimer Stadtarchiv gelungen, Pinings Hildesheimer Herkunft einwandfrei nachzuweisen. In seiner anziehend geschriebenen Skizze vermag er uns so auch Andeutungen über die Lebensumstände und Schicksale der unmittelbaren Vorfahren des berühmten und gefürchteten Kaperführers zu geben und dadurch in gewissem Grade einen Schlüssel zum Verständnis dieser ungebundenen Kraftnatur zu liefern. Dankenswert und einleuchtend ist auch seine Vermutung, daß das Unternehmen nicht 1472, sondern im Spätsommer 1473 ausgeführt wurde. Einwände müssen nur erhoben werden gegen die Deutung, welche Gebauer dem der Überlieferung nach von Pining auf der Klippe Hvitsaerk vor der grönländischen Küste angebrachten „Zeichen" gibt. Hier handelt es sich doch kaum lediglich um einen in den Felsen eingemeißelten Kompaß, wie der Verfasser wohl auf Grund der Darstellung auf der Karte Gourmonts (1548) und der Angaben des Olaf Magnus meint. Das Zeichen, das nach dem Briefe des Kieler Kürgermeisters Karsten Grip an König Christian III. (1551) als „daa uppgerichtet" sein soll und auf der Karte von 1548 als „Index marinus" bezeichnet wird, dürfte, wie Kohl des näheren ausführt, eine ragende Ansteuerungsmarke, eine Bake gewesen sein, in die, sofern sie aus Steinen errichtet war, allerdings ein Kompaß eingeritzt gewesen sein mag.

Hannover. R. Griefer.

Schleswig-Holsteinische Siegel des Mittelalters herausgegeben von der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. II. Abt. Die geistlichen Siegel; Heft 1. Die Siegel der Bischöfe von Schleswig und Lübeck, der Domkapitel und Kollegiatstifter von Schleswig, Hadersleben, Lübeck, Eutin und Hamburg sowie ihrer Dignitare, bearbeitet von Dr. Gottfried Ernst Hoffmann, Staatsarchivrat in Kiel. Karl Wachholtz Verlag, Neumünster in Holstein. 1933.

Obwohl nicht zum eigentlichen Arbeitsgebiet dieser Zeitschrit gehörig verdient vorliegende Publikation aus dem Bereich der Nachbarprovinz in ihrer gewissenhaft vorbildlichen Anlage unsere Aufmerksamkeit. In mehrjähriger entsagungsvoller Arbeit hat der Bearbeiter die große Zahl von Siegeln der Bischöfe, Domkapitel, Kollegiatsstifter und Dignitare seines Gebietes zusammengetragen und beschrieben. Die Siegel der Domherren sind einem Bande über die Personensiegel vorbehalten. 19 ausgezeichnet gelungene Tafeln geben eine unmittelbare Vorstellung von dem beachtlichen handwerklichen Können, das in vielen dieser Kleinkunstwerke steckt und das hiermit der Forschung zugänglich gemacht wird. Wenn angesichts solch ansehnlicher Leistung ein Bedenken geäußert werden darf, so ist es dieses: Wird das Werk nicht überflüssig belastet, wenn hier nach einem dänischen Vorbilde entgegen sonstiger Gepflogenheit die Tendenz verfolgt wird, jeden noch vorhandenen Abdruck eines Typars zu verzeichnen? Wenn die besten Abdrücke festgestellt und die zeitlichen Grenzen einer nachweislichen Anwendung eines Stempels ermittelt sind, scheint den Erfordernissen der Forschung, so meinen wir, vollauf Genüge geschehen. — Aber solche mehr technischen Einwände können den vorteilhaften Eindruck, den das Werk im ganzen hinterläßt, nicht beeinträchtigen. Wir beglückwünschen die Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte zum Erscheinen dieses wohlgelungenen ersten Bandes ihrer großen Siegelpublikation, möchten die Zeiten die Fortsetzung recht bald gestatten!

Hannover. R. Griefer.

Paul Kallmerten, Lübische Bündnispolitik von der Schlacht bei Bornhöved bis zur dänischen Invasion unter Erich Menved (1227—1307). Kieler philos. Diss. 1932.

Der Verfasser will nachweisen, daß Lübeck nach dem ersten großen politischen Erfolg der Erringung der Reichsfreiheit im Zusammenhang mit der Zertrümmerung der dänischen Herrschaft in Nord-Albingien i. J. 1227 durch seine Bündnispolitik im 13. Jahrh. einen staatsrechtlichen Zusammenschluß der Städte erstrebt habe, ein Ziel, das freilich infolge der dänischen Invasion unter Erich Menved im Anfang des 14. Jahrh. habe preisgegeben werden müssen. Die schließlich im 14. Jahrh. entstandene deutsche Hanse entspreche ihrer Struktur nach mehr der alten Gotländischen Genossenschaft als dem durch die

Lübische Bündnispolitik des 13. Jahrh. angestrebten staatsrechtlichen Bündnis der Städte. — Wenn man diese Ausführungen vergleicht mit den denselben Gegenstand behandelnden Untersuchungen von K. W. Nitzsch (Nordalb. Studien, Preuß. Jahrb. 1875), so fällt zweierlei auf: einmal die sehr hohe Meinung des Verfassers über die Lübische Politik des 13. Jahrh. — wozu allerdings das Eingeständnis, daß die Unterstellung unter die dänische Schutzvogtei i. J. 1307 eine schwere Niederlage der lübischen Politik bedeute, nicht recht passen will, und sodann — damit zusammenhängend — die einseitige Betrachtung der Ereignisse vom Standpunkt der hansisch-lübischen Politik; der brandenburgischen und holsteinischen Territorialpolitik wird der Verfasser nicht gerecht. — Diese Einwendungen wollen aber nicht den Wert dieser überaus anregenden und hinsichtlich der Quellenbenutzung vorbildlichen Arbeit irgendwie herabsetzen.

Danzig. W. Carstens.

Hildegard Schulz, Die wirtschaftliche Struktur des Oberharzes und seines nördlichen Vorlandes vom Ende des 10. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Lehre von der ökonomischen Landschaft. — Philosoph. Diss. Marburg 1931. 70 Seiten.

Die Verfasserin hat sich die Aufgabe gestellt, den Aufbau der Wirtschaft einer „ökonomischen Landschaft" Niedersachsens im Sinne Häpkes für die Zeit des hohen Mittelalters zu schildern und zwar der Landschaft, die sich vom Oberharz als dem Hinterlande Goslars nach Norden bis über Braunschweig hinauserstreckt und im Westen und Osten von den Nachbarlandschaften um Hildesheim und Halberstadt begrenzt wird. Bildet das Gebiet auch keine streng abgeschlossene Wirtschaftseinheit, so stellt es, wie in der Arbeit begründet wird, doch „einen in sich selbst ruhenden Organismus mit eigenen wirtschaftlichen Kräften" dar. Drei „Wirtschaftsfaktoren" werden in ihm unterschieden: der erz- und waldreiche Harz mit dem Rammelsberge bei Goslar, dessen Erzeugnisse die städtischen Gewerbe und den Handel beleben, das fruchtbare Gebirgsvorland bis an die Heide nördlich von Braunschweig, das nicht nur den Eigenbedarf an Feldfrüchten deckt, sondern durch übererzeugung von Getreide und durch Leinwandweberei auch wichtige Ausfuhrstoffe liefert, und die gewerbfleißigen Städte, unter denen Goslar und Braunschweig eine überragende Stellung einnehmen, so zwar daß Braunschweig mit seiner günstigen Handelslage als der eigentliche wirtschaftliche Mittelpunkt des Gesamtgebietes erscheint.

Die Verfasserin bringt auf Grund der aus den Urkundenbüchern, den Zollrollen und dem sonstigen Schrifttum mit großer Gewissenhaftigkeit gesammelten Nachrichten eine eingehende Darstellung der örtlichen Wirtschaftsverhältnisse und der zwischen den Teilen des Gebietes und nach außen bestehenden Handelsbeziehungen. Besondere

Aufmerksamkeit wird den Handelswegen zu Lande und zu Wasser und den eigenartigen Verhältnissen der in dem Gebiete gelegenen „Bundesstädte", darunter der „Fünfstadt" Braunschweig, gewidmet. Die übersichtlich gegliederte und gut lesbare Arbeit stellt eine willkommene Bereicherung des niedersächsischen Schrifttums dar.

Bezüglich der Goslarer Verhältnisse dürfte die Verfasserin Manches anders ausgedrückt haben, wenn ihr die von dem Unterzeichneten 1931 veröffentlichte (von W. Lüders in diesem Jahrbuche 1932, S. 242—244 besprochene) „Geschichte des Rammelsberger Bergbaues" schon bekannt gewesen wäre. Die Ergänzung dieser Arbeit durch eine „Geschichte des Unterharzer Hüttenwesens" steht noch in Aussicht. Es wäre erwünscht, wenn darin auf Grund der von der Verfasserin erwähnten Zollrollen und anderer Archivalien klargestellt werden könnte, wieweit Goslar nach dem um 1300 einsetzenden katastrophalen Niedergange seines Bergbaues noch in der Lage gewesen ist, Metalle aus eigener Erzeugung auszuführen, und ob es nicht vielleicht zur Aufrechterhaltung seines Handels genötigt gewesen ist, fremde Metalle, besonders Mansfelder Kupfer, heranzuziehen.

Goslar. W. Bornhardt.

Mühlhan, Dr. Wilhelm, Das Landschaftsbild der südlichen Lüneburger Heide. Ein Beispiel für die Wandlungen der Kulturlandschaft in den nordwesteuropäischen Heidegebieten. Braunschweig (Westermann). 1932.

Der Verfasser gibt in mehreren Querschnitten unter Zuhilfenahme instruktiver Pläne und Karten eine Darstellung der durchgreifenden Veränderung des Landschaftsbildes der Südheide (zwischen Celle, Munster und Soltau) in den letzten 100 Jahren. Die beiden entscheidenden Faktoren für die Gestaltung jeder Kulturlandschaft sind Natur und Mensch. Die Natur setzt jedesmal ganz bestimmte und letztlich unaufhebbare Bedingungen und Grenzen (Boden, Klima, Vegetation). Sie werden für das Untersuchungsgebiet in einem ersten Hauptteil (B) beschrieben. Was unter ihrer Ausnutzung andererseits dem Menschen noch an Möglichkeiten bleibt, zeigt die Verwandlung des Gesichtes der Heide im Laufe der letzten Generationen. (Abschnitte C u. D.) Als das einschneidendste Ereignis ergeben sich dem Verfasser die Maßnahmen der Agrarreform aus der ersten Hälfte des 19. Jahrh's. (Verkoppelung und Gemeinheitsteilung); alle Veränderungen der Landschaft sind durch ihre andersartige Nutzung bestimmt (übergang von extensiver Wirtschaft mit überwiegendem Weidebetrieb zum Ackerbau mit vornehmlich Veredelungswirtschaft). Eine dritte Verschiebung im Landschaftsbild erkennt der Verfasser in den letzten 30 Jahren (an einzelnen Meßtischblättern dargelegt), ohne den für sie maßgebenden Ursachen (Verkehrserschließung?) noch mit der vorherigen Ausführlichkeit nachzugehen.

Die Untersuchung geht nicht von im engeren Sinne historischen Absichten aus, beweist aber nach Fragestellung und Methode die Fruchtbarkeit solcher Grenzgebiete auch für die geschichtliche Forschung, hier im besonderen für die Siedlungsgeschichte. Richtig ist der Nachdruck, mit dem die Neuordnung der bäuerlichen Besitzverhältnisse für den behandelten Gegenstand herangezogen wird. Auch die Beschränkung auf ein enger begrenztes Gebiet kann nur bejaht werden, da sie außer der tatsächlichen Klärung der Vorgänge sehr wohl auch über deren thematische Erfassung nach Grundlagen, Bedeutung und Folgen Aufschluß zu geben vermag. Hier bekommt man allerdings den Eindruck, daß der Verfasser trotz aller betonten Bevorzugung der konkreten Einzelforschung im ganzen doch schon zu sehr auf vorgefaßte Ansichten festgelegt war, so daß die Darlegungen zuweilen den Eindruck der bloßen Umkleidung eines Begriffsgerippes entstehen lassen. (S. im Gegensatz dazu z. B. die Forstbeschreibung, Seite 43 f.) Nicht gültig ist die Berechnung des einzelnen Hofanteils an der Flur (S. 25/26), da höchstens die Höfe und die ältesten Kötnerstellen eine volle Ackernahrung besaßen. Für Bergen mit seinen zahlreichen Kötnern ist dies bei einem erheblichen Teil der Bauernstellen bis zur Verkoppelung nicht der Fall gewesen.

Emden. Pröve.

Wohltmann, Dr. Hans: Stade und sein Gymnasium. Die Geschichte des Athenaeums, Gymnasium und Oberrealschule i. A. Stade. 1929. 8°. 77 S.

Viedebantt, Studiendirektor Dr.: Das Lingener Gymnasium bei der Neuordnung des höheren Schulwesens im Königreich Hannover 1829—1832. Auf Grund der Akten dargestellt. In: Georgiana Lingensia. Nachrichten vom Lingener Gymnasium Georgianum. Heft 1. Lingen-Ems 1932. 8°. 55 S.

I.

„Im Kloster des heiligen Georg stand die Wiege des Athenaeums zu Stade". Graf Rudolf von Stade und seine Mutter Markgräfin Richarda hatten es 1132 gestiftet und mit Augustiner-Prämonstratensern besetzt. Mit andern weltgeistlichen und klösterlichen Pflichten übten sie auch die des Unterrichts. Sehr schnell drang die Reformation in Stade durch, schon von 1522 an, und die Klosterschule wurde vom Rate übernommen. Die Zuwanderung wallonischer Kaufleute, die vor Alba flohen, und englischer Tuchhändler, — wohl der „wagenden Kaufleute" —, die man aus Hamburg verdrängte, brachte der Stadt und der Schule neuen Aufschwung (1587). Nach niederländischem Brauch heißt sie jetzt Athenaeum. Sie ist eine Art Universität. Große Gelehrsamkeit und religiöse Toleranz herrschen auf ihr. Kriege, der Brand des Schulgebäudes und das Eindringen einer gewissen lutherischen Enge hemmen den Aufschwung. Doch herrscht im 17. und 18. Jahrhundert noch Leben genug. Erudita pietas und eloquens sapientia, damals die Ziele der Stader Erziehung, könnten wir uns

gerade heute wieder gern gefallen lassen. Gemach gewinnt der Unterricht Gegenwartsnähe, Tartuffe wird gelesen, man tritt für gutes Deutsch ein (1703), zu Ehren des Sieges von Minden findet die erste vaterländische Schulfeier statt, und der Schüler hat 1788 Gelegenheit, Reiten, Fechten, Tanzen und Zeichnen zu lernen. Als aber 1831 Kohlrausch, der Reorganisator des hannoverschen Schulwesens, die Anstalt besichtigt, da findet er sie „verkommen und ungenügend". Es fehlen etwa drei Fünftel der Mittel „zur Ausstattung eines vollständigen Gymnasiums". Doch ist es unter tüchtigen Direktoren aufwärtsgegangen, wie der beigegebene Artikel Oberst Schwertfegers „Erinnerungen an meine Stader Schulzeit" erweist. Die wirtschaftliche Bedrängnis ist wohl erst ganz gebannt seit der Überführung aus städtischer in königlich-preußische Verwaltung. — Sehr reizvoll und farbig hat Wohltmann, der jetzige Direktor der Anstalt, den wechselreichen Gang ihrer Geschichte dargestellt. Man folgt ihm auch da gern, wo Einzelheiten in den Vordergrund treten müssen.

Prof. A. De la Chaux, Berlin-Wilmersdorf, hat einen interessanten Aufsatz beigesteuert „Der Besitz des St. Georgsklosters um die Mitte des 14. Jahrhunderts". Ich möchte dazu nur den einen Vorschlag machen, mansus mit „Hufe" und nicht mit „Hof" zu übersetzen. Das dürfte doch auch für das Bremen-Verdensche Gebiet angezeigt sein.

Neben einer Liste der Gefallenen ist dann noch die sehr schöne zeichnerische Ausstattung durch Peter Seidensticker zu erwähnen.

II.

Aus einer mittelalterlichen Lateinschule zu Lingen, von der wir nicht viel wissen, machte 1680 der Oranier Wilhelm III., Graf von Lingen, Erbstatthalter der Niederlande und nachmals König von England, eine „illustre" Lateinschule. Er fügte ihr später ein Seminarium und 1693 ein Gymnasium academicum, eine Art Universität, bei. Alle drei Stiftungen sollten der Vollendung der Reformation, natürlich im calvinischen Sinne, dienen. Die hannoversche Regierung hob 1820 alle drei Anstalten auf, da sie nicht gedeihen wollten, und errichtete ein Vollgymnasium paritätischer Art für evangelische und katholische Schüler. Auf der tiefen Ebene vieler hannoverschen Schulen jener Jahre stand auch die zu Lingen. Und so geriet sie in der Reorganisation durch Kohlrausch arg ins Gedränge. Die Reifeprüfung war schon 1829 eingeführt. Sollte die Lingener Schule sie abzuhalten das Recht bekommen, bei insgesamt nur 50 Schülern, oder sollte sie Progymnasium werden? Den Kampf um diese Frage schildert Viedebantt fesselnd. Für die Erhaltung des Vollgymnasiums wurde mancherlei ins Feld geführt: wirtschaftliche Sorgen der Bürger, insbesondere der Pensionsväter, stolze Erinnerungen an die Akademie aus den Oranierzeiten, die Interessen der drei Konfessionen, das Brachliegen der wertvollen Bibliothek, die Sorge, Preußen, im 18. Jahrhundert im Besitz beider Grafschaften von Lingen, jetzt nur noch der oberen, könne Ansprüche erheben. Weihnachten 1830 fiel die Entscheidung der Regierung zugunsten des Vollgymnasiums. Aber da blieb noch ein Hindernis, ein spitzwegsches: man mußte zur Durch-

führung der Reformen den fünfundsiebzigjährigen, gichtischen, augen- und gehörschwachen gelehrten Rektor, der kein praktischer Schulmann, sondern von der Akademie übernommen war, pensionieren — es fehlte aber an Geld. Als endlich auch diese Frage geregelt war, da konnten 1832 die ersten Primaner das Maturum machen. Zur Jahrhundertfeier dieses Ereignisses ist die fesselnde Schrift verfaßt.

Hannover. Büttner.

Kurt Hunger, Die Bedeutung der Universität Göttingen für die Geschichtsforschung am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin 1933. (Historische Abhandlungen her. v. Dr. Ebering, Heft 2.) Broschiert RM. 3,40.

Die kluge Schrift enthält nicht wenige glückliche Formulierungen, wirkt aber im Ganzen etwas unausgeglichen und ist in den Grundbegriffen nicht immer ganz sicher. Der Verfasser beabsichtigt mit seiner Arbeit den Rahmen für eine groß angelegte Untersuchung zu geben, doch leidet das Ganze trotz klarer Gliederung der Probleme etwas unter der impressionistischen Ausführung. Der Standpunkt des Verfassers ist nicht an einem gesamtweltanschaulichen Aspekt orientiert, sondern eher wissenschaftstheoretisch an Überzeugungen des ausgehenden Positivismus. Der Gegensatz zu Wilh. v. Humboldt hätte so vielleicht schärfer gefaßt werden können, wobei manch Gemeinsames bei ihm mit dem 18. Jahrhundert in Erscheinung getreten wäre. Auch Hugo, so trefflich seine Erwähnung ist, wird vielleicht etwas anders zu beurteilen sein nach den grundlegenden Untersuchungen F. v. Hippels. Durchaus richtig hingegen erscheint Pütter erfaßt, der zu Unrecht heute über die Achsel angesehen wird; noch Mitte des 19. Jahrhunderts beurteilte man ihn gerechter, mit gutem Recht fordert Verf. eine Monographie [1]). Eine für das Verständnis des in Rede stehenden Zeitabschnitts wichtige Erscheinung hätte vielleicht erwähnt werden können, die Beschäftigung mit ethnographischen Fragen, die auf philologische und historische Untersuchungen nachdrücklich gewirkt hat, man vermißt hier Namen wie Meiners und vor allem Michaelis, dessen Bedeutung sicherlich nicht in seiner Eigenschaft als Träger des Deismus (S. 47) erschöpft ist. Im ganzen aber sei der mutige Vorstoß des Verfassers in ein bislang etwas zu kurz gekommenes Gebiet gern anerkannt, und es ist ihm zu wünschen, daß er den unerläßlichen Unterbau zur Ausführung bringen möchte.

Göttingen. G. v. Selle.

---

[1]) Für die Beurteilung der wissenschaftlichen Persönlichkeit Pertz's weist Prof. Hessel auf eine Notiz von Pertz in dessen Stein-Biographie Bd. 5 S. 825 hin, nach der Pertz das bei den Monumenten befolgte Verfahren als sein Eigentum beansprucht; es „unterschied sich von Allem, was von früheren großen Werken der Art und unter den Philologen hergebracht war".

Hahn, Walter, Handel und Handelspolitik im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel in der Regierungszeit der Herzöge Karl I. und Karl Wilhelm Ferdinand (1735—1806). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kleinstaaten des 18. Jahrhunderts. Phil. Diss. Göttingen, 1931. 59 Seiten. 8°.

Die Bestrebungen der Herzöge Karl I. und Karl Wilhelm Ferdinand und ihrer Räte um die Hebung des Landes, besonders der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels, haben schon Frieda Biehringer und Selma Stern in ihren 1920 bzw. 21 erschienenen Biographien der Herzöge Karl bzw. Karl Wilhelm Ferdinand behandelt, doch ist der Umfang der Bücher zu gering, als daß sie diese Pläne, ihre Durchführung und ihre Erfolge oder besser ihre Mißerfolge und die Gründe dafür ausreichend hätten behandeln können. Sie bieten nicht nur die Möglichkeit einer vertiefenden Behandlung wichtiger Einzelheiten, sondern machen sie geradezu erforderlich. Aus diesem Grunde ist Hahns Arbeit zu begrüßen. Nach einleitender Behandlung der Grundlagen des braunschweigischen Handels untersucht Hahn in dem gewählten an sich schon engen Rahmen der Dissertation zwar nicht sämtliche, aber doch die bedeutendsten Handelszweige, zeigt, daß das in Braunschweig nur in verwässerter Form angewandte merkantilistische System bei allem guten Willen der verantwortlichen Stellen ohne nachhaltige Wirkung geblieben ist und hat bleiben müssen, weil für die im Lande betriebenen Handelszweige die industrielle Grundlage fehlte und der Kleinstaat wirtschaftlich in zu großer Abhängigkeit von den großen Nachbarstaaten, vor allem von Hannover und Preußen, stand und auch politisch mehr und mehr in Abhängigkeit gekommen war, nachdem er noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine bedeutsame Rolle in der europäischen Politik hatte spielen können. Die Arbeit beweist die Notwendigkeit und den Wert solcher noch nachzuholender vertiefender Einzeluntersuchungen über die landesväterlichen Bestrebungen der Herzöge Karl und Karl Wilhelm Ferdinand.

Wolfenbüttel. H. Voges.

Heinrich Meyer: Vertreibung Salzburger und Berchtesgadener Protestanten und ihre Aufnahme in Kurhannover 1733. (Zur 200-Jahrfeier der Ansiedlung Salzburg im Kreise Hameln-Pyrmont.) Mit 16 Abbildungen. Uslar 1932. Selbstverlag des Verf. in Kommission bei Albrechts Buchhandlung in Coppenbrügge. 154 S.; 8°. Ganzleinen 3,50 RM.

Der Verfasser, dessen Geburtshaus „auf der Salzburg", jener am Rande des Osterwaldes bei Coppenbrügge gelegenen kurhannoverschen Emigrantensiedlung steht, hat mit diesem Buch seinen Landsleuten zur Feier des 200jährigen Bestehens der Salzburg eine Gedenkschrift zur Verfügung stellen wollen. Dies zu wissen, ist notwendig, um für die vorliegende Arbeit den richtigen Maßstab anlegen zu können.

Der Inhalt des Buches wäre mit seinem Untertitel besser bezeichnet worden; denn wer auf Grund des Haupttitels über die Einwanderung der Salzburger und Berchtesgadener in Kurhannover hier neue, über die Arbeit Victor Loewes in der Zeitschr. des Hist. Vereins für Niedersachsen 1902 etwa hinausführende Aufschlüsse erwarten sollte, wird enttäuscht werden. Es sind vereinzelt zwar Archivakten als Quellen benutzt worden, doch nur gelegentlich und mehr zu dem Zweck, um mit Einzeltatsachen von rein örtlichem Interesse bekanntzumachen, als um eine Grundlage für neue Erkenntnisse zu gewinnen. Die Entstehung und die weitere Geschichte der Salzburg bei Coppenbrügge in den Rahmen der Zeit- und Landesgeschichte zu stellen, war zur Förderung des Verständnisses notwendig und ist daher an sich richtig; doch stellenweise hätte eine stärkere Beschränkung auf Zweck und Aufgabe der Schrift dem Ganzen nur zum Vorteil gereichen können. Vor allem hätten die von der Salzburg aus unternommenen „historischen Ausflüge" in die Umgebung dieser Neusiedlung starke Kürzung vertragen, zumal sie auf „Quellen" wie Letzner, Vogel u. a. beruhen, die durch das leider an keiner Stelle zitierte Barnersche Heimatbuch (vgl. Niedersf. Jahrbuch Band 8, S. 211!) wohl als endgültig abgetan gelten durften Was dem Buch seinen besonderen Wert gibt, sind der ausführliche Bericht über die Vorgeschichte der Auswanderung, die willkommenen zahlreichen Einzelnachrichten von den Berchtesgadener Ansiedlern am Osterwald bei Coppenbrügge, sowie nicht zuletzt die aus allen Seiten des Buches redende tiefe Liebe zur Heimat, die dem Verfasser die Feder geführt hat. Diese Vorzüge gewährleisten, daß das Buch die ihm vom Verfasser zugedachte besondere Aufgabe bei seinen Lesern erfüllen wird.

Hildesheim. W. Hartmann.

Friedrich Franz Kuntze, Johann Georg Ziesenis, ein deutscher Hofmaler zwischen Rokoko und Klassizismus, Erlanger Dissertation 1932. 77 S. mit 9 Abb.

Vorweg sei festgestellt, daß durch die vorliegende tüchtige Arbeit Kuntzes die der deutschen Kunstwissenschaft immer noch fehlende Monographie über den Maler Johann Georg Ziesenis nicht überflüssig geworden ist. Damit soll die Arbeit keineswegs abgetan werden, im Gegenteil, diese Feststellung bedeutet im Falle Ziesenis eine positive Bewertung. Durch die Kuntzesche Arbeit ist erst der Boden bereitet worden, auf dem eine weitere Beschäftigung mit dem Künstler und seinem Werk fruchtbar werden kann. Obwohl die Daten und Fakten im Leben Johann Georg Ziesenis' in großen Zügen bekannt waren, gab es doch noch manche Einzelheiten zu klären und unsicheres Wissen um Verhältnisse und Beziehungen unter stichhaltigen Beweis zu stellen. Diese nicht nur nützliche, sondern auch dringend nötige Arbeit hat der Verfasser geleistet, denn, so weit das Biographische in Frage kommt, scheinen alle erreichbaren und wichtigen Quellen

ausgeschöpft und die Vorstellung vom Künstler- und Menschentum des Malers wesentlich berichtigt zu sein. Die Erkenntnis hiervon wird immer den Schlüssel zum Verständnis für das künstlerische Werk bilden, weshalb der historische Boden auch von der Kunstgeschichte gar nicht exakt genug durchgepflügt und geebnet werden kann. Dies für Johann Ziesenis getan zu haben, ist das Verdienst Kuntzes.

Daneben aber hat die Kunstgeschichte die Aufgabe der Deutung des Kunstwerkes — ihr ist der Verfasser nicht gerecht geworden. Denn es gilt über Einflüsse und Beeindruckungen hinaus das Wesen einer Kunstäußerung zu umschreiben, ohne sich in allgemein gültige — zwar richtige, aber an ihrer Stelle überflüssige — Feststellungen zu verlieren. Anzuerkennen bleibt, daß die Probleme im Ganzen richtig gesehen sind. Erfreulich ist auch die Frische, mit der der Verfasser an die Beurteilung der künstlerischen Werte herangeht und dabei meist das Richtige trifft. Auch ohne es zum Schluß in der vita zu lesen, hätte man gewußt, daß er selbst künstlerisch tätig ist und eine regelrechte künstlerische Ausbildung erhalten hat. Eine erfreuliche Tatsache, die man fast allen jüngeren Kunsthistorikern vor Augen halten möchte, damit über die Kunstwissenschaft oder Kunstgeschichte nicht die Kunst verloren geht. In der glücklichen Vereinigung von exakter wissenschaftlicher Feststellung und geschultem künstlerischem Einfühlungsvermögen, zwei allerdings nicht immer leicht zu verbindenden Betrachtungsweisen, liegt nicht zuletzt das Positive dieser Arbeit.

Hannover. F. Stuttmann.

Dr. Walter Wagner, Hessen-Kassel und der Fürstenbund vom Jahre 1785. Diss. phil. Frankfurt (Main) 1932. — 8°, 80 Seiten.

Die Forschungen zur Geschichte des deutschen Fürstenbundes haben mit dieser Arbeit eine weitere wesentliche Förderung erfahren. Wagner hat die hessische Außenpolitik zur Zeit der Gründung des Bundes, unterstützt durch ein reiches Quellenmaterial, in sachlicher und klarer Form dargestellt. Interessant und bislang weniger bekannt ist in diesem Zusammenhang die starke Inklination des Kasseler Hofes in der Richtung des in jener Zeit von verschiedenen deutschen Reichsständen geförderten sogenannten Triasgedankens, der in dem hessischen Minister Schlieffen einen beharrlichen Verfechter gefunden hatte. Dr. Wagner weist ferner darauf hin, daß der Plan eines deutschen Fürstenbundes überhaupt erstmals — 1763 — von Kassel aufgeworfen wurde. Der ursprünglich vom Landgrafen Friedrich II. und Schlieffen vertretene Triasgedanke — geplant war eine Allianz Hannover-Hessen-Braunschweig unter Führung Hannovers, d. h. also des englischen Königs in seiner Eigenschaft als deutscher Kurfürst — scheiterte daran, daß sich die beiden welfischen Staaten aus Gründen, die in der politischen Gesamtlage zu suchen sind, den hessischen Vorschlägen versagten. So kam der Anschluß Kassels an den von Friedrich d. Gr. gegründeten

Bund von 1785 zustande. Wagner findet die Gründe für den Anschluß an diese, den hessischen Wünschen immerhin doch nicht völlig entsprechende Allianz einmal in der Furcht Kassels vor einer Isolierung, zum andern in dem dynastischen Ehrgeiz der Landgrafen, der sich u. a. die Erwerbung der Kurwürde zum Ziel gesetzt hatte. Dieses letztere Moment nimmt Dr. Wagner auch als den Anlaß zu einem Vorbehalt an, den der junge Landgraf, Wilhelm IX., hinsichtlich der in einem Geheimartikel des Bundes geforderten aktiven Waffenhilfe bei etwa eintretenden Bündnisfall in seine Beitrittserklärung einschob. — Auf der Grundlage dieser Arbeit würde sich eine weitere Forschung über die hessische Politik in den darauffolgenden Jahren zweifellos als ein interessanter Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte erweisen.

Hannover. Ernst August Runge.

Karl Spengler, Die publizistische Tätigkeit des Freiherrn Adolf von Knigge während der französischen Revolution. Dissertation, Bonn 1931. 121 Seiten.

Knigge ist heute im allgemeinen nur als Verfasser des Werkes „über den Umgang mit Menschen" bekannt. Weit mehr Beachtung fand er bei seinen Zeitgenossen als politischer Schriftsteller. über diese Seite seiner Tätigkeit, die ihm nicht so sehr Anerkennung, als vielmehr leidenschaftliche Ablehnung und Feindschaft einbrachte, gibt die vorliegende Arbeit einen guten überblick.

Als Weltverbesserer und begeisterter Freund der Aufklärung sucht Knigge (1752—1796) schon in jungen Jahren in geheimen Orden und Gesellschaften zu wirken, findet aber weder in der Freimaurerei, noch beim Illuminatenorden, in welchem der Dreißigjährige zeitweilig eine führende Rolle spielt, Befriedigung. Auch seine Tätigkeit im Staats- und Hofdienst in Kassel, Weimar und Hanau bringt dem unruhigen und scharfzüngigen Manne nur, vielfach selbstverschuldete, Fehlschläge und Enttäuschungen. Nach unstätem Wanderleben in die Heimat zurückgekehrt findet der in immerwährender Vermögensbedrängnis befindliche Vierzigjährige schließlich im Jahre 1791 für sich und seine Familie eine halbwegs sorgenfreie Existenz als kurhannoverscher Oberhauptmann zu Bremen.

Von hier aus entfaltet der damals schon Schwerkranke während der letzten fünf Jahre seines Lebens eine ausgedehnte publizistische Tätigkeit. Hatte Knigge in seinem Kampf für Aufklärung und Reformen und gegen den Despotismus die Vorgänge in Frankreich zunächst nur als warnendes Beispiel für die Entwicklung in Deutschland hingestellt, so bekennt er sich jetzt in seinen Schriften mehr und mehr zu den Grundsätzen der französischen Revolution. Er verwickelt sich dadurch in heftige Fehden mit den Gegnern der Aufklärung in Deutschland, namentlich mit seinem alten Feind Zimmermann, und gerät auch schließlich mit seiner vorgesetzten Behörde in ernstliche

Schwierigkeiten. Inmitten seiner Versuche, sich zu rechtfertigen und nebenbei aufs neue eine Art von geheimer Gesellschaft, nämlich eine Vereinigung „echter menschenliebender Wahrheitsfreunde" in Deutschland zu begründen, ereilt den Unruhevollen im Jahre 1796 der Tod.

Namentlich dieser letzte Lebensabschnitt Knigges wird von Spengler eingehend dargestellt. Der Verfasser kommt in ausführlicher Würdigung der Kniggeschen Schriften zu dem Ergebnis, daß Knigges freiheitliche Publizistik praktisch wertvolle Reformvorschläge vermissen läßt, und daß, wenn auch sein letzter Plan dazu dienen sollte, einer gewaltsamen Revolution in Deutschland vorzubeugen, sein Bestreben doch letzten Endes, wenigstens teilweise, revolutionären Charakter trug und auf eine Umwälzung in geistiger und politischer Beziehung hinzielte.

Wertvoll ist das vom Verfasser beigegebene Verzeichnis sämtlicher Werke Knigges, das auch die in verschiedenen Zeitschriften verstreut erschienenen Aufsätze umfaßt.

Schwarmstedt. Gebhard von Lenthe.

Engelbert Bucholtz, Die Einwirkung des Reichsdeputations-Hauptschlusses zu Regensburg im Jahre 1803 und der Bulle „Impensa Romanorum Pontificum" auf das Bistum Osnabrück unter besonderer Berücksichtigung der vermögensrechtlichen Folgen. Ein Beitrag zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte des Bistums Osnabrück in der Neuzeit. Osnabrück 1930.

Die vorliegende Abhandlung bietet einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Osnabrücker Landes. Der Vf. behandelt im I. Teil die Säkularisation des Bistums Osnabrück. Er geht zunächst auf die Gründe der Säkularisation im allgemeinen ein, behandelt ausführlicher die Verhandlungen in Regensburg und bespricht eingehend den Reichsdeputationshauptschluß, vor allem in bezug auf Osnabrück. Im 3 Kapitel berichtet der Vf. ausführlich über die Durchführung der Säkularisation des Hochstiftes; die Aufhebung der bischöflichen Regierung und der geistlichen Gerichte, die Aufhebung des Domkapitels und die Aufhebung der Stifte und Klöster werden in gesonderten Abschnitten behandelt. — Der II. Teil der Arbeit beschäftigt sich mit den „Verhandlungen zwecks Abschlusses eines Konkordates und der Zirkumskriptionsbulle Impensa Romanorum Pontificum". Interessant ist hier vor allem die Schilderung des Kampfes zwischen Staatsgewalt und Kurie um den Abschluß dieses Konkordates in den Jahren 1817 bis 1824. Der hann. Regierung lag es sehr viel daran, nur ein Bistum im Königreiche zu errichten; jedoch gelang ihr nur ein Teilerfolg: Infolge der Bulle Impensa Romanorum vom 26. 3. 1824 erreichte die Kurie, daß auch das Bistum Osnabrück neugegründet werden konnte; doch sollte die Dotierung — ein Erfolg der hann. Regierung — erst später erfolgen. — Die endgültige Errichtung dis Bistums Osnabrück im Jahre 1856 behandelt der III. Teil

der Arbeit. Die Vorverhandlungen zum Vertrage vom 11. 11. 1856 (bzw. 4. 2. 1857), der Vertrag selbst und die Dotierung des neuen Bistums werden eingehend besprochen. Die Arbeit schließt mit einem kurzen Hinweis auf die Wahl des ersten neuen Bischofs: Dr. Paulus Melchers. — Eine Reihe interessanter Beilagen — darunter auch der Dotierungsvertrag von 1856/1857 — sind der Arbeit im Anhang beigegeben. — Zur Kritik sei gesagt, daß es sich um eine sehr eifrige, viel Material bringende Arbeit handelt, deren Lektüre aber sehr durch ungewöhnlich viele Druckfehler behindert wird, zumal durch diese manchmal eine völlige Sinnentstellung und -verdrehung hervorgerufen wird. Hinzu kommt, daß die Akten der hann. Regierung, soweit sie nicht in Hannover liegen, und des Vatikanischen Archivs in Rom nicht benutzt worden sind; die vorliegende Arbeit stützt sich, neben viel Literatur, nur auf die wenigen in Frage kommenden Akten der Staatsarchive Hannover und Osnabrück und auf die der Archive des Generalvikariats und des Domkapitels zu Osnabrück. So ist es nicht verwunderlich, daß in einigen Punkten ein völlig schiefes Bild der Ereignisse entsteht, zumal der Vf. auch an verschiedenen Stellen die unbedingt notwendige historisch-objektive Betrachtungsweise vermissen läßt.

Osnabrück. U. Grotefend.

Reinhard Strecker: Der Widerstand Hannovers gegen die Entstehung des Zollvereins und die Gründung des Steuervereins. Bad Essen o. J. (Dissertation der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät Frankfurt a. M.), 91 Seiten.

Diese Frankfurter Dissertation füllt in aktenmäßiger Darstellung eine Lücke in der Zollvereinsgeschichte halbwegs aus. — Landwirtschaft und Handel (vor allem Transit) bildeten die Grundlage der hannoverschen Sozialstruktur. Neben den freihändlerischen Interessen dieser Berufszweige beförderte die Furcht vor der bereits 1805 erlebten Okkupation durch Preußen die wirtschaftliche Anlehnung an England, die überdies in der Personalunion die beste Voraussetzung besaß. Noch 1841 gab es nur eine mechanische Baumwollspinnerei in Hannover; englische Metalle ersetzten die Produkte des Harzer Bergbaus. Aus dieser Lage erklärt sich Hannovers Opposition gegen den industriefreundlichen Zollverein und die ebenso verzweifelte, wie vergebliche Bemühung um den mitteldeutschen Handelsverein, der, ein negativer Zollverein, keine Lebensfähigkeit besaß. Im Steuerverein, den es mit Braunschweig, Oldenburg und Schaumburg-Lippe bildete, hat Hannover, von Österreich aus politischen, von England aus wirtschaftlichen Gründen unterstützt, dann noch bis zur Jahrhundertmitte die freihändlerische Parole gegen den Zollverein vertreten. — Leider stellt Strecker die Politik Hannovers nicht genug in die größeren Zusammenhänge; so erfahren wir etwa über die Einwirkungen der englischen Handelspolitik wenig Neues.

München. Dr. Franz Josef Schöningh.

Adolf Köhler, Das Königreich Hannover und der innere Konflikt in Preußen 1860 bis 1864. Diss. Rostock. Rostock 1933. 80 S. 8°.

Diese Studie beruht im wesentlichen auf ungedrucktem Material, auf den Akten des Staatsarchivs in Hannover. Sie behandelt die Stellung des Königreichs in seinen amtlichen Organen, seinen Parteien und seiner Presse zu dem bekannten inneren Konflikt in Preußen. Ihr Verdienst ist, die enge Verbundenheit der inneren Politik Hannovers mit den Vorgängen in Berlin nachdrücklich betont, den Nachweis erbracht zu haben, daß „die Nationalstaatsidee jener Jahre als ein wesentliches und unentbehrliches Stück der allgemeinen Geschichte der Reichsgründungszeit betrachtet werden" muß.

Der Arbeit liegen vornehmlich hannoversche Gesandtschaftsberichte aus Berlin zu Grunde, die, soweit die mitgeteilten Proben erkennen lassen, kein besonders charakteristisches Gepräge tragen, die vielmehr nur Nachrichten ohne tiefer schürfendes politisches Raisonnement übermitteln. Daneben aber gab es noch die offiziöse Berichterstattung eines Literaten, des Dr. Langbein, der, über die neue Ära in Preußen verbittert, in amtlichen Berliner Kreisen über gute Verbindungen verfügte und deshalb über die dortige Stimmung oft genauer berichten konnte, als der offizielle Gesandte. Leider hat der Verf. es unterlassen, über diesen Berichterstatter, den er kritiklos zu Worte kommen läßt, nähere Angaben zu machen; wie sich aus Otto von Manteuffels „Denkwürdigkeiten" (Bd. II S. 205) ergibt, war er im Jahre 1852 Mitarbeiter der „Neuen Preußischen Zeitung", doch hätte sich aus hannoverschen Akten wohl noch Näheres über ihn ermitteln lassen. Der Empfänger seiner Berichte war der Leiter des hannoverschen Preßbüros, der bekannte, „viel umstrittene" Oskar Meding, ein „etwas aventurioser Charakter" (S. 10), der besonders auf den blinden König Georg V. einen fast unbegreiflichen Einfluß ausgeübt hat. Lehrreicher noch als der Inhalt dieser Gesandtschaftsberichte ist die Beobachtung der hannoverschen Presse, aus deren Äußerungen dankenswerter Weise umfangreiche Mitteilungen gemacht werden; nicht so sehr freilich der amtlichen, welche zu dem Konflikt in Preußen wenig entschieden, sicher nicht kritisch, Stellung nimmt, als der liberalen, sie wieder im engsten Zusammenhang mit dem Nationalverein, dessen beide leitende Männer, Bennigsen und Miquel, ja Hannoveraner waren, doch wird über ihre Tätigkeit nach den Werken von Oncken und Mommsen Neues nicht gebracht.

Der Einfluß der Außenpolitik wird kaum berücksichtigt; er war trotz der scharfen Parteinahme des deutschen Liberalismus für den polnischen Aufstand von 1863 in Hannover kein großer; erst die schleswig-holsteinische Frage hat auch hier aufrüttelnd gewirkt, aber sie wird nicht mehr behandelt, und deshalb hinterläßt die Arbeit leider den Eindruck eines Torso.

Göttingen. Adolf Hasenclever.

Meyer, Dora Henny (Dr. phil.): Die Weserzeitung von 1844 bis zur Reichsgründung. Bremen (Schünemann) 1932. 8°. 265 S.

Die Verfasserin wollte ursprünglich das gesamte bremische Zeitungswesen der Vergangenheit behandeln. Mangel an Vorarbeiten und überfülle des Stoffes jedoch veranlaßten sie, sich auf die Darstellung der Zeitung zu beschränken, die weit über die Grenzen der Stadt hinaus ihre Bedeutung hatte. Die „Weserzeitung" ist schon bald nach ihrer Gründung (1844) zu einem der maßgebendsten Blätter des Reichs geworden; nördlich der Mainlinie jedenfalls war sie das meist gelesene Organ, dessen Lektüre sich auch die Höfe und Ministerien des vormärzlichen Deutschlands angelegen sein ließen. Sie war eine repräsentative Wortführerin des liberalen gebildeten Bürgertums und so Vorkämpferin der Gedanken, die die Zeit bewegten und in deren Erfüllung der Fortschritt des Jahrhunderts bestand: Einheit der Nation, Anerkennung der Volkssouveränität durch parlamentarische Bindung des Monarchen, Toleranz und Freiheit im Bereich des Glaubens und Geistes. Trotz aller Entschiedenheit der Meinungen führten ihre Redakteure, unter denen Otto Gildemeister hervorragt, ihre literarischen Waffen in würdiger, fairer Weise. Sie wollten ihre Leser nicht aufputschen, nicht verführen, sondern überzeugen; so boten sie sachliche, nicht tendenziös zurechtgestutzte Tatsachenberichte, aus denen sich jeder ein selbständiges Urteil bilden konnte; nur in ihren mit gebändigter Leidenschaft erfüllten, geistreichen und glänzend stilisierten Leitartikeln entwickelten sie ihre eigenen Anschauungen, die häufig denen der Parteidoktrinäre entgegenstanden: Bismarck galt ihnen schon lange vor der Indemnitätsvorlage nicht mehr als der bestgehaßte Mann; für seine Machtpolitik hatten sie großes Verständnis und Sympathie, und ihre Borussomanie war oft genug der liberalen Presse ein Gegenstand des Spotts. Kurzum, die „Weserzeitung" war ein Organ, in dem man die vielgepriesene, vielgelästerte Geisteshaltung des liberalen hanseatischen Bürgertums von ihrer besten Seite kennen lernt.

Die Verfasserin hat in ihrer Arbeit — einer Münchener Dissertation — mit großem Fleiß ein reiches Material aus den Archiven — und besonders aus dem Smidtarchiv in Bremen — und der „Weserzeitung" selbst zusammengetragen. Sie bringt es in zwei Abschnitte gruppiert zur Darstellung. In dem ersten wertet sie es nach der zeitungswissenschaftlichen Seite aus; im zweiten sucht sie die inhaltliche Eigenart des Blattes zu erfassen. Diese macht sie, indem sie zahlreiche bezeichnende Zitate auswählt und durch kurzen verbindenden Text zusammenfügt, recht anschaulich; allerdings wäre wohl durch stärkere systematisch-subsumierende Zusammenfassung der Arbeit ein schärferes Profil und das Kennzeichen des Endgültigen gewonnen worden.

Hannover. E. Beins.

Gerhard Brüns, England und der Deutsche Krieg 1866 (Historische Studien, herausgegeben von Dr. Emil Ebering, Heft 221). XX + 218 Seiten. Berlin 1933. RM. 8,20.

Diese Göttinger Dissertation will in der Reihe der Darstellungen der deutsch-englischen Beziehungen vor der Reichsgründung, wie sie nach dem gegenwärtigen Stande des Quellenmaterials auf deutscher Seite vor allem von K. Rheindorf, H. Precht und zuletzt von Horst Michael vorgelegt sind, eine Lücke ausfüllen und untersucht die Politik Englands während der zweiten Phase der deutschen Reichsgründung: Sie behandelt, was der Titel nicht ohne weiteres erkennen läßt, die ganze Entwicklung der englisch-deutschen Beziehungen vom Wiener bis zum Prager Frieden, d. h. also die Jahre 1864—1866. Die damit vorgenommene Ausweitung der Aufgabe ist sehr zu begrüßen, da die Haltung Englands während des Deutschen Krieges von 1866 ohne die Kenntnis seiner Politik gegenüber der Entwicklung der schleswig-holsteinischen Frage nicht recht verständlich erscheint.

Der Verfasser hat mit ungemeinem Fleiß das gesamte in Betracht kommende und für ihn greifbare Quellenmaterial, besonders auch die reiche englische Memoirenliteratur und die für die behandelte Zeit so überaus wichtige englische Presse herangezogen. Zu bedauern ist, daß ihm die Benutzung der Akten des Auswärtigen Amtes versagt wurde; vielleicht würde sich aus ihnen doch schon für diese Zeit eine stärkere politische Initiative Bismarcks gegenüber England ergeben haben, als Brüns annimmt und heute erkennbar ist. Brüns wertet die Quellen gründlich, gewissenhaft und mit besonnenem Urteil aus und kommt so zu Ergebnissen, die in jeder Hinsicht als gesichert gelten müssen, was allerdings durch die ganz eindeutige und konsequente Haltung der englischen Politik jener Jahre außerordentlich erleichtert wird. Er vergißt auch nicht, die Verflechtung der englisch-deutschen Beziehungen mit der politischen Gesamtstruktur Europas aufzuzeigen, deren Berücksichtigung ja dem Bilde erst wahres historisches Leben verleihen kann. In dieser Hinsicht allerdings hätte ich der Arbeit mehr Rundung und Vertiefung gewünscht. So hätten die Motive und Ziele der französischen Politik seit 1863 mehr betont und die englisch-österreichischen Beziehungen bis zum Ausbruch des Krieges schon wegen der Bedeutung Österreichs für Englands Orientpolitik nicht ganz vernachlässigt werden sollen. Dasselbe gilt auch für die französisch-österreichischen Beziehungen, deren Entwicklung für die europäische Gesamtlage sowohl wie für das englisch-deutsche Problem von erheblicher Bedeutung war. Diese Ausstellungen können und sollen aber für den Gesamteindruck der Arbeit nicht bestimmend sein: Sie stellt eine wertvolle Bereicherung der historischen Literatur über die Periode der deutschen Reichsgründung dar und gibt ein klares, wohlbegründetes Bild der englischen Politik für den Zeitraum von 1864—1866.

Diese kennzeichnet sich in jener Periode des manchesterlichen Freihandelsideals und der wirtschaftlichen Überlegenheit Englands als eine Politik grundsätzlicher Nichteinmischung in die Dinge des Kontinents,

als eine Politik des Friedens um jeden Preis, d. h. also der Erhaltung des Bestehenden. Eben deshalb mußte sie sich auswirken als Hemmung der Reichsgründungspolitik Bismarcks, die nur durch die Beseitigung des Bestehenden ihr Ziel erreichen konnte. Englands Hauptsorge war dabei, daß sich Frankreich und Rußland die Krisen zunutze machen und Belgien und Konstantinopel bedrohen würden. Aus dem gleichen Grunde konnte dann aber die englische Politik auch die Ergebnisse des Krieges von 1866, den Norddeutschen Bund und die Annexionen, durchaus bejahen, nachdem es Bismarcks Staatskunst gelungen war, die Einmischung des Auslands zu verhindern. So erklärt sich denn auch der große Jubel Englands über den glänzenden preußischen Sieg, weil er die Gewähr für die Herstellung eines festeren Friedens gegen Napoleons rheinische Gelüste bot, und ebenso das Bedauern darüber, daß 1866 noch nicht die Vollendung der Reichseinheit erreicht wurde, weil man befürchten mußte, daß dazu ein neuer Krieg nötig sein würde. Dem Friedensstörer galt allemal die Gegnerschaft Englands wegen seiner Handelsinteressen und wegen seiner Furcht vor der Aufrollung der belgischen und der orientalischen Frage.

Wenn Brüns die Führung der englischen Politik in dem behandelten Zeitraum mit Recht als matt und schwächlich bezeichnet, so muß andererseits doch auch festgestellt werden, daß sie vom englischen Standpunkt aus an sich richtig war, daß sie den damaligen Interessen des Landes entsprach. Die Veränderung der Weltlage nach 1871 veränderte auch alsbald (1874) den Geist der englischen Politik und führte zu anderen Methoden, die geeignet waren, unter den neuen Verhältnissen die Stellung Englands in Europa und in der Welt zu behaupten und zu festigen.

Hannover. G. Eiten.

Deutsche Rassenkunde, Band 10: Niedersächsische Bauern. II. Bevölkerungsbiologie der Elbinsel Finkenwärder vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Gegenwart. Von Walter Scheidt. Jena 1932, 95 S. Verl. Gustav Fischer (brosch. 9,00 RM.).

Schon für eine im Jahre 1927 erschienene Arbeit hat der bekannte Verfasser dieses Buches, Abteilungsleiter am Völkerkundemuseum in Hamburg, die Bevölkerung der Insel Finkenwärder rassenkundlich untersucht, und dabei die Methode solcher Untersuchungen ausgebildet und erprobt. Die jetzt vorgelegte Bevölkerungsbiologie ist zu einem Teil wieder der Versuch einer neuen biologischen Arbeitsart, auf deren Darlegung auch in dieser Arbeit Wert gelegt ist. Da die Berechnungsmethoden vorwiegend unter naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten angestellt sind, ist es nicht Sache des Historikers, hierzu Stellung zu nehmen. Er wird sich dafür mit mehr Aufmerksamkeit deren ausführlich dargelegten Ergebnissen zuwenden. Ist der Gegenstand der Arbeit doch ein „Volkskörper“, eine „natürliche“ menschliche Bevölke-

rung, d. h. „eine Gruppe von Menschen, welche den siebenden, modelnden, erbändernden und auslesenden Einflüssen eines bestimmten Wohngebietes so lange unterlegen haben, daß die typische Beschaffenheit der Gruppe von diesen Wirkungen der Umwelt bestimmt sein kann“ (S. 1). Diese Einflüsse sind nun die Ereignisse des geschichtlichen Lebens, deren Einwirkungen hier durch drei Jahrhunderte, von 1630 bis 1930, verfolgt werden. Das Material an Lebensdaten und weiteren Personalangaben liefern in erster Linie die Kirchenbücher, deren Eintragungen in Zusammenarbeit mit andern verzettelt und nach einer besonderen Methode zu Stammtafeln vereinigt wurden. Weiterer Quellenstoff wurde den Ergebnissen der Volks- und Berufszählungen entnommen, wobei freilich für die Zeit vor 1830 nur drei Bevölkerungsangaben (für 1658, 1755 und 1810) benutzt sind. M. E. müßte es mit Hilfe archivalischer Quellen möglich sein, weitere annähernde Bevölkerungszahlen durch Kontributionslisten, Türkensteuer-, Pflugschatz- und Kopfsteuerregister aus dem 17. und 18. Jahrh. zu erhalten. Das hätte in den frühen Jahrzehnten des 17. Jahrh. eine Kontrolle der kirchlichen Eintragungen und zugleich für die Verwandtschaftsverhältnisse aufschlußreich sein können.

Der erste große Abschnitt über die Bevölkerungsbewegung bringt wichtige Tabellen und Erörterungen, z. B. über Sterblichkeit und Sterbenswahrscheinlichkeit in drei Jahrhunderten, Ergebnisse, die manchem Familienforscher wohl an Einzelbeispielen bekannt, aber in größerem Maßstab wenig untersucht sind. Auch hier zeigt sich, wie in anderen Gegenden Niedersachsens, daß die Menschenverluste des 30jährigen Krieges weniger erheblich waren als die nach dem Kriege in der Zeit von 1660 bis 1700. Erst um 1760 war der Bevölkerungsstand von 1660 wieder erreicht. Von 100 in jener Periode geborenen Knaben erreichten nur 20, in der Zeit von 1800 bis 1850 aber 55 das 20. Lebensjahr. In dem letztgenannten Zeitabschnitt beginnt in F. eine stärkere Zunahme als anderswo mit dem Aufstieg der Seefischerei, die die früher rein bäuerliche Bevölkerung von Blankenese her übernahm. Die Bevölkerungszahl nahm im 19. Jahrh. bis 1890 um etwa 154 % zu, die rein bäuerliche des Dorfes Wiegleben in Thüringen in derselben Zeit nur um 27 %. Die Verbesserung der wirtschaftlichen Daseinsbedingungen der Insel, nicht sonstige Zeitereignisse, waren also von entscheidendem Einfluß auf die Vermehrung der Bevölkerung, die nur zu einem kleinen Teil auf Zuwanderung, zum größeren auf Vermehrung der Geburtenziffer und Verringerung der Sterblichkeit beruhte. — Von weiteren untersuchten Fragen seien noch die des generativen Lebens erwähnt, der Verwandtschaftsehen, der Fortpflanzungsstärke und -Dauer, Geburtenzahl und Heiratsalter. Mit außerordentlichem Fleiß und in sorgfältiger Zahlenverarbeitung sind Durchschnittswerte der Jahrhunderte errechnet, in Vergleich gesetzt, gedeutet und durch Tafeln und Kurven verdeutlicht. Als ein besonderer Vorzug des Buches müssen die mit Geschick hergestellten graphischen Darstellungen der Zahlenwerte hervorgehoben werden, so

die dem Buche beigegebenen genetischen Bevölkerungsdiagramme, die eine überraschend große Umschichtung der Erbteilsmasse der Bevölkerung zeigen. Nach Scheidts vorsichtiger Deutung würde ein Bevölkerungsteil mit langen und breiten Köpfen, schmalen Gesichtern und hellen Augen im Laufe der Zeit abgenommen haben (S. 90). Der Grund soll hauptsächlich in der Auswanderung liegen. Doch scheinen mir solche Fragen schwerlich an Hand des Kirchenbuchmaterials richtig geklärt werden zu können; eine stärkere Benutzung anderer archivalischer Quellen etwa über Deichbrüche und deren Opfer, Seuchenverluste, Einquartierungen, Durchzüge, militärische Aufgebote u. dgl. könnte den Ergebnissen oft noch größere Sicherheit und bessere Begründung geben. — Die Arbeit ist deshalb sehr anregend, weil hier vom biologischen Gesichtspunkt aus bisher wenig behandelte geschichtliche Fragen behandelt werden, die für das Denken und die praktische Politik der Gegenwart von allergrößtem Belang sind. Es wäre zu wünschen, daß nach ähnlicher Methode andere niedersächsische Gebiete mit vorwiegend altansässiger Bevölkerung untersucht würden, die zu Vergleichen Anlaß bieten würden. Dem wissenschaftlich sich bemühenden Ahnenforscher aber ist hier ein weites Betätigungsfeld gewiesen; er wird dem Buche manche Anregung entnehmen können, wenn es auch kaum einen Familiennamen enthält, sondern ausschließlich namenlose Massenzahlen und -Daten verwertet.

Hamburg. Erich von Lehe.

Nachrichten

Historische Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen.

23. Jahresbericht über das Geschäftsjahr 1932/33.

Mitgliederversammlung zu Bückeburg am 25. Mai 1933.

Am Himmelfahrtsnachmittag wurde im Rathaussaal zu Bückeburg unter reger Beteiligung, namentlich auch seitens des Vereins für schaumburg-lippische Geschichte, Altertümer und Landeskunde, die 23. ordentliche Mitgliederversammlung abgehalten. Im Namen des Landes Schaumburg-Lippe brachte Landespräsident Dreier in seiner Begrüßungsansprache die besondere Anteilnahme des Nationalsozialismus an der Arbeit der Historischen Kommission zum Ausdruck. Der Vorsitzende, Geh. Reg.rat Prof. Dr. Brandi, wies auf die hochherzige Förderung durch den Fürsten Adolf und den nationalen Wert der Bestrebungen der Kommission hin und widmete sodann warme Worte dankbarer Erinnerung dem im Februar verstorbenen Mitgründer und langjährigen zweiten Vorsitzenden Geh. Archivrat Dr. P. Zimmermann-Wolfenbüttel. Mit ehrendem Nachruf wurde auch der anderen heimgegangenen Mitglieder gedacht, der Herren Studienrat Dr. Gerdes-Bremen, Superintendent i. R. u. Konsistorialrat D. Cohrs-Stederdorf b. Ülzen, Museumsdirektor Dr. Crome-Göttingen und Senator Dr. Strunk-Danzig.

Als neue Mitglieder der Historischen Kommission wurden auf Vorschlag des Ausschusses gewählt Prof. Adolf Westerich-Bückeburg, Amtsgerichtsrat Dr. Walter Grosse-Wernigerode, Kustos Dr. Kurt Tackenberg-Hannover, Bibliotheksrat Dr. Gerhard Meyer-Hannover, Regierungsbaurat Dr. Karl Becker-Goslar, Studienrat Dr. Otto Kramer-Braunschweig, Gartenbauinspektor Otto von Boehn-Celle. Das nach Berlin in das Ministerium berufene und damit aus dem Arbeitsgebiet der Kommission ausscheidende Mitglied Landrat Dr. Rothert (früher in Bersenbrück) soll wegen seiner großen Verdienste um die Landeskunde in der Liste der Mitglieder weitergeführt werden. Als zweiter Vertreter der Provinz neben dem Herrn Landeshauptmann trat Oberreg. Med.-rat Dr. Lambert-Hannover dem Ausschuß bei. Gegen die Wiederwahl der satzungsgemäß ausscheidenden Ausschußmitglieder

Prof. Dr. Hasenclever-Göttingen, Privatdozent Dr. Dörries-Göttingen und Staatsarchivrat Dr. Schnath-Hannover erhob sich kein Einspruch.

Die nächste Tagung soll im Gebiet des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern abgehalten werden, dessen wiederholte Einladung mit Dank und allseitiger Zustimmung angenommen wurde.

Der von Bibliotheksdirektor Dr. May erstattete Kassenbericht zeigte die anhaltende Verschlechterung der Finanzlage. Wenn bei den Ausgaben der Voranschlag nicht erreicht wurde, so lag das vor allem daran, daß bei einigen im Rückstand gebliebenen Unternehmungen noch nicht alle eingesetzten Mittel angefordert wurden. Der Vortrag aus der alten Rechnung dürfte aber bald beansprucht werden. Im einzelnen verteilen sich die Einnahmen (insgesamt 21 135,69 RM.) auf: Vortrag aus der Rechnung 1932/33: 10 942,31 RM.; Beiträge der Stifter: 4 090,— RM.; Beiträge der Patrone: 3 583,75 RM.; Andere Einnahmen (Sonderzuschüsse, Zinsen und Kasse): 1 285,63 RM.; aus Verkauf von Veröffentlichungen 1 234,— RM. Die Ausgaben beliefen sich auf 14 508,04 RM. (im einzelnen: Verwaltung: 956,39 RM.; Niedersächsisches Jahrbuch und Bibliographie 2 227,17 RM.; Historischer Atlas 1 308,28 RM.; Renaissanceschlösser 432,— RM.; Städteatlas a) (Hannover) 3 758,— RM., Städteatlas b): 1 096,75 RM.; Regesten der Erzbischöfe von Bremen: 3 071,— RM.; Geschichte der Klosterkammer: 1,95 RM.; Helmstedter Matrikel 270,— RM.; Niedersächsische Biographie 510,— RM.; Volkstumsatlas 200,— RM.; v. Saldernsches Urkundenbuch 676,50 RM.). Das Rechnungsbuch mit sämtlichen Belegen ist satzungsgemäß geprüft und in keinem Teil beanstandet worden. Der Antrag auf Entlastung der Kassenführung wurde angenommen.

Bei dem Gesamtüberblick des Vorsitzenden über die bisherigen Arbeiten der Historischen Kommission wurde als besonders begrüßenswerte Anregung die Heranziehung des Freiwilligen Arbeitsdienstes zu Grabungen im heimischen Gebiet, z. B. bei der alten Kaiserpfalz Werla nahe Goslar, bekanntgegeben. Des weiteren wurden als neue höchst wichtige Aufgabe von größerer Lebens- und Gegenwartsnähe herausgestellt, die wirtschaftliche und gesellschaftliche Grundlage des bäuerlichen Lebens, die Bewegung der ländlichen Bevölkerung und Auswechslung zwischen Land- und Stadtvolk in den Bereich der Forschungen zu ziehen. Ein Sonderausschuß wird schon in nächster Zeit diesen Aufgabenkreis näher festlegen und nach geeigneten Bearbeitern Umschau halten.

Den derzeitigen Stand der

wissenschaftlichen Unternehmungen

zeigten die zum Teil persönlich vorgetragenen Berichte der Bearbeiter.

I. Vom Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte ist Bd. 9 Anfang November 1932 erschienen, Bd. 10 im Satz. Der neue Jahrgang wird, wie Staatsarchivrat Dr. Schnath-Hannover als Schriftleiter berichtete, 6—7 kurze Aufsätze aus verschie-

denen Interessengebieten bringen, darunter Beiträge aus der Feder von Geheimrat Edw. Schröder und Geheimrat Brandi, die auf die Beachtung weitester Kreise rechnen können. Vielfachen Wünschen aus Abnehmerkreisen entsprechend wird der Verleger das Jahrbuch hinfort in steifem Umschlag liefern. Es soll versucht werden, das neue Jahrbuch zusammen mit den Nachrichten bereits im Oktober herauszubringen. — Für 1935 soll das Jahrbuch ganz in den Dienst der 100-Jahrfeier des Historischen Vereins für Niedersachsen und der 25 Jahrfeier der Historischen Kommission gestellt werden, um in beiden Fällen die Herausgabe besonderer Festschriften zu erübrigen.

Die Niedersächsische Bibliographie, die Bibliotheksdirektor Dr. Busch-Hannover im Anschluß an Loewe bearbeitet, ist im Jahre 1932 so stark gefördert worden, daß mit dem Abschluß der Sammelarbeit im nächsten Jahr gerechnet werden kann.

II. Beim Bericht über den Historischen Atlas von Niedersachsen konnte

a) das soeben aus der Presse gekommene Heft 14 der Studien und Vorarbeiten von Archivrat Dr. Dr. Spieß-Braunschweig über die Großvogtei Calenberg vorgelegt werden, allerdings ohne die vier zugehörigen Karten, deren Herstellung noch einige Zeit beanspruchen wird. Im Manuskript im wesentlichen fertig ist die Arbeit über das Fürstentum Osnabrück von Dr. Joseph Prinz-Bückeburg.

b) Der Vertrieb der historisch-statistischen Grundkarten durch die Firma Schmorl & von Seefeld-Hannover umfaßte im Berichtsjahr 201 Blätter. Stark verlangt wird das s. Z. von der Historischen Kommission für Westfalen hergestellte und längst vergriffene Doppelblatt Nienburg-Minden. Da dieses zum guten Teil auf das hiesige Arbeitsgebiet entfällt, soll eine Neuherstellung von hier aus betrieben werden.

c) Von der Lichtdruckwiedergabe der Topographischen Landesaufnahme des Kurfürstentums Hannover 1764—1786 wurden erfreulicherweise wieder ein vollständiges Exemplar, 25 Lieferungen und 198 Einzelblätter verkauft. Von den Blättern 117, 118, 123 und 124 wurde ein neuer und verbesserter Zusammendruck als „Karte der Umgebung von Hannover um 1780" zum Preise von 5,— RM. herausgebracht. Von den vergriffenen Blättern kommt zunächst das Blatt 27 (Harburg), für das viele Bestellungen vorliegen, für einen Neudruck in Betracht; man wird diese Frage im Auge behalten. Für den noch nicht voll entwickelten Absatz in den Heidegebieten soll jetzt besonders geworben werden.

Im Anschluß an eine von Staatsarchivrat Dr. Schnath-Hannover und Privatdozent Dr. Dörries-Göttingen entworfene Denkschrift über die weitere Ausgestaltung des Historischen Atlas wurde beschlossen, das Atlasunternehmen mit aller Kraft zu fördern und als erstes die längst fällige Karte der Verwaltungsgebiete

Niedersachsens von 1780 im Maßstab 1 : 200 000 nunmehr in Angriff zu nehmen. Im Dienst der Kommission wird Dr. Jos. Prinz-Bückeburg zunächst die westlichen Blätter (Osnabrück, Emsland, Oldenburg, Ostfriesland) bearbeiten.

III. Der Text des von den Museumsdirektoren Dr. Neukirch-Celle und Dr. Steinacker-Braunschweig verfaßten zweiten Teiles des Werkes „Die Renaissanceschlösser Niedersachsens" liegt endlich druckfertig vor. Das Erscheinen des Buches ist im Geschäftsjahr 1933 zu erwarten.

IV. Geh. Hofrat Prof. Dr. P. J. Meier-Braunschweig berichtete über den Niedersächsischen Städteatlas, von dessen 2. Abteilung „Einzelne Städte" unmittelbar vor der Tagung Lieferung 1 mit den Städten Hildesheim (von Prof. J. Gebauer bearbeitet, mit einem Beitrag des Herausgebers), Hannover (von Stadtarchivdirektor Dr. K. F. Leonhardt bearbeitet) und Hameln (vom Herausgeber bearbeitet, mit einem Beitrag von H. Krüger) fertiggestellt wurde. Die Tafeln für die Städte Osnabrück, Einbeck und Northeim, die die 2. Lieferung bilden sollen, sind ebenfalls fertig gedruckt, der Text für Northeim von A. Hueg und für Einbeck von Feise liegt in der Niederschrift vor, der für Osnabrück wird vom Herausgeber binnen kurzem erledigt werden. Für weitere Städte wie Celle von O. v. Boehn und Goslar von K. Borchers sollen die Vorarbeiten in Angriff genommen werden.

V. Von den Regesten der Erzbischöfe von Bremen ist nach Bericht von Bibliotheksdirektor Dr. May-Hannover das Manuskript der zweiten Lieferung (1101—1306) im Laufe des Winters an die Druckerei Ernst Knoth-Melle abgeliefert worden, die es in sauberer und pünktlicher Arbeit zum Satz gebracht hat. Sämtliche Bogen sind in der ersten Korrektur bereits gelesen und wurden vorgelegt. Die Ausgabe dieser zweiten Lieferung durch den Buchhandel ist für den Herbst vorgesehen.

VI. Die Arbeit an den Regesten der Herzöge zu Braunschweig-Lüneburg ruht zur Zeit.

VII. Für die weitere Bearbeitung der Geschichte der Klosterkammer hat Prof. Dr. Mollwo-Hannover zunächst die Entwicklung im 17. Jh. ins Auge gefaßt, für welche Auszüge des früheren Bearbeiters Dr. Kühne aus fast allen in Betracht kommenden Abteilungen des Staatsarchivs Hannover vorliegen, die aber noch ergänzt werden müssen. Staatsarchivdirektor Dr. Brenneke-Berlin-Dahlem hat infolge starker sonstiger Inanspruchnahme den von ihm bearbeiteten Teil wenig fördern können.

VIII. Über die Fortsetzung der Arbeiten an der durch den Heimgang von Geh.rat Zimmermann-Wolfenbüttel verwaisten Matrikel der Universität Helmstedt konnten endgültige Beschlüsse noch nicht gefaßt werden.

IX. Für die Niedersächsische Biographie konnte nach Bericht von Bibliotheksrat Dr. Kindervater-Göttingen von

Geh.rat Zimmermann noch zugesandtes Material in die Zentral-Kartei, die jetzt rund 10 000 Namenzettel umfaßt, eingefügt werden. Das gesamte das Land Braunschweig angehende Material bis 1930 dürfte erfaßt sein. Aufgenommen werden konnten ferner die bisherigen Ergebnisse der Sammelarbeit aus Oldenburg. Von allen anderen Landesgruppen ist bislang kein praktisch verwendbares Material eingegangen, da infolge des Geldmangels Arbeitskräfte nicht gewonnen werden konnten. Es bedarf keiner Erörterung, daß sich in der bisher angesammelten Stoffmasse nur einige Hundert Persönlichkeiten verzeichnet finden, die einer mehr oder weniger eingehenden Biographie würdig sind. Die große Masse hat nur Platz in dem Handbuch, das nach Vollendung der Biographie als Register und Nachtrag zum Hauptwerk geplant ist. Vorerst gilt es, die Lebensbilder selbst zu schaffen. Aus der Fülle von Material die für Niedersachsens geschichtliches, kulturelles und wirtschaftliches Wachsen im Vordergrund stehenden Persönlichkeiten herauszuholen, sie biographisch zu bearbeiten und diese Lebensbilder in einem Bande von 20—25 Bogen zusammenzufassen, ist die nächste Aufgabe. Da jedoch die finanzielle Grundlage auch in diesem Jahre fehlen wird, kann der Druck des ersten Bandes leider wieder nicht vorbereitet werden. Die Arbeit muß deshalb auf die Sammeltätigkeit an der Zentrale beschränkt bleiben.

X. Vom Volkstumsatlas von Niedersachsen konnte die eben fertig gewordene erste Lieferung vorgelegt werden.

XI. Das nahezu abgeschlossene Manuskript der von Dr. Pleister bearbeiteten Ausgabe des Briefwechsels von Justus Möser wird etwa 15 Bogen umfassen. Da Mittel vorerst kaum verfügbar sind, werden die Verhandlungen wegen des Druckes erst im Winter wieder aufzunehmen sein.

XII. über den Stand der Arbeiten an dem Thema „Brandenburg und Braunschweig 1648—1714“ teilte Staatsarchivrat Dr. Schnath-Hannover mit, daß die Stofffammlung im Berichtsjahr endgültig abgeschlossen werden konnte. Seinem Vorschlage gemäß wird das Werk in Erweiterung des Themas auf die Gesamtgeschichte des Hauses Hannover um 1700 ausgedehnt werden und zwar im zeitlichen Anschluß an das unvollendet gebliebene Werk von Adolf Köcher. Die so erweiterte Arbeit soll den Titel führen „Geschichte Hannovers im Zeitalter der neunten Kur und der englischen Sukzession 1674—1714“.

XIII. Die Arbeit für den zweiten Band des von Saldernschen Urkundenbuchs ist von Staatsarchivdirektor Dr. Grotefend-Hannover fortgeführt worden.

Nach Erledigung des geschäftlichen Teils der Tagungsfolge sprach Museumsdirektor Dr. Neukirch-Celle, unterstützt durch eine Reihe trefflicher Lichtbilder, über den „Schaumburgischen Renaissanceadel“ und vermittelte in seinen aus seltener Stoffülle geschöpften Ausführungen höchst anziehende Ausblicke in die kulturellen wie wirt-

schaftlichen Verhältnisse des Adels im 16. Jahrhundert. Ihm schloß sich Prof. Westerich-Bückeburg an, der in klaren und knappen Darlegungen „Schaumburg-Lippe im Wandel der letzten Jahrhunderte" schilderte. Mit einem Dank an die beiden Vortragenden, vor allem an Professor Westerich, der in aufopfernder Weise die örtliche Vorbereitung der Tagung durchgeführt hatte, schloß sodann Geh. Rat Brandi die Versammlung. —

Umrahmt und durchsetzt war auch diese Tagung von geselligen Zusammenkünften mit den einheimischen Geschichtsfreunden in der „Falle" und im Forsthaus Heinemeyer und von ertragreichen Besichtigungen in der Lutherischen Kirche, wo Geh.rat P. J. Meier als einer der besten Kenner des Kunstkreises des Fürsten Ernst die Werke der Brüder Hans und Jonas Wolf würdigte, wie er hernach im Schloß durch Kapelle und Goldenen Saal mit feinen Erklärungen führte. Am Freitagvormittag fuhr das Postauto die noch gebliebenen Mitglieder und eine Anzahl Gäste durch das im hellen Frühlingsgrün leuchtende Schaumburger Land nach Schloß Baum mit seinen bemerkenswerten, von Geh.rat M. als feste Theaterdekorationen erklärten, heute nur noch trümmerhaften Baulichkeiten und dann weiter nach Stadthagen, wo die Martinikirche, der Landsbergsche Hof und der Innenhof des Schlosses u. a. besichtigt wurden. Beim Rundgang durch die Stadt wurde man zufällig Zeuge des im Zeitalter der Technik ja nicht eben seltenen Mangels an Ehrfurcht vor den Denkmälern der Vergangenheit. Die Abbruchsarbeiten an einem alten gotischen Giebelhause in der Niedernstraße riefen allgemeine Entrüstung hervor. Eine sofort und vom Vorsitzenden persönlich beim Bürgermeister eingelegte Verwahrung konnte leider nichts mehr retten. — Auf der Weiterfahrt tat man in Obernkirchen noch einen Blick in die Stiftskirche und nahm dann bei längerem Verweilen am Stierbusch, unter Führung von Dr. Schroller-Hannover, die dort jüngst freigelegten cheruskischen Brandgrubengräber in Augenschein.

Rinteln wie das Land ringsum stand ganz im Zeichen des Gedächtnistages für Albert Leo Schlageter, dem auch die Historische Kommission ein stilles Gedenken weihte. Hier empfing Landrat Dr. Moewes als Vorsitzender des Heimatbundes und im Namen des Kreises Grafschaft Schaumburg die nach der Eingliederung in die Provinz Hannover ihren Antrittsbesuch machende Kommission. Bürgermeister Dr. Wachsmuth entbot den Gruß der schönen alten Stadt, deren höchst beachtliche in sorgsamer Pflege stehende Kunst- und Baudenkmäler man später unter kundiger Führung der Herren Studiendirektor Dr. Ande und Studienrat Appel überrascht und dankbar kennenlernte. Ein kurzer Nachmittagsbesuch galt noch dem Kloster Möllenbeck mit seiner eindrucksvollen mächtigen Kirche und dem Schloß im lippischen Varenholz, dessen Bau mit seinem Prachtgewand von Renaissanceformen Dr. Neukirch erläuterte. Bei den für den Abend angesetzten Vorträgen konnte Geh.rat Brandi im Ratskellersaal außer den bisherigen Teilnehmern noch eine stattliche An-

zahl einheimischer Gäste begrüßen. Dr. Schroller-Hannover nahm in Ergänzung seiner am Vormittag gegebenen Erklärungen am Stierbusch das Wort zu eingehenden Ausführungen über die Cheruskergräber bei Rinteln und die archaeologische Abgrenzung der Cherusker, wobei er in Lichtbildern einen Teil der Funde und wichtiges Vergleichsmaterial zeigte. Im letzten Vortrag über „Melchior Goldast und Rinteln" erwies Studienrat Dr. Schecker-Bremen seine ausgezeichnete Kennerschaft im Kulturkreis des Fürsten Ernst und in der Geschichte der Universität Rinteln, deren leider noch nicht wiederaufgetauchte Matrikel, wie Geh.rat Schröder in kurzen Dankesworten zum Schluß äußerte, so unentbehrlich zur Ergänzung unserer bisherigen Kenntnisse sei. —

Eine eindrucksstarke Tagung liegt hinter der Kommission, von der alle Teilnehmer bereichert heimkehrten, um deren gehaltvolle Ausgestaltung Herr Prof. Westerich in Bückeburg und Herr Landrat Dr. Moewes in Rinteln sich besonders verdient machten.

M.

Historischer Verein für Niedersachsen
zu Hannover.

Der Bericht über das 97. Vereinsjahr 1932/3 ist in dem vom Verein herausgegebenen Mitteilungsblatt „Hannoversches Magazin" Jg. 9, S. 24—26 abgedruckt. (Dort auch Berichte über die einzelnen Veranstaltungen).

Braunschweigischer Geschichtsverein.

Bericht über das Geschäftsjahr 1932/33.

Die Hauptversammlung — die 293. Vereinssitzung — fand am 25. April 1932 im Schulmuseum in Braunschweig statt. Bibliotheksdirektor Dr. W. Herse, Wolfenbüttel, sprach über „Leibniz als Geschichtsschreiber".

Im Winterhalbjahre 1932/33 fanden 10 Versammlungen statt und zwar 6 in Braunschweig und 4 in Wolfenbüttel. In ihnen wurden folgende Vorträge gehalten. Apotheker Robert Bohlmann sprach über „Eine Denkschrift des Herzogs Julius an den Kaiser 1573", Dr. W. Flechsig über „Archäologische Probleme für die Frühgeschichte des Landes Braunschweig", H. von Glümer über das „Gerichtsbuch des braunschweigischen löblichen Kriegsregiments 1606/7", Professor Otto Hahne über „Heidnische Kulturstätten im Braunschweigischen", Studienrat Dr. Otto Kramer über „Probleme der Varusschlacht in moderner Beleuchtung", Museumsdirektor i. R. Geh. Hofrat Prof. Dr. P. J. Meier über die „Spätgotische Kanzel in der

Kirche des Kreuzklosters in Braunschweig", Dr. H. Möhle über „Wesen und Aufgabe des Heimatmuseums mit besonderer Berücksichtigung der städtischen Altertumssammlung in Wolfenbüttel", Mittelschullehrer Karl Oppe über „Die neuzeitliche Methode zur Erforschung der Flora der heimischen Urlandschaft, erläutert an Beispielen aus der Umgegend von Wolfenbüttel und Braunschweig", Präsident i. R. Dr. jur. A. Schreiber über die „Verwundung des Herzogs Christian d. J. von Braunschweig in der Schlacht bei Fleurus am 29. August 1622 nach einem zeitgenössischen Berichte", Prof. Dr. K. Steinacker über die „Lehrjahre eines deutschen Humanisten um 1885 (Prof. Richard Elster)", Archivrat Dr. jur. et phil. W. Spieß über „Das Siedlungsproblem Höxter-Corvey" und Archivdirektor Dr. H. Voges über „Die Schlacht bei Wolfenbüttel am 19. Juni 1641".

Am 7. Mai 1932 nahmen zahlreiche Vereinsmitglieder an der Ordentlichen Mitgliederversammlung der Historischen Kommission teil. ebenso an ihrem Ausfluge am folgenden Tage nach Königslutter und dem Elm. Der Verein war auch zu den Ausflügen und anderen Veranstaltungen des Vereins für Heimatschutz eingeladen.

Der auf den 29. Mai 1932 angesetzte Ausflug unseres Vereins nach der Asse mußte wegen des schlechten Wetters auf den 21. August verlegt werden. Am 18. Juni unternahm der Verein einen Ausflug nach Hornburg. Bei der Besichtigung der katholischen Kirche und der Katharinenkirche in Braunschweig am 18. August führte Museumsdirektor i. R. Geh. Hofrat Prof. Dr. P. J. Meier, bei der Begehung des Gefechtsfeldes der Schlacht bei Wolfenbüttel von 1641 am 26. Oktober 1932 Archivdirektor Dr. H. Voges. Am 2. und 9. November besichtigte der Verein die Sammlung „Die Hansestädte zur Hansezeit" in der Handelskammer zu Braunschweig und am 7. Dezember die Sammlungen des Braunschweiger Städtischen Museums im Hause „Salve hospes".

Der Verein gab im Geschäftsjahre den Band 4 der 2. F. des „Jahrbuches des Braunschweigischen Geschichtvereins" heraus.

Einen schweren und schmerzlichen Verlust erlitt der Verein durch das am 13. Februar 1933 erfolgte Ableben seines Ehrenvorsitzenden, des Archivdirektors i. R. Geh. Archivrats Dr. P. Zimmermann, des Mitbegründers und langjährigen Vorsitzenden des Vereins und Herausgebers der Veröffentlichungen desselben.

Geschichtsverein für Göttingen und Umgebung.

Jahresbericht.

Das Kalenderjahr 1932 war das 40. Vereinsjahr. 9 Sitzungen, die 270. bis zur 278., wurden abgehalten, die 2 Januarsitzungen im Junkernhause, die Dezembersitzung im Hörsaal der Anatomie, die übrigen im Vereinslokal des „Schwarzen Bären". Die durchschnittliche Besucherzahl betrug 68.

Der alte Vorstand wurde wiedergewählt. Es sprachen:

In der 1. Januarsitzung: Archivar Dr. Wagner über die Erstürmung Göttingens durch Wilhelm von Weimar 1632.

In der 2. Januarsitzung: Pastor i. R. Giesecke: Handel und Wandel in einem Göttinger Lehrlingsleben von 1860—64. — Reichsbahnoberinspektor Schaar: Behördliche Maßnahmen aus Anlaß der Universitätsgründung.

In der Februarsitzung: Geheimrat Prof. Dr. Schröder: Heimat und Herkunft der Göttinger Professoren.

In der 1. Märzsitzung: Herr Wagener über die Schlacht bei Waterloo. — Dr. Crome las aus einer Lebensbeschreibung eines Pastors Crome aus Einbeck vor.

In der 2. Märzsitzung: Dr. Crome: Goethe u. Göttingen. 1. Hälfte des Vortrags.

In der Aprilsitzung: Freiherr Maximilian von Stockhausen: Die Befestigungen an der Südgrenze von Südhannover.

Im Juni unternahm der Verein seinen Sommerausflug nach Bursfelde und Lippoldsberg.

Im November sprach Assessor Dr. Gercke über die Göttinger Familie Gercke und ihre Urkunden.

Im Dezember hielt Architekt Wittmann aus Hannover einen Lichtbildervortrag über „altes und neues Bauen".

Verein für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck und Umgebung.

Jahresbericht.

Vorträge:

23. Januar 1932: Generalversammlung und Vortrag Prof. Feise: Die Lage der alten Burg in Einbeck.

15. Februar 1932: Studienrat Dr. Fahlbusch: Reiseeindrücke aus Südtirol.

3. Mai 1932: Pastor Nöldeke-Lüthorst: Wilhelm Busch.

18. November 1932: Prof. Dr. Frebold-Hannover: Bilder aus der erdgeschichtlichen Entwicklung unserer Heimat.

6. Dezember 1932: Dir. Dr. Jacob-Friesen Hannover: Urgeschichtliche und altgermanische Kulturhöhe in Niedersachsen.

25. Juni 1932: Ausflug nach dem „Deiterser Friedhof" und dem Grubenhagen.

Nach Verlegung der Gendarmerieschule bemühte sich der Verein um die Zuweisung von dort freiwerdenden Räumen für die Zwecke des Heimatmuseums. Die Zuweisung erfolgte und nun wurde eine gänzliche Neuordnung und Neuaufstellung der Sammlung vorgenommen. Im Laufe des Jahres sind die erdgeschichtliche, die urgeschichtliche und die geschichtliche Abteilung aufgestellt und erheblich erweitert. Im Jahre 1933 sollen die militärische, die bürgerliche und die kirchliche Abteilung folgen.

Dr. Fahlbusch.

Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte

Schriftleitung:
Museumsdirektor Prof. Dr. Jacob-Friesen
Hannover, Provinzialmuseum

Nr. 7 1933

Gedanken über die Beziehungen der Geobotanik zur Urgeschichte in Nordwestdeutschland.

Vortrag, gehalten im Niedersächsischen Historischen Verein und in der Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands in Hannover

von

Senator Dr. Preuß-Osnabrück.

Mit 2 Abbildungen im Text.

Eine Studie über die „Entwicklungsgeschichte der Flora des nordwestdeutschen Flachlandes seit seiner letzten Eisbedeckung" brachte mich u. a. auch der Urgeschichte näher. Fragen meiner Art führen nur zu einem bezüglich ausreichenden Ergebnis, wenn man benachbarte Wissenschaften in den Dienst der Gedankenarbeit stellt. Eine Beurteilung von enger Plattform muß immer zu Einseitigkeiten führen, und je schwieriger die Lösung eines Problems ist, das in eine ferne Vergangenheit hineinreicht, je notwendiger wird es, alle bekannten, also auch die über das eigene Fach hinausreichenden Tatsachen als Voraussetzungen zu beachten. Meiner Ansicht nach liegt auch darin eine Einseitigkeit, wenn der Naturwissenschaftler die induktive Methode als die für ihn allein gegebene ansieht. Auch die Deduktion wird in vielen Fällen am Platze sein, und ich

habe beispielsweise manchmal beobachtet, daß Fachgenossen, die die Deduktion mit einer Handbewegung abzutun glaubten, in ihren Arbeiten nicht selten doch deduktiv vorgingen. Das vorweg.

Die Aufgabe, die ich mir für den heutigen Abend gestellt habe, erfordert, daß wir uns zunächst in ganz engem Rahmen mit eiszeitlichen Fragen beschäftigen müssen. Den Monoglacialismus, der in dem Rostocker Geologen Geinitz[1]) seinen wirksamsten Vertreter in Deutschland gefunden hat, sollten wir aufgeben, weil gerade in den beiden letzten Jahrzehnten eine Fülle von Tatsachen bekannt geworden ist, die für eine mehrfache Eisbedeckung zeugen, und diese einzelnen Eiszeiten sind durch Interglaciale mit einem zum Teil wärmeren Klima als dem der Gegenwart unterbrochen gewesen. Die Ansicht der deutschen Geologen, daß eine dreifache Eisbedeckung die weite norddeutsche Ebene beeinflußt hat, ist durch Koeppen-Wegener[2]), Soergel[3]) und neuerdings durch Grahmann[4]) u. a. ins Wanken gekommen. Der geniale Astronom Milankovitch[5]) errechnete unter Berücksichtigung der wechselnden Sonnenstrahlung, die sich aus der zeitlichen Abwandlung der Ekliptik, der Änderungen der Exzentrizität der Erdbahn und der Wanderung des Perihels ergeben, eine Strahlungskurve. Die Darstellung gibt nicht die Strahlungsmenge, sondern die ihr gleichwertige Breitenänderung wieder. Die Kurve für die Zeit bis vor 650 Tausend Jahren zeigt vier starke Ausschläge, Strahlungsminima, und Koeppen setzt sie gleich mit den vier Penckschen Eiszeiten: Günz, Mindel, Riß, Würm. Neben den vier starken Ausschlägen zeigt die Kurve außer einer Anzahl kleinerer noch sieben erhebliche Schwankungen, und Soergel spricht deshalb von 11 Eiszeiten, für die er die Beweise in gewissen geologischen Verhältnissen des Periglacials gefunden zu haben glaubt. Wenn gegen diese Anschauungen, z. B. von Wolstedt[6]), nicht ganz unwichtige

---

[1]) E. Geinitz, Das Diluvium Deutschlands. Stuttgart 1920.

[2]) W. Koeppen und A. Wegener, Die Klimate der geologischen Vorzeit. Berlin 1924.

[3]) W. Soergel, Gliederung und absolute Zeitrechnug des Eiszeitalters. Fortschr. d. Geologie u. Palaeontologie. H. 13. Berlin 1925.

[4]) R. Grahmann, über die Ausdehnung der Vereisungen Norddeutschlands und ihre Einordnung in die Strahlungskurve. Ber. d. math.-phys. Klasse d. Sächs. Akademie d. Wissenschaft. Bd. 80. Leipzig 1928.

[5]) V. Milankovitch in Koeppen und Wegener, Klimate der geologischen Vorzeit. Berlin 1924.

[6]) Wolstedt, Die Eiszeitalter. Stuttgart 1929.

Einwendungen erhoben werden, so überrascht in manchen Fällen doch die Übereinstimmung der geologischen und der astronomischen Gliederung. Mehren sich die Beweise, und die Arbeit von Grahmann über die Ausdehnung der Vereisungen Norddeutschlands und ihre Einordnung in die Strahlungskurve läßt es vermuten, dann dürften wir eine absolute Zeitfolge der großen eiszeitlichen Erscheinungen gewonnen haben. Ob es aber schon gegeben ist, die Abschnitte der Urgeschichte, wie Schwantes[7]) es z. B. versucht, in die aus der Strahlungskurve sich ergebende Chronologie genau einzuordnen, bezweifle ich.

Ohne Zweifel ergibt die Kurve von Milankovitch einen überraschenden Rhythmus. Manche dieser 11 Eiszeiten werden nur durch Interstadiale, Zeiten zwischen zwei Eisvorstößen (Stadien), getrennt gewesen sein, und vielleicht ergeben spätere Feststellungen eine Synthese zwischen dem Poly- und dem Monoglacialismus derart, daß Erscheinungen, die Geinitz für den Monoglacialismus in Anspruch nimmt, in die klimatischen Verhältnisse interstadialer Schwankungen hineinreichen.

Als die Eiszeit allmählich die Landschaft zu beherrschen und das organische Leben zu ändern begann, war die Ostsee Festland, und die Küste der Nordsee lag zeitweilig jenseits der Linie von Skagen nach Schottland. Unser Gebiet trug den Charakter eines 200 bis 300 m hohen Tafellandes, das von tief eingegrabenen Fluß- und Bachtälern zerteilt wurde[8]). Die Vegetation setzte sich aus Misch- und Nadelwäldern zusammen, wies aber auch Sümpfe und Lichtungen auf. Die praeglaciale Flora enthielt, wenn man die Funde von Tegelen in der Provinz Limburg und die pflanzlichen Reste in altdiluvialen Horizonten am Niederrhein und in südlichen Gebieten berücksichtigt, neben Gliedern der heutigen Pflanzendecke noch zahlreiche tertiäre Reste, Flügelnußbäume, deren Areal heute in Transkaukasien liegt, Paeonien, von denen die eine heute in China beheimatet ist, nordamerikanische Ahorn-Arten, Magnolien u. a. Die Tierwelt zeigte mit der pliocän-altdiluvialen Biberart Trogontherium, dem Rhinocerus Etruscus, dem Altelefanten, einem Flußpferde u. a. noch einen ganz tertiären Cha-

---

[7]) G. Schwantes, Nordisches Palaeolithikum u. Mesolithikum. Mitt. a. d. Museum f. Völkerkunde in Hamburg. Bd. XIII. Hamburg 1928.

[8]) W. Wolff, Entstehung und Aufbau des Bodens von Schleswig-Holstein. Hamburg 1922.

rakter. Ob Menschen damals bei uns gelebt haben? Wir wissen es nicht. Die Frage des Eolithikums scheint selbst für Westeuropa noch nicht ausreichend geklärt zu sein. Ich glaube annehmen zu müssen, daß der angebliche Eolithiker, der der menschliche Ahn des Homo Heidelbergensis sein müßte, sich im präglacialen norddeutschen Flachlande nicht halten konnte, weil bereits der Winter eine Rolle spielte, und es an Wohnungen, den Höhlen, fast ganz fehlte.

Die älteste präglaciale pflanzenführende Schicht in Nordwestdeutschland ist die von dem verstorbenen Altmeister der Palaeobotanik des Diluviums C. A. Weber[9]) beschriebene aus einem Bohrprofil von Bremen. Sie lagert unter einer etwa 94 m mächtigen diluvialen Aufschüttung unmittelbar über dem Miozän. Die wenigen Pflanzenreste, unter denen sich Roterle, Föhre, Birke, Himbeere u. a. befinden, haben schon einen ganz mitteleuropäischen Charakter. Auch die Funde bei Lüneburg, die ebenfalls von Weber[10]) beschrieben worden sind, zeigen im allgemeinen das starke Hervortreten der heute in Mitteleuropa verbreiteten Arten. — Wir sind in der Lage, uns auf Grund der hier identifizierten Moose ein verhältnismäßig vollständiges Bild von jenem vorglacialen Moor zu machen, das auf tertiären Sanden ruht. Neben einem typischen Torfmoos der Schlenken (Sphagnum cuspidatum) kommt ein die freien Stellen der Hochmoore besiedelndes vor (Sphagnum medium). Andere Moose (Sphagnum acutifolium, Sph. cymbifolium) deuten die Versumpfung des benachbarten Waldes an. Selbst der Einfluß der vordringenden Moränen wird durch die Anwesenheit von typischen Kalkmoosen (Tortella inclinata) angedeutet. Die kalkhaltigen Eiswässer schafften schließlich die Voraussetzungen für ein Flachmoor, in dem neben anderen Astmoosen das stark kalkliebende, nasse Sümpfe bevorzugende Hypnum giganteum gedieh. Andere Moose sprechen für sandig-lehmige Stellen ohne dichten Bewuchs. Diese Seite der Deutung von subfossilen Funden ist nach meiner Wahrnehmung in unseren palaeophytologischen Arbeiten kaum berücksichtigt — trotzdem sie naheliegt. In dem Bestreben, in erster Linie die klimatischen Ver-

[9]) C. A. Weber, Untersuchung der Moor- und einiger anderer Schichtproben aus dem Bohrloche des Bremer Schlachthofes. Abh. d. Naturw. V. Bremen, Bd. XIV. Bremen 1928.

[10]) G. Müller u. C. A. Weber, über eine frühdiluviale und vorglaciale Flora bei Lüneburg. Berlin 1904.

hältnisse auf Grund subfossiler Funde festzustellen, hat man die nicht allzu schwer erkennbaren formationsbiologischen Umstände außer acht gelassen.

Was uns aber an Webers Feststellungen besonders interessiert, ist

1. das Vorkommen der Omorikafichte[11]), die heute nur in wenigen feuchten Waldschluchten Südwestserbiens und des Rhodopegebirges endemisch auftritt und
2. der allmähliche Übergang einer Flora gemäßigter Klimate in eine solche der Tundren mit subarktischen Weiden und der Zwergbirke.

Reste einer früheiszeitlichen Tundraflora zeigte auch eine auf pliozänem Flußschotter liegende Moostorfschicht bei Bad Oeynhausen[12]).

Alle diese Funde reichen in die Zeit vor der Vereisung zurück. Ob aber die erste Vereisung unser Gebiet über Hildesheim hinaus erreicht hat, bleibt zweifelhaft. Während beispielsweise in Brandenburg gewaltige Moränen ihre ehemalige Anwesenheit bestätigen, haben wir aus Nordwestdeutschland bislang noch keine einwandfreien Beweise. Wohl aber muß sich die darauf folgende Warmzeit ausgewirkt haben. Allerdings finde ich unter den bekannt gewordenen nordwestdeutschen Interglacialfloren — abgesehen von der von Seelze und Uetersen — keine einzige, die mit Sicherheit in das Elbe-Saale-Interglacial zu stellen wäre. Machen wir uns die Chronologie der Strahlungskurve nach Milankovitch zunutze, so umfaßt eine Eiszeit 7—11 Jahrtausende, eine Zwischeneiszeit aber 21—123 Jahrtausende. Diese Tatsachen, selbst wenn man sich ihrem absoluten Charakter gegenüber skeptisch verhält, muß die völlige Umgestaltung der Pflanzen- und Tierwelt verbürgen.

Das Praechelléen, die Vorfaustkeilstufe, die Wiegers[13]) an den Anfang der 1. Zwischeneiszeit stellt, ist in Europa mit

---

[11]) C. A. Weber hält seine Picea omorikoides von Lüneburg selbst „nur für eine an mehr alpine Verhältnisse angepaßte kleinere Form der Picea omorika Panč". (Rés. scientifiq. du congrès intern. de botanique. Vienne 1905, p. 100).

[12]) G. Müller und C. A. Weber, über ältere Flußschotter bei Bad Oeynhausen und Alfeld und eine über ihnen abgelagerte Vegetationsschicht. Jhrb. d. Kgl. Pr. Geol. L.-A. für 1902. Bd. XXIII, 3. Berlin 1903.

[13]) Fr. Wiegers, Diluviale Vorgeschichte des Menschen. Bd. I. Stuttgart 1928.

einiger Sicherheit nur aus der Gegend von Amiens erwiesen. Das Chelléen, das mit der Halberstädter Stufe in Beziehung gesetzt wird, will Menzel[14]) in der Gegend von Hildesheim festgestellt haben. Wiegers vermag aber weder den geologischen noch prähistorischen Bestimmungen Menzels beizupflichten. Wenn einige der in Menzels Arbeit abgebildeten Feuersteine auch verdächtig erscheinen, so müssen andererseits nach meiner Auffassung auch spätere Frostwirkungen für ihre Gestaltung in Betracht gezogen werden. Ich kenne einen Aufschluß bei Bad Rothenfelde südlich von Osnabrück, auf den ich im Laufe meines Vortrages noch zurückkomme. Hier befindet sich in etwa 2,5 m Tiefe eine „Pseudomoräne" im Sinne Keßlers[15]). Unter dem nordischen Material befinden sich ungemein häufig Feuersteinsplitter, darunter manche, die Retuschen zeigen. Würde ich den Auftrag erhalten, verdächtiges Material zu sammeln, so könnte ich mit ganzen Entwicklungsreihen an primitiven Faustkeilen, Klopfsteinen, Spitzschabern, Klingen, Kratzern usw. dienen, und doch sind die Stücke nur in ihrem Vorkommen in glacialer Fließerde verständlich.

Wenn man sich mit dem Gedanken befreunden kann, daß der Mensch des Altpalaeolithikums nicht auf Höhlen und Schutzfelsen angewiesen war, dann wäre die Möglichkeit seines Daseins in weiten Teilen Nordwestdeutschlands während der ersten Zwischeneiszeit gegeben. Die Flora unseres Gebietes wird von der Thüringens in jenem Zeitalter, die u. a. Linde, Eiche, Ahorn, Esche, Haselnuß aufwies, kaum verschieden gewesen sein, zumal die hierhergehörige Flora aus einem altdiluvialen Torflager bei Seelze unfern Hannover jener ähnlich ist, und die Tierwelt trug dieselben Züge[16]).

Die zweite oder Saalevereisung bezwang ganz Nordwestdeutschland und reichte weit nach Holland hinein. Sie rückte aber ebenso wie alle anderen Eiszeiten ganz allmählich heran — und während ihres Fortschreitens ging die Entwicklung der menschlichen Kultur vorwärts. Der Botaniker weiß, daß das

---

[14]) H. Menzel, Spuren des Diluvialmenschen in der Gegend von Hildesheim. Mitt. aus dem Roemer-Museum in Hildesheim. Nr. 23, 1914.

[15]) P. Keßler, Das eiszeitliche Klima. Stuttgart 1925.

[16]) J. Stoller, über altdiluviale Leineschotter bei Isernhagen und das altdiluviale Torflager bei Seelze in der Umgebung von Hannover. 11. J.-B. d. Niedersächs. geol. V. Hannover. 1819.

Glacialphänomen nicht denselben Einfluß auf die Artenentwicklung gehabt hat wie die vorhergehenden Epochen, der Zoologe ist bereits anderer Meinung, und die Entwicklung der Menschheit dürfte den größten Antrieb im Eiszeitalter erhalten haben. Ausgangs der ersten Zwischeneiszeit bildete sich eine Kultur aus, die wir als obere Faustkeilstufe oder nach dem Fundort bei Saint Acheul, einer Vorstadt von Amiens, als Acheuléen bezeichnen. Ihr erster Abschnitt ist aus angrenzenden Gebietsteilen bekannt, so aus Hundisburg in Sachsen und Letmathe in Westfalen [17]). Als einziges Artefakt dieses Zeitalters, das in der nordwestdeutschen Ebene gefunden ist, wäre eine von Kahrs bei Altenessen [18]) entdeckte Klinge zu nennen. Die Tierwelt, so Mammut, wollhaariges Nashorn, spricht bereits für die allmähliche Klimaverschlechterung.

In diesem Zusammenhang noch etwas über die genannten Dickhäuter. Beide Tiere sind ausgesprochene Steppen- bezw. Tundrabewohner. Ihre Anwesenheit bestätigt deshalb mindestens den Rückgang des Waldes. An sibirischen Funden des Mammuts ist verschiedentlich der Mageninhalt der gefrorenen Kadaver untersucht worden und festgestellt, daß sich die Tiere von den Jungtrieben von Nadelhölzern, Birken, Weiden, die den Grenzgebieten zwischen Tundra und Wald entstammen könnten, und den Pflanzen der offenen Tundra ernährten. Pfizenmayer [19]) ist es sogar gelungen, eine größere Zahl arktischer Pflanzen zu identifizieren und zwischen der Sommer- und Winternahrung zu unterscheiden. Die Nahrung des Wollnashorns bestand aus ähnlichen Pflanzen wie die des Mammuts; man hat zwischen den Zähnen der sibirischen Kadaver noch Spuren von Nahrungspflanzen beobachtet, Nadelholztriebe und Weidenblätter. Die Anwesenheit beider Tiere ist meiner Ansicht nach aber niemals ein Zeichen eines extremen Klimas; sie gibt auch gewisse Anhaltspunkte für die Vegetationsverhältnisse in den Randgebieten der Vereisung. — Die Wiedereinwanderung der Tiere gelegentlich einer erneuten Vereisung in Mitteleuropa zeigt ebenso wie die in Sibirien aufgefundenen eingefrorenen Tiere mit aller

---

[17]) J. Andree, Das Palaeolithikum in den Höhlen des Hönnetales in Westfalen. Mannus-Bibl. Nr. 42. 1928.

[18]) E. Kahrs, Auf den Spuren der Eiszeit und des Eiszeitmenschen im Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet. Mitt. aus dem Museum der Stadt Essen für Natur- und Völkerkunde. Heft Nr. 11.

[19]) E. W. Pfizenmayer, Mammutleichen und Urwaldmenschen in Nordostsibirien. Leipzig 1926.

Deutlichkeit, daß mindestens die Verhältnisse im Norden und Osten auch während der langen Zwischeneiszeiten, von denen das Interglacial II b bis III c nach Sörgel 123 Jahrtausende gewährt haben soll, so gestaltet waren, daß Mammut und Nashorn hier leben konnten.

Eine für den Botaniker, den Zoologen, den Geologen und Urgeschichtler gleich wichtige Frage ist das Lößproblem. Im allgemeinen wird von den Geologen die subaerische Ablagerung angenommen und der Löß als Produkt eines Verwitterungs- und Verwehungsvorganges in einem ariden Klima angesehen. Dagegen sprechen alle uns bekannt gewordenen pflanzlichen Reste aus Interglacialen für ein vorwiegend humides Klima. Die für die Lößbildung notwendigen Bedingungen, d. h. hauptsächlich Trockenheit, waren also in Mitteleuropa nur in den Glacialzeiten gegeben, und deshalb müssen wir den diluvialen Löß als „glacial" bezeichnen. Für die Zeitbestimmung des diluvialen Löß' spricht insonderheit seine Säugetierfauna. Nach Sörgel[20]) sind im Löß fast alle bezeichnenden Säugetiere der subarktischen Steppen Osteuropas und Asiens und der nordsibirischen Tundren mit Einschluß des heute auf den höchsten Norden beschränkten Moschusochsen vorhanden. Sie alle müssen zur Lößzeit bei uns gelebt und ökologische Verhältnisse vorgefunden haben, die ihrem Anpassungsvermögen entsprachen. Verhehlen dürfen wir uns aber nicht, daß der Löß auch zuweilen echte Steppentiere birgt und seine Schneckenfauna einen mehr gemäßigten Charakter aufweist. Meiner Ansicht nach ist es ein Fehler, wenn man sich bezüglich der klimatischen Verhältnisse des Eiszeitalters auf Extreme versteift. Ein Naturgeschehen auf eine möglichst einfache Formel zurückgeführt, kann Einseitigkeiten und zuweilen Trugschlüsse zeitigen. Wir werden später sehen, daß in den unvereisten Randgebieten der letzten Eiszeit nicht nur Tundren vorhanden waren, sondern auch Nadelwälder usw. — Grahmann[21]) zeigt uns eindeutig, daß der glaciale Löß ein mittelbares Ergebnis des Klimas ist, und daß erst die Entstehung einer Eiskalotte mit überlagernder Antizyklone die Bedingungen für die Lößbildung schafft, daß die Entstehung des Feinmaterials

---

[20]) W. Sörgel, Lösse, Eiszeiten u. palaeolithische Kulturen. Jena 1919.

[21]) R. Grahmann, Der Löß in Europa. Mitt. d. Ges. f. Erdkunde zu Leipzig. 51. Bd. Leipzig 1932.

zwar eine direkte, seine Sonderung aber durch den Aufschotterungsvorgang aller Flüsse eine indirekte des kaltariden Klimas war. „Die Ausblasungsgebiete liegen in den breiten Aufschütterungsterrassen der Schmelzwässer und aller Flüsse. Diese Flächen erscheinen zwar klein, hatten aber den Vorteil einer dauernden Umgestaltung durch die Gewässer, die ihnen das Material ihres gesamten Einzugsgebietes zuführten. Die Seigerung des Materials erfolgte also erst durch fließendes Wasser, besonders während der Frühjahrshochflut, dann durch den Wind und zwar vorwiegend im Sommer". Die auffällige Einheitlichkeit der Körnung würde also aus der doppelten Sortierung des glacialen Lößes resultieren.

Das Lößproblem ist also im großen und ganzen einer Lösung sehr nahegebracht, aber jene Tatsachen, die Nehring[22]) seinerzeit zur Debatte gestellt hat, sind damit in ihren Ursachen nicht geklärt. Seine Steppentiere sind nur z. T. subarktisch. Wie schon gesagt, war das Klima in keinem Interglacial arid, sondern die Wälder beherrschten das Gebiet. Dafür sprechen nicht nur die Funde hierher gehöriger subfossiler Floren, sondern auch die Pollenanalysen aus zwischeneiszeitlichen Ablagerungen[23]). Bei Abfassung einer Arbeit über die Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt Norddeutschlands seit der Eiszeit, die ich in den Vorstudien auf das gesamte Mitteleuropa ausdehnte, fielen mir einige Reliktpflanzen auf, so ein Beifuß, Artemisia laciniata, eine Segge, Carex aristata, u. a. Nach ihrer heutigen Verbreitung, ihren Ausbreitungsmöglichkeiten und den uns bekannten nacheiszeitlichen Vegetationsverhältnissen glaube ich annehmen zu müssen, daß diese Arten nicht erst im Postglacial zu uns gelangt, sondern bereits in einer Zwischeneiszeit anwesend gewesen sein müssen. Da einige von ihnen charakteristische Bestandteile der sibirischen Salzsteppe sind, stellte ich die Bodenfrage in den Kreis meiner Erwägungen. — Bekanntlich muß die Eisdecke einen ganz gewaltigen Druck auf ihre Unterlage ausgeübt haben. Dadurch dürften die schon durch ein arides oder halbarides Klima veränderten Grundwasserverhältnisse ganz

---

[22]) A. Nehring, über Tundren und Steppen der Jetzt- u. Vorzeit. Berlin 1890.

[23]) R. Gistl, Die letzte Interglacialzeit der Lüneburger Heide pollenanalytisch betrachtet. Bot. Archiv Bd. XXI. Leipzig 1928. — K. Jessen und V. Milthers, Stratigraphical and Paleontological Studies of Interglacial Fresh-water Deposits in Jutland and Northwest Germany. Kopenhagen 1928.

wesentlich beeinflußt worden sein. Dort, wo Zechstein emporragt, müssen lötige Wasser in großem Ausmaß in das Vorland geflossen sein und eine „Versalzung" des Bodens herbeigeführt haben. Daß ein bemerkenswerter Salzgehalt des Bodens oder des Untergrundes einen beachtenswerten Baumwuchs nicht zuläßt, ist eine bekannte Tatsache. Interessant sind die diesbezüglichen Beobachtungen Tanfiljews[24]) in den südrussischen Steppen. Er führt die Waldlosigkeit der Steppe ausschließlich auf die Anwesenheit einiger Salze zurück und weist mit Hilfe biologischer und bodenkundlicher Methoden nach, daß die Steppe auch in der Vergangenheit waldlos war. Versuche, Wald in der Steppe anzupflanzen, zeigten, daß der Steppenboden, nicht das Klima, für den Baumwuchs nicht günstig ist.

Wie weit die herzynischen Störungslinien mit ihren Solquellen in Betracht gezogen werden können, will ich heute unberücksichtigt lassen. Salzstöcke stehen aber an bei Lüneburg, in Sachsen, in Brandenburg, in Posen. Es können sich also hier zwar nur lokal, aber in größerem Ausmaße Steppen ausgebildet haben, deren Bestehen weit in die Interglacialzeiten reichten, und die jedenfalls nie ganz verschwunden waren. Man denke an die heute noch bestehenden salzigen Gefilde im Sächsischen. Sie waren bedeutsam für die urgeschichtlichen Menschen, sie erklären aber u. a. auch die Funde Nehrings bei Thiede und Westeregeln[25]), und sie erklären restlos eine Anzahl pflanzengeographischer Rätsel in Mitteleuropas Flora.

Der zweiten Eiszeit gehört das Hochacheuléen an, das wir nach einer sächsischen Fundstelle auch als Markkleeberger Stufe bezeichnen. Aus dem gesamten nordwestdeutschen Flachlande ist meines Wissens kein hierher gehöriger einwandfreier Fund bekannt geworden, wenn man nicht mit Wiegers den Fund aus den Emscher Sanden bei Herne in Westfalen hierher stellen wollte, eine noch umstrittene Angelegenheit. Vielleicht gehören aber einige Artefakte hierher, die Piesker[26]) aus Schotter und Kiesen des alten Oerze-Urstromtals erwähnt. Den Fund des Herrn Lehrer Plasse

---

[24]) G. F. Tanfiljew, Die südrussischen Steppen. Rés. scientif. du congrès intern. de botanique. Vienne 1905. Jena 1906.

[25]) A. Nehring, Die quartären Faunen von Thiede und Westeregeln. Braunschweig 1878.

[26]) H. Piesker, Vormesolithische Kulturen der südlichen Lüneburger Heide. Hildesheim und Leipzig 1932.

in den Schottermassen zwischen Döhren und Hemmingen möchte ich in die folgende Stufe stellen. — Wir müssen bedenken, daß die sich allmählich bis an den Haarstrang, das Ardeygebirge und über den Unterrhein hinaus vorschiebende Eiskalotte den Menschen verdrängte und seine Kulturreste beseitigte. Ein ganz großer Zufall könnte nur hier oder da einzelne Stücke an die Oberfläche bringen. Im allgemeinen darf man aber dort, wo Höhlen fehlen, kaum eine Kultur größeren Umfangs vermuten. Ich mache nochmals auf die Winter aufmerksam, die sich in den Floren widerspiegeln, wenn auch diese Winter zeitweise eine ozeanische Tönung gezeigt haben.

Verhältnismäßig gut ist der Botaniker über die Vegetationsverhältnisse im zweiten Interglacial unterrichtet. Eine recht klare Erkenntnis vermittelt ein Aufschluß an der Südabdachung der Lüneburger Heide, der von Honerdingen bei Walsrode. Seine monographische Bearbeitung verdanken wir C. A. Weber[27]). Die älteste fossilienführende Schicht mit ihrem reichlichen Vorkommen an Zwergbirke spricht für subarktische Verhältnisse. Das Vorkommen der Kiefer und dann der Fichte in den folgenden Horizonten legt Zeugnis ab für eine allmähliche Wärmezunahme, deren maximale Steigerung in den mittleren Schichten durch eine reiche Laubwaldflora angezeigt wird. Zu ihr gesellt sich die Edeltanne, die bald dominiert. Nach oben zu verschwinden zunächst die Laubbäume, dann die Tanne, schließlich die Fichte, und zuletzt beherrschen Föhren das Bild. Ein genaues Studium der Floren ergibt, daß zu Beginn der Ablagerung ein Klima herrschte, wie wir es etwa von Lappland aus dem Gebiet der Baumgrenze kennen. Der Indikator des Klimas ist das Vorkommen der Zwergbirke auf mineralischem Boden. Die Begleitflora von Fichte und Birke deutet auf Klimaverhältnisse hin, die etwa denen unter dem Polarkreis entsprechen. Das Vorkommen einer Walnußart in der Laubwaldflora bewerte ich als tertiäres Relikt in dem Sinne, daß der Baum während des Interglacials aus seinem europäischen Refugium wieder nach Norden vorgedrungen ist. Die Anwesenheit der Hülse zeigt milde Winter und nicht niederschlagsarme Sommer an. Dieses Klima verschlechert sich allmählich, um schließlich Verhältnisse zu

---

[27]) C. A. Weber, über die fossile Flora von Honerdingen und das nordwestdeutsche Diluvium. Abh. d. Naturw. V. in Bremen, Bd. XIII. Bremen 1897.

schaffen, wie wir sie aus den Nadelholzregionen des nördlichen Eurasiens kennen.

Auch Pollenanalysen haben ähnliche Ergebnisse gezeitigt. Gistl[28]), der die Interglacialzeit der Lüneburger Heide pollenanalytisch betrachtet, kommt zu folgendem Ergebnis:

„Die Baumbesiedlung wird eingeleitet durch eine Kiefern-Birken-Periode. Hierauf folgt die Kiefern-Hasel-Periode mit dem Erscheinen von viel Erlen und der Einwanderung der Eichenmischwaldkomponenten und der Fichte. Ziemlich am Ende dieser Periode liegt eine kurz dauernde Trockenzeit, die wieder von Kiefer und Birke beherrscht wird. Hierauf folgt eine Zeit der größten Ausbreitung von Carpinus, ich nenne sie die Hainbuchen-Periode. Hierauf folgt eine lange Eichenmischwald-Periode, in der die Fichte schon große Verbreitung findet. Daran schließt sich die verhältnismäßig kurze Fichten-Periode, in die das völlige Verschwinden der anspruchsvolleren wärmeliebenden Baumarten fällt. Hierauf klingt die Baumvegetation aus. Als letzter Pollen konnte Alnus-Pollen nur noch vereinzelt gefunden werden".

Alles in allem: Das Klima war in dem langen Interglacial zunächst noch rauh, wurde aber nach einigen Jahrtausenden — das lehrt die Pollenanalyse — milder und zeigte lange Zeit eine Temperatur, die zeitweise die heutige um einige Grad übertroffen haben mag. Das Absinken scheint relativ schnell vor sich gegangen zu sein. Ob typisch arktische Verhältnisse das nordwestdeutsche Flachland während der letzten Eiszeit beherrscht haben, scheint mindestens nicht bewiesen. Die Zwischeneiszeit, deren Vegetationsverhältnisse ich kurz skizzierte, wird durch die untere Stufe des Moustériens, das der Weimarer Stufe der deutschen Urgeschichtler entsprechen könnte, charakterisiert. Die Fauna, die uns aus Deutschland von Weimar, Taubach, Rabutz und anderen Orten bekannt ist, enthält noch eine Anzahl tertiärer Relikte, so den Altelefanten und das wärmeliebende Rhinoceros Merckii. Daneben sind aber schon zahlreicher Tiere vorhanden, die der heutigen Fauna Europas angehören, so Wildkatze, Luchs, Wolf, Fuchs, Bär, Baummarder, Dachs, Fischotter, Biber, Hamster, Siebenschläfer, Pferd, Wild-

---

[28]) Gistl, Die letzte Interglacialzeit der Lüneburger Heide pollenanalytisch betrachtet. Bot. Archiv Bd. 21, Leipzig 1928.

schwein, Rothirsch, Reh, Damhirsch, Elch u. a., die wenigstens zum Teil ein mittleres Wärmebedürfnis haben.

J. Stoller[29]) erwähnt in seinem „Geologischen Führer durch die Lüneburger Heide" aus einem Kalkmergel von Westerweyhe bei Uelzen, dessen Entstehung er in das zweite Interglacial verlegt, Knochensplitter und Späne in großer Zahl, die nur als Bruchstücke in den Mergel geraten sein dürften und allenfalls als Abfälle menschlicher Tätigkeit zu bewerten wären.

Virchow[30]) beschreibt menschliche Knochen aus einem Kieselgurlager bei Bispingen in der Heide, und J. Stoller fand in der Gur bei Ober-Ohe ein Stück Kiefernholz, das Spuren roher Bearbeitung zeigt. Er glaubt aus seinem Fund schließen zu können, daß der Mensch bereits im zweiten Interglacial anwesend war. Wiegers stellt diese Andeutungen in das untere Moustérien. In das beginnende Moustérien gehört ohne Zweifel der bereits erwähnte Fund des Herrn Lehrer Plasse aus dem Leinetal von Hannover, von dem eine schöne Nachbildung im Provinzial-Museum vorliegt, gehören die Funde von der Südgrenze des nordwestdeutschen Flachlandes — Hönnetal, Martinshöhle, Iserlohn usw. Sollten sich nennenswerte Kulturreste an anderen Stellen finden, so wären sie nach meiner Ansicht in erster Linie in der Lüneburger Heide, der Gegend von Hildesheim und im Harz zu suchen. — Aller Wahrscheinlichkeit nach bestanden im Lüneburger Gebiet ausgedehnte Salzsteppen, die, wenn auch bei einer anderen Zusammensetzung der Flora, sich noch während der letzten großen Vereisung erhalten haben könnten. Die Ansicht, die von Gripp und Wolf vertreten wird, daß die baltische Eiszeit das Elbtal nirgends überschritten hat, hat viel für sich. In diesem Zusammenhang dürfte die Tatsache nicht uninteressant sein, daß der in seinem Hauptverbreitungsgebiet südsibirische „großköpfige Felsenbeifuß", Artemisia rupestris, noch im Jahre 1815 bei Kl. Gußborn unweit Dannenberg vorkam. Diese alte Reliktpflanze hat heute noch Standorte in Mitteldeutschland, so zwischen Staßfurt und Bernburg, hier in Salzgebieten. — In Steppengebieten mit Flüssen und Seen war der Aufenthalt für den Menschen entschieden gün-

---

[29]) J. Stoller, Geologischer Führer durch die Lüneburger Heide. Braunschweig 1918.

[30]) H. Virchow, Menschliche Knochen aus einem Kieselgurlager. Zeitschrift f. Ethnologie. 1912.

stiger als in den dichten Urwäldern eines Interglacials, wenn er dort überhaupt hat leben können.

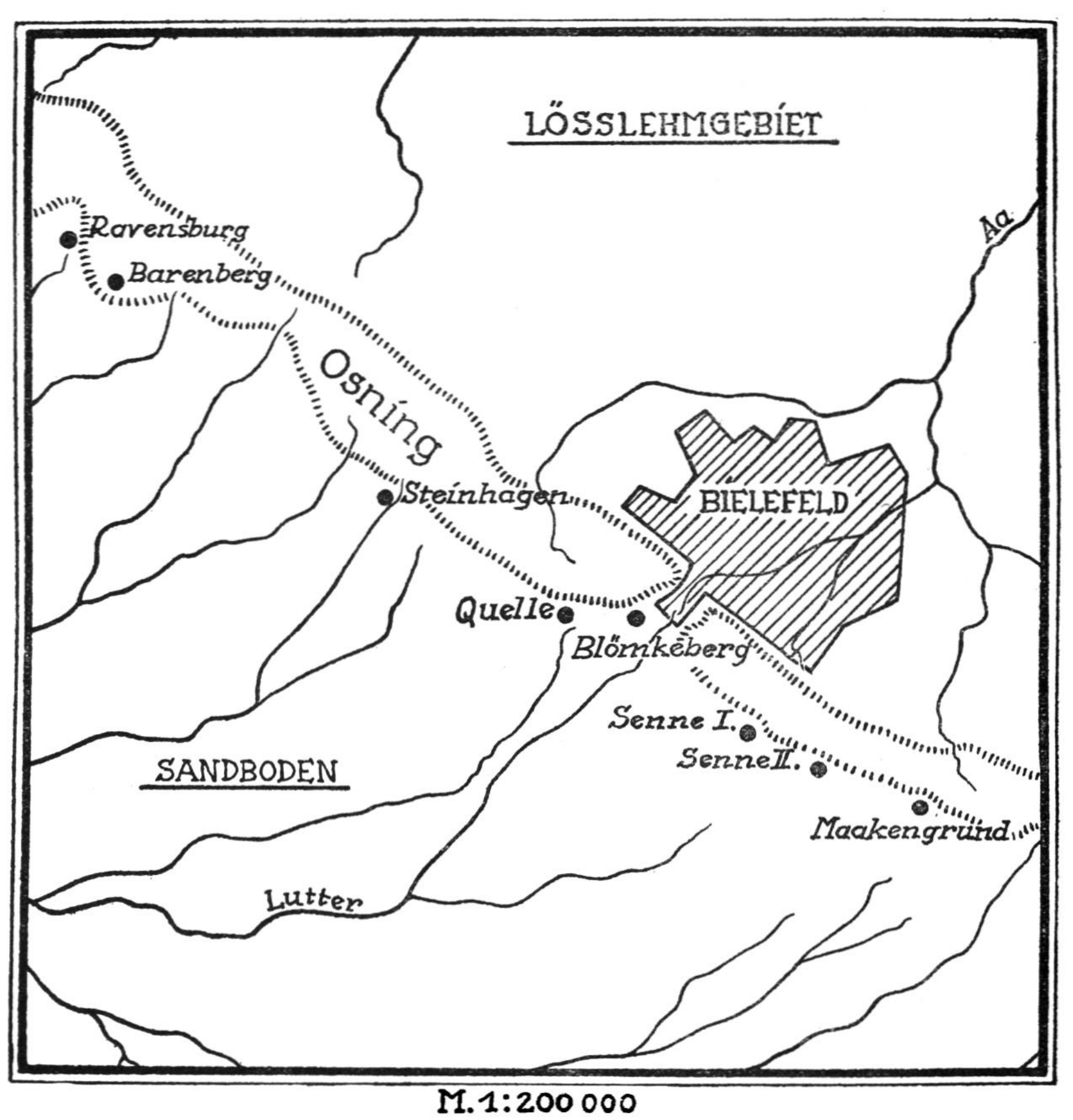
Wie ich schon ausführte, dürfte die baltische Vereisung unser Gebiet nicht erreicht haben. Ohne Frage hat diese Eiszeit das weite unvereiste nordwestdeutsche Land stark beeinflußt, stellenweise lebten Bodeneis und Tundra wieder auf, Fließerden, die ich allerdings schon zwischen dem 67. und 68. Breitengrad in Finnisch-Lappland kennen gelernt habe, riefen umfangreiche Geländeveränderungen hervor. Aber rein arktische Verhältnisse dürfte besonders der südliche Gebietsteil nicht aufgewiesen haben. Man weist häufig auf die sogenannte Dryas-Flora hin. Ganz abgesehen davon, daß nur die kleinblättrige Form der Dryas octopetala in klimatischer Beziehung als indikatorisch betrachtet werden kann, stellt die Begleitflora des Silbersterns auch in hohem Norden oftmals die typische Genossenschaft der Schneetäler dar. Auffällig ist es, daß die eiszeitliche Dryas-Flora in der Hauptsache in den Randgebieten der letzten Vereisung zu finden ist. In Nordwestdeutschland und Holland kennen wir bislang nur 2 Fundstellen, die eine entstammt einem Bohrprofil bei Quakenbrück, die andere einer Tongrube in der Provinz Geldern, die ich beide als zur zweiten Eiszeit gehörig betrachte. Aus der langen Zeit der baltischen Eiszeit ist bislang kein einziger Fund in Nordwestdeutschland bekannt geworden.

Wer beispielsweise von der zu Westkola gehörigen Fischerhalbinsel südwärts reist, der erlebt die einzelnen Phasen, die wir aus den Interglacialen bezw. dem Postglacial kennen, in anschaulichster Form: Die baumlosen Silikatfelsen am Eismeer mit arktisch-subarktischer Flora, die weiten Birkenwälder Petsamos, die Kiefernwälder Inari-Lapplands, die Kiefern-Fichtenbestände unter dem Polarkreis, das Auftreten der Stieleiche ungefähr unter dem 61° nördlicher Breite usf., überall noch eingestreut hochnordische Arten. Und wenn man durch die baltischen Kleinstaaten reist, das allmähliche Abnehmen der Zwergbirke, die bei Reval noch häufig ist, bei Riga schon selten wird, beobachtet und schließlich an der Weichsel in der Nähe von Kulm auf einem Übergangsmoor den Strauch in großen Beständen wiedersieht, hier feststellt, daß Reste der Art sich in allen Schichten des tiefen Moores finden lassen, dann wird man die Relikttheorie nicht bestreiten können, jene Theorie, die in den Arten, die einem Florengebiet klimatisch fremd sind, über-

bleibsel verflossener Entwicklungsphasen sieht. Vereinzeltes Auftreten von Resten nordischer Arten in interglacialen und postglacialen Ablagerungen können wir keineswegs als beweiskräftig für die Temperaturverhältnisse jener Zeiten ansehen. Vorsicht ist gerade bei Beurteilung dieser und ähnlicher Dinge am Platze. Man beachte genau die Begleitflora, und das ist leider in manchen Fällen nicht geschehen.

C. A. Weber hat kurz vor seinem Tode eine Arbeit über glaciale Floren im Ruhrgebiet veröffentlicht. Die von ihm als spätglacial bezeichnete Flora von Hünxe gehört auf Grund eindeutiger geologischer Merkmale in die Zeit der letzten Vereisung. Die Moosflora trägt im allgemeinen einen indifferenten Charakter, nur einige der genannten Arten gehen allerdings bis an die alpine bezw. polare Baumgrenze, treten hier aber, wovon ich mich noch in Lappland überzeugen konnte, in geringer Verbreitung und kaum fruchtend auf. Auffallend ist das Vorkommen der Fichte, und Weber vermutet, daß zu jener Zeit, in der die pflanzenführende Schicht abgesetzt wurde, in den unvereisten Randgebieten ähnliche Vegetationsverhältnisse geherrscht haben, wie sie heute an der Fichtengrenze Europas bestehen. Ich glaube auf Grund der Gesamtflora, in der sich wärmebedürftige Weiden und andere auf gemäßigte Klimate angewiesene Pflanzen befinden, daß die Flora wärmebedürftiger ist als jene, die ich beispielsweise von der Fichtengrenze Lapplands kenne. Ich könnte noch andere Beispiele und eigene Untersuchungen als Beweise für meine Annahme heranbringen, aber diese kurzen Andeutungen mögen einstweilen genügen. Das eine scheint mir festzustehen, das nordwestdeutsche Flachland konnte von Menschen während der baltischen Eiszeit besiedelt werden.

Folgen wir Wiegers, so haben wir zu Beginn dieser Vereisung das obere Moustérien, das der Sirgensteiner Stufe entsprechen soll, anzusetzen. Es ist im reichsdeutschen Gebiet in Württemberg, hier bei Sirgenstein, in Bayern, in der Eifel, in Höhlen des westfälischen Sauerlandes und in der Baumannshöhle im Harz nachgewiesen. Die Fauna wird gekennzeichnet durch Mammut, wollhaariges Nashorn, Wildpferd, Riesen- und Rothirsch, Ren, Bison, Ur, Wolf, Fuchs, Höhlenhyäne, Höhlenbär, Marder, Wild-



M. 1:200 000

Abb. 1. Fundstellen von Aurignac-Artefakten am Osning (nach Adrian).

katze, Vielfraß, Lemming, Schneehase, Schneehuhn u. a. Diese Fauna vermag uns sicher Aufschluß über die klimatischen Verhältnisse im Periglacial zu Anfang der Vereisung zu geben, und eine Anzahl dieser Tiere verrät die Anwesenheit des Waldes. Bemerkenswert ist für uns jene Epoche menschlicher Kultur, die noch in die erste Hälfte der letzten Vereisung bis ungefähr zur Maximalausdehnung fällt, das Aurignacien, das gewisse Beziehungen zu den Willendorfer Funden in Niederösterreich aufweist. Hans Piesker hat in seiner schönen Arbeit über „Vorneolithische Kulturen der südlichen Lüneburger Heide" die reichen Funde, die in dieses Zeitalter hineingehören, erst kürzlich abgebildet, beschrieben und ausgewertet. Er weist mit Recht darauf hin, daß die Beziehungen des französischen Aurignacien zu seinen Funden nur lose sind und gibt theoretisch eine nördliche bezw. nordöstliche Einzugsrichtung der Schmalklingenkulturen zu. Das bedeutet, daß der Mensch durch das vorrückende Eis nach dem Süden bezw. Westen abgedrängt wurde. Pieskers Untersuchungen lassen erkennen, daß der südliche Teil der Lüneburger Heide eine fast ununterbrochene Kulturfolge vom primitiven Aurignacien über das Tardenoisien bis zum Frühneolithikum aufweist. Das bedeutet mit gewissen vorsichtigen Einschränkungen, daß während der letzten Vereisung bis zu Beginn des Neolithikums und darüber hinaus hier Menschen gelebt haben. Ich erinnere an die vorhin skizzierte Salzsteppentheorie, und ich glaube, daß es gerade die baumfreie oder baumarme Landschaft war, die einen Anziehungspunkt für den Menschen bildete. Es ist bezeichnend, daß auch andere Teile Mitteleuropas, in denen ich die Existenz glacialer und interglacialer Salzsteppen vermute, erinnert sei nur an das weite sächsische Gebiet, reich an palaeolithischen Kulturen sind. — Aurignacien-Funde erwähnt Barner[31]) von Deilmissen im Kreise Gronau in Hannover, und Jacob-Friesen[32]) bestätigt ausdrücklich ihren einwandfreien Charakter.

Vermutliche Funde der Aurignac-Stufe kennen wir durch Adrian vom Osning südwestlich und nordwestlich von Bielefeld. Alle diese Fundstellen liegen am Südhang, während das sich vom Nordhang aus weit dehnende Lößgebiet siedelungsfrei geblieben ist

[31]) W. Barner, Steinzeitliche Funde am Fuße des Thüsterberges im Kreise Gronau. Hildesheim 1928.

[32]) Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte. Hildesheim und Leipzig 1931.

(vgl. die Karte). Das gilt nebenbei auch von den zahlreichen Fundstellen des Spät-Tardenoisiens am Osning. — Aurignacien kennen wir ferner aus dem Hönnetal, aus den Umgebungen von Grevenbrück und Datteln in Westfalen — und von Thiede und Westeregeln im Braunschweigischen.

In die zweite Hälfte der letzten Eiszeit fällt das sogenannte Solutréen, das in Nordwestdeutschland bislang ganz fehlt. Auf Grund meiner Vegetationsforschungen kann ich nicht annehmen, daß in jener Zeit das weite Gebiet menschenleer war. Sehr viel für sich hat die Ansicht Andrees[33]), der unter Bezugnahme auf seine ausgedehnten urgeschichtlichen Höhlenforschungen in Westfalen ausführt, daß die in Frage kommenden Funde nur deshalb einer späteren Kultur, dem Magdalénien, zugerechnet würden, weil sie stratigraphisch über dem Aurignacien angetroffen wurden. Ich nehme deshalb vorerst an, daß die in Betracht kommende Stufe, die nach Andree viele Anklänge an das Aurignacien zeigt, eine dem Solutréen zeitlich parallele Kultur darstellt, die schon Anklänge an das Magdalénien zeigt und in das Tardenosien überführt.

Gewiß hat die Typologie unter Bezugnahme auf die geologischen Lagerungsverhältnisse ein verhältnismäßig klares Bild von der genetischen Entwicklung menschlicher Werkzeuge u. dergl. in der Urgeschichte geschaffen. Aber ebenso, wie wir Reliktpflanzen, Relikttiere kennen, werden auch in allen Zeiten menschlicher Entwicklung Reliktkulturen vorhanden gewesen sein. Der bekannte finnische Geologe Tanner machte mich auf einen palaeolithischen Werkplatz auf der Fischerhalbinsel aufmerksam, den ich dann auch später in jenem einsamen Gebiet auffand. Während des I. Salpausselkä der Finnen um 9000—8200 v. Chr. war die Fischerhalbinsel noch eisbedeckt. Jedenfalls muß jene Kultur in eine Zeit fallen, in der im eisfreien Nordeuropa die Lyngby-Kultur herrschte. Ebenso wie heute die Kulturen graduell verschieden sind — ich sehe natürlich von unseren Kulturländern bei diesem Vergleich ab — ebenso wird es in der Vorzeit gewesen sein. Das müssen wir bei Betrachtung des Gesamtbildes beachten.

Aber zurück zu unserem End-Aurignacien. Die Fauna in Nordwestdeutschland entspricht nach meinen auf Grund der Literatur getroffenen Feststellungen im allgemeinen der des

---

[33]) Andree, Das Palaeolithikum in den Höhlen des Hönnetales in Westfalen. Mammus-Bibliothek Nr. 42. 1928.

Solutréen mit Ren, Mammut, wollhaarigem Nashorn, Rothirsch, Bison, Wolf und Höhlenbär. Im allgemeinen darf man aber unter Bezugnahme auf die Gesamtliste nicht von einem arktischen Charakter sprechen.

Um einem Disput mit den Urgeschichtlern aus dem Wege zu gehen, bei dem ich aller Wahrscheinlichkeit nach nur schlecht abschneiden würde, will ich die Frage des nordwestdeutschen Magdaléniens nur ganz kurz streifen, zumal ich mich vorhin schon in gewisser Beziehung festgelegt habe. Das Magdalénien bedeutet für das französische Jungpalaeolithikum einen ganz erstaunlichen Aufschwung menschlicher Kultur. Die Technik in der Bearbeitung von Geweihen, Elfenbein und Knochen muß heute noch Bewunderung finden. Die geometrischen Ornamente und die Reliefskulpturen verraten Geschmack, und die Tierzeichnungen sprechen für ein ausgezeichnetes Beobachtungsvermögen. Das französische Magdalénien ist vielgestaltig, und nur in etwa reicht der Schweizer Fundort bei Thaingen unsern Schaffhausen an diese Mannigfaltigkeit heran. Weil nördlich der Mainlinie, also selbst in den Höhlen des Sauerlandes ausgesprochenes Magdalénien, wenigstens nach meiner Auffassung, bislang nicht nachgewiesen ist, müssen wir annehmen, daß die Kultur unserer Menschen andere Wege einschlug. In das jungpalaeolithische Zeitalter gehört aber die Renjägerstation in der Steinkirche in Scharzfeld, einer Höhle im Südharz, die von Prof. Jacob-Friesen aufgedeckt ist. Ihm verdanken wir auch eine sehr lebendige Schilderung in seiner „Einführung in Niedersachsens Urgeschichte". Die Tierwelt weist sicher Elemente auf, die ein kälteres Klima als das der Gegenwart andeuten, aber keineswegs entspricht es dem heutigen in Hochskandinavien oder dem an der alpinen Baumgrenze; Reh, Hamster, Maulwurf, Waldspitzmaus u. a. können dort nicht dauernd leben. Es handelt sich um die Mischfauna einer Übergangszeit. — Zusammenfassend können wir sagen, daß der Mensch der letzten Eiszeit in größeren Gebieten des nordwestdeutschen Flachlandes siedeln konnte. Er wird Höhlen als Wohnplätze gesucht, Wasser und Jagdgebiet werden bei der Auswahl seiner Wohnstätte entscheidend mitgesprochen haben. — In diesem Zusammenhange eine kurze Abschweifung: Die finnische Regierung begünstigt die Ansiedelung von Menschen in dem menschenarmen Lappland. Ich habe solche neueren Einzelsiedelungen, ganz primitive Blockhäuser, in der Wildnis der Birken-

und Kiefernwaldregionen des öfteren angetroffen. Bestimmend für die Wahl des Platzes waren die Nähe eines fischreichen Gewässers, eines Bruchstreifens, der in eine Wiese umgewandelt werden konnte, das Jagdgebiet und die Wegsamkeit. Ich habe immer wieder beim Anblick dieser Siedelungen so fern aller Kultur an den urgeschichtlichen Menschen denken müssen, dem die Sorge um die Nahrung und seine Sicherheit die Heimat schuf.

Die lange Vergangenheit, die der Eiszeit folgte, ist uns in ihrem Vegetationsverlauf gut bekannt, und wir sind in der Lage, einigermaßen zuverlässige Schlüsse klimatischer Art zu machen. Auf relativ sicherem Boden treffen Urgeschichtler, Geologen und Biologen zusammen. Irrwege gibt es überall, also auch hier. Und einen Irrweg sehe ich in der Gleichheit der Chronologie für das ehedem vereiste und nicht vereiste Gebiet, die in der Geobotanik z. B. teilweise aus der Pollenanalyse resultiert. Wir müssen für Nordwestdeutschland jene Tatsache berücksichtigen, daß in einer Zeit, als östlich der Elbe das Eis lag, unser Gebiet eisfrei war. Dieser Umstand hat nicht nur die Vergreisung des nordwestdeutschen Bodens herbeigeführt, sondern er muß auch in der Vergangenheit in der Baumeinwanderung zum Ausdruck gekommen sein. Als in Nordostdeutschland, in Dänemark und Schweden noch ein subarktisches Klima herrschte, in Mittelschweden sich die Eiszeit als „schwedischer Halt" ausprägte, der dem Daunstadium der Alpen entspricht, muß unser Gebiet schon ein ganz anderes Gesicht gezeigt haben, zumal wir wissen, daß bereits im Periglacial zeitweise Fichtenwälder, später Fichten- und Kiefernwälder, ob in Zonen oder Inseln sei dahingestellt, vorhanden waren. Wir können deshalb nicht von einer Birken-, Espen- oder einer Kiefernzeit sprechen, die eine Gleichzeitigkeit für den Osten und Westen annimmt. Gewiß werden im Postglacial gewisse klimatische Eigentümlichkeiten das gesamte mitteleuropäische Gebiet charakterisiert haben, aber jene Differenzen, die heute zwischen dem Osten und Westen obwalten, haben damals mindestens Geltung gehabt. Das sind nicht nur lediglich Erwägungen, sondern sie sind gestützt durch die wissenschaftlichen Ergebnisse aus einem bereits erwähnten Aufschluß bei Bad Rothenfelde. Hier befindet sich auf glacialen Sanden eine Pseudomoräne, die glacialen Erdfließen in der letzten Eiszeit ihre Entstehung verdankt. Dann folgen etwa 10 cm toniger Boden, auch noch ein Glacialprodukt, dann ein zusammengepreßtes Torfband von etwa 5—6 cm Durchmesser, das

stark mit Sand untermischt ist, dann eine bis 1,50 m mächtige Kalktuffbank, die in den unteren Lagen Tuffsteinbildungen zeigt, sonst aber von krümeliger Struktur ist, zuletzt eine Humusschicht von 50 cm Stärke. Da das Gelände sich flachwannig senkt und diese Senkung in den unteren Schichten des Profils stärker zum Ausdruck kommt, nehmen die Zahlen im Profil nach den angrenzenden Höhen hin ab. Hier wurde von Dr. Bauer in Bad Rothenfelde und Museumsdirektor Dr. Gummel das Skelett eines Frühmesolithikers ausgegraben. Der Ausgrabungsskizze Gummels entnehme ich, daß das Skelett in einer Tiefe von 85 cm lag. Das bedeutet, daß der Tuffmergel bei Anlage des Grabes nur um etwa 35 cm ausgehoben wurde. Nicht allein der Mergel, sondern auch ein Teil der Humusschicht müssen bereits vorhanden gewesen sein, als die Leiche bestattet wurde. Dr. Schroeder, der Nachfolger C. A. Webers in Bremen, hat unsere Untersuchungen durch die Vornahme der Pollenanalyse in dankenswerter Weise unterstützt. In den glacialen sandig-tonigen Schichten wurden vereinzelt Birken- und Kiefernpollen festgestellt; in einem isolierten Torfschmitzen desselben Horizontes befanden sich Pollen der Zwergbirke. Im Torf war das Pollenverhältnis meist 75 % Kiefer und 25 % Birke. Im Tuffstein, Bildungen an der Basis des Tuffmergels, 25 % Kiefer und 75 % Birke, darunter auch Betula nana-Pollen. Der reine Mergel enthielt nur sporadisch Pollen von Kiefer und Birke. Wir haben es hier mit dem Zeugnis für eine Waldentwicklung in der ausklingenden letzten Eiszeit zu tun. Wir müssen annehmen, daß auf den Sandgebieten des angrenzenden Münsterlandes bereits die Kiefer vorhanden war. Das stimmt auch mit Beobachtungen im östlichen westfälischen Gebietsteil überein. Daß die klimatische Besserung in Nordwestdeutschland gegenüber der des Ostens weiter fortgeschritten war, zeigten die Ergebnisse einer pollenanalytischen Untersuchung im Feldhausener Moor bei Jever, die durch Schmitz ausgeführt ist. In einem grauen Sande, der noch als eine Bildung im Periglacial zu betrachten ist, befanden sich Früchte von Laichkräutern und Halbgräsern, die mindestens ein Klima, wie es heute in Gotland bezw. Südschweden herrscht, beanspruchen. Auffälligerweise hat der Verfasser diese wichtigen Tatsachen bei der Auswertung seiner Ergebnisse übersehen [34]).

---

[34]) F. Overbeck und H. Schmitz, Zur Geschichte der Moore, Marschen und Wälder Nordwestdeutschlands. Mitt. der Provinzialstelle

Ich bin leider nicht Fachmann für urgeschichtliche Fragen, und ich muß mir deshalb in meinem Urteil Zurückhaltung auferlegen. Ich glaube aber auf Grund der Vegetationsverhältnisse in der Vergangenheit annehmen zu müssen, daß das nordwestdeutsche Mesolithikum in dem in der letzten Eiszeit unvereisten Gebiet viel älter ist als beispielsweise das in Schleswig-Holstein oder Dänemark. Das Tardenoisien Nordwestdeutschlands reicht nach meiner Auffassung in die Zeit des französischen und belgischen Magdaléniens hinein. Ebenso wie man für Nordeuropa die Lyngby-, Duvensee- und Maglemose-Stufe unterscheidet, ebenso wird man wahrscheinlich auch für Nordwestdeutschland und Holland neue Einheiten im mesolithischen Kulturkreis bilden müssen. Jede Fundstelle als besonderen Kulturkreis zu bezeichnen, dürfte dagegen zu weit führen.

Den letzten Abschnitt meines Vortrages muß ich mehr summarisch behandeln. Wir dürfen annehmen, daß die bereits erwähnte astronomische Methode von Milankovitch auch für die Erforschung des Klimas der Nacheiszeit brauchbar ist. Sein Strahlungsdiagramm läßt ein Maximum der Strahlungsintensität in der Zeit vor etwa 9000 Jahren erkennen, worauf die Strahlungskurve gleichmäßig bis zur Gegenwart sinkt. Ein zweites nacheiszeitliches Temperaturmaximum, etwa im Neolithikum oder in der Bronzezeit, ist in der Strahlungskurve nicht vorhanden. Wenn das letzte Maximum der Ekliptikschiefe in der Vegetation nicht nachklingt, so ist dieser Umstand darauf zurückzuführen, daß im Norden noch erhebliche Inlandeisreste lagen, deren Verbrauch an Schmelzwärme und deren Ausstrahlung, sowie ihr Schmelzwasser selbst temperaturerniedrigend wirken mußten [35]).

Weil die Frage des Grenzhorizontes gerade in den nordwestdeutschen Fachkreisen viel diskutiert worden ist, sei auch darauf kurz eingegangen. Nach meinen Beobachtungen im gesamten Norddeutschland glaube ich Hugo Groß [35]) zustimmen zu müssen, der die starke Zersetzung des atlantischen Moostorfes nicht als sekundär, sondern als primär deutet. Groß nimmt an, daß der ältere Sphagnumtorf eine primäre Bildung von Hochmooren mit

für Naturdenkmalpflege 3. Hannover 1931. — In einem grauen Sande, dem Liegenden des Profils, wurden festgestellt Potamogeton coloratus, P. polygonifolius, Heleocharis palustris, H. ovata.

[35]) H. Groß, Das Problem der nacheiszeitlichen Klima- und Florenentwicklung in Nord- und Mitteleuropa. Beit. z. Bot. Centralblatt Bd. XLVII Abt. II. Dresden 1930.

Stillstands- und Erosionskomplexen in einem warmen ozeanischen Klima ist, während der jüngere Moostorf von Hochmooren mit Regenerationskomplexen, also in einem etwas weniger wärmeren und weniger ozeanischen Klima gebildet ist. Das stimmt im allgemeinen auch mit den Ergebnissen der Pollenanalyse und mit bestimmten Erscheinungen in der Urgeschichte überein.

Fassen wir die Ergebnisse der Pollenanalyse kurz zusammen: Zunächst unterscheiden wir in Nordwestdeutschland eine Birken- und Kiefernzeit, in der wärmeliebende Bäume fehlen. Die bereits erwähnten Funde einiger wärmeliebender Phanerogamen im Profil des Feldhausener Moores beweisen im Zusammenhang mit eigenen Beobachtungen im Hümmling, daß die Temperatur nicht subarktisch war, wie meist angenommen wird. Im Profil des Feldhausener Moores und in dem der Osteniederung bei Bremervörde erscheint die Fichte. Wenn wir in diesem Zusammenhang an den Weberschen Fichtenfund in Schichten des Periglacials bei Datteln denken, dann können wir uns sehr wohl vorstellen, daß Fichteninseln sich während der langen Zeit der letzten Eisbedeckung bis in die Nacheiszeit gehalten haben. Ein wichtiges Kriterium für die Beurteilung der klimatischen Verhältnisse jener Zeiten. Als die Kiefer ihre größte Ausbreitung gefunden hatte, die Kiefer, die bereits im letzten Abschnitt der Eiszeit im Periglacial vorhanden gewesen sein muß, war die Hasel häufig geworden. Die Vorherrschaft der Kiefer dauerte nicht lange, Eichenmischwälder, in denen die Linde zeitweise eine Rolle spielte, drängten sie zurück. Sie ist aber niemals in späterer Zeit ganz ausgestorben, sondern hat sich in einzelnen Gebieten an und auf Mooren zu erhalten gewußt. Die Erle wird häufiger, und die Eiche tritt noch häufiger in den Vordergrund. Frühzeitiger als in anderen Gebieten macht sich die Buche bemerkbar. Das wäre so der ganz große Rahmen, aber innerhalb dieses Rahmens befindet sich ein feines Mosaikbild, das mit pflanzengeographischen und pflanzensoziologischen Tatsachen in Verbindung gebracht, lebendig wird.

Im Zusammenhang mit der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit ist die Frage der Heide in Nordwestdeutschland beregt worden. Ich habe bereits in früheren Arbeiten, zuletzt in einem Vortrage auf dem „Deutschen Botanikertag" in Münster[36]), darauf

[36]) H. Preuß, Gedanken zur Entwicklungsgeschichte der Flora des nordwestdeutschen Flachlandes seit seiner letzten Eisbedeckung.

hingewiesen, daß sich unter den heutigen klimatischen Verhältnissen natürliche Heiden auf Sandböden nur unter menschlichem Einfluß entwickeln können. Die Frage, ob in der postglacialen Vergangenheit sich Heiden bei uns herausgebildet, ließ ich damals offen, weil mich das Studium einer Arbeit des Dänen Sarauw „Les bruyères préhistoriques des pays baltiques" beeindruckt hatte und ich vor allen Dingen damals die zahlreichen nordwestdeutschen Pollendiagramme noch nicht ausreichend kannte. Ein eingehenderes Studium unserer pollenanalytischen Arbeiten hat mich zu der Erkenntnis geführt, daß die Verhältnisse im Postglacial weder in der urgeschichtlichen noch in der geschichtlichen Zeit für die natürliche Heidebildung günstig waren, wenn ich auch zugebe, daß die aus der Pollenanalyse abgeleitete Beweisführung nicht in jeder Hinsicht zwingend ist. Gradmann[37]) teilte mir überdies mit, daß er seine Auffassung bezüglich der „Heidebildung" geändert habe. Er schreibt: „Ich habe mich überzeugt, daß es primäre Heiden nur in ganz geringem Umfang gibt und gegeben hat, und stelle mir deshalb den lichten Vegetationstypus, der vermutlich die erste Ansiedlung ermöglicht hat, mehr in der Art eines lichten Eichen- und Birkenbestandes mit eingestreuten Heidepflanzen vor". Heute bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß der Neolithiker ebenso wie der Mann der Bronzezeit in der Lage waren, mit nur primitiv anmutenden Geräten sich Siedelungsland zu schaffen.

Einer der ältesten nacheiszeitlichen urgeschichtlichen Funde dürfte das Männerskelett von Rothenfelde darstellen. Dr. Gummel teilt folgendes mit: „Bei meinem Eintreffen war das Skelett bereits freigelegt und ein Silex-Rundschaber von etwa 4 cm Durchmesser, der über der Brust des Skeletts lag, von Dr. Bauer geborgen worden. Die Grabgrube war in dem hellen Mergel deutlich zu sehen. Im Norden ließ sich noch feststellen, daß sie mit ungefähr senkrechter Wand etwa 30 cm in den hellen Mergel eingelassen worden war. Auf dem ebenen Boden lag das Skelett lang ausgestreckt in fast genauer Nord-Süd-Richtung (Schädel im Norden). Der Schädel lag schräg auf der linken Seite". Soweit der Bericht. Während der Zeit, als der Tuffmergel abgelagert

Ber. d. Fr. Vereinigung f. pflanzengeographische u. system. Botanik. Berlin 1932.

[37]) R. Gradmann, Zur prähistorischen Siedlungsgeographie des norddeutschen Tieflandes. Festschrift zur 55. Vers. deutscher Philologen und Schulmänner. Erlangen 1925.

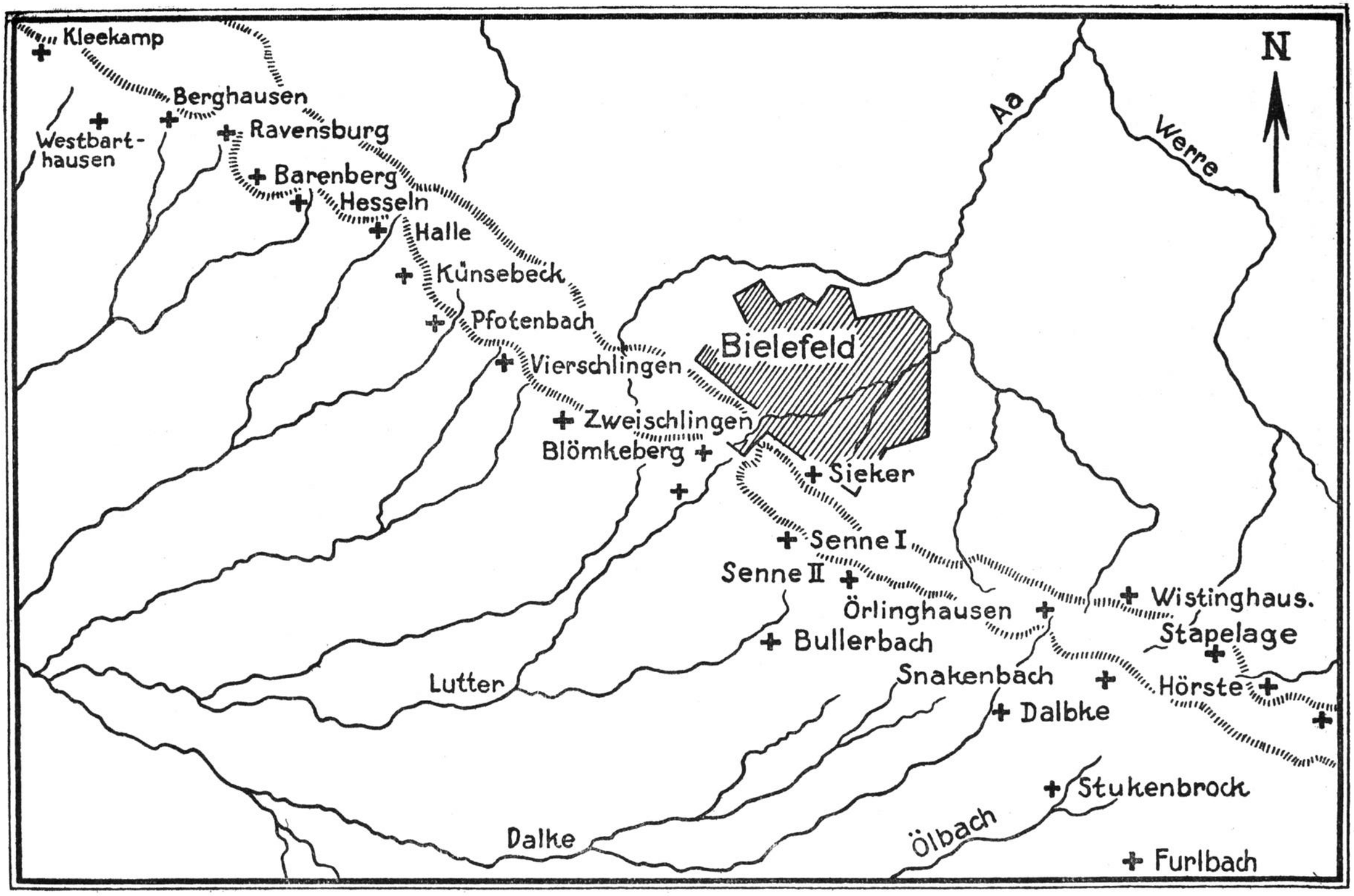


Abb. 2. Fundstellen des Spät-Tardenoisiens am Osning (nach Adrian).

wurde, lebten in der Umgebung Reh und Rothirsch, von denen sowohl Skelettreste als auch Geweihe gefunden sind. — Ich bin inzwischen verschiedentlich an der Fundstelle gewesen, und stets habe ich dann Gelegenheit genommen, den Silex-Schaber im Hause des Herrn Dr. Bauer zu betrachten; er erinnert mich an manche Stücke, die Piesker von Oldendorf bei Celle abgebildet und als epipalaeolithisch bezeichnet hat. Müller-Brauel, der den Schaber auch in der Hand gehabt hat, glaubt ihn in das Aurignacien stellen zu müssen, was ich entschieden bestreite.

Ich glaube, daß in der mittleren Steinzeit manche Gebiete schon stärker besiedelt waren, als man im allgemeinen angenommen hat. Nachdem das Interesse für diesen Abschnitt der Urgeschichte reger geworden ist, mehren sich die Fundstellen. Wir kennen Mesolithikum aus der Lüneburger Heide, aus der weiteren Umgebung von Osnabrück, aus dem Hümmling, dem östlichen Westfalen usw. Schon ausgangs der letzten Eiszeit verschwanden ihre bezeichnenden Tiere. Anscheinend hat sich das Ren länger gehalten. Das scheinen einige Funde am Dümmer, hier ist die stratigraphische Seite zwar unklar, aber die Begleitfauna spricht für einen alluvialen Charakter, und im Westfälischen anzudeuten. Wir kennen aus dem Norden sowohl eine Rasse, die die Tundra bevorzugt, und eine zweite, die hauptsächlich in dem sibirischen Waldgebiet lebt. (Das Ren wandert heute noch südwärts bis zur Barabá-Steppe [38]).) Der „Mann von Rothenfelde" wird kaum in der Nähe seiner Grabstätte, etwa auf dem daneben liegenden kleinen Berge, seinen Wohnsitz gehabt haben. Die Wohnstätte dürfte vielmehr westlich davon am Rande des Teutoburger Waldes gelegen haben. Die von Adrian (vergl. die Karte) [39]) hier zahlreich beobachteten mesolithischen Fundstellen scheinen mir dafür zu sprechen. Vielleicht ist der Jäger verunglückt und von seinen Jagdgenossen in den Tuffmergel gebettet worden. — Ich betonte es schon, daß die Verbreitung der mesolithischen Kultur am Nordhange des Teutoburger Waldes geradezu auffällig ist. Es ist bezeichnend, daß auch der Mensch der jüngeren Steinzeit die Höhen liebte. Zu Beginn der Bronzezeit beginnt ein vortastendes Ein-

---

[38]) A. v. Middendorf, Die Barabá. Acad. Impér. des Sc. de St Petersbourg. VII e sér., t. XIV, 9. — 1870.

[39]) Herrn W. Adrian in Bielefeld spreche ich meinen ergebensten Dank dafür aus, daß er mir die schönen Karten zur Verfügung stellte.

dringen in die Ebene, das in der Eisenzeit merklicher wird. Ich führe diesen gerade im Osnabrücker Lande zu beobachtenden Umstand auf die Unübersichtlichkeit und Unwegsamkeit unserer weiten Niederungen in jenen Zeiten zurück.

Seitdem der Mensch auftrat, wird er die Pflanzendecke beeinflußt haben. Er war bis in die mittlere Steinzeit hinein vorzugsweise Jäger und Sammler. Reste gewisser nitrophiler Pflanzen, die in interglacialen oder postglacialen Ablagerungen gefunden werden, entstammen entweder den interglacialen Salzgefilden oder könnten in manchen Fällen, wenn geologische Tatsachen nicht dagegen sprechen, von der Anwesenheit der Menschen zeugen.

Bei einer anderen Gelegenheit habe ich bereits auf das frühere Auftreten der Wassernuß in Nordwestdeutschland aufmerksam gemacht [36]). Sie ist nicht nur von Botanikern und Geologen als nacheiszeitlicher Gradmesser für die etwa von der Yoldia-Zeit bis zum Litorina-Maximum reichenden wärmezeitlichen Vorgänge benutzt worden, sondern auch von Urgeschichtlern. Ich vermag mich nicht von dem Gedanken loszureißen, daß diese alte Sammlerpflanze im Postglacial wieder durch den Menschen in Mitteleuropa eingeführt worden ist, und gebe zu, daß die geglückte Einbürgerung in gewissem Umfange auch als Beweis für eine postglaciale Wärmeperiode anzusehen ist. Ich gebe zu, daß in den langen Interglacialen mit z. T. wärmerem Klima als im Postglacial, die Art aus ihren südöstlichen und südwestlichen Refugien neue Vorstöße gemacht hat, aber die späteren Funde sind kaum ursprünglicher Herkunft. Aus meiner ostdeutschen Heimat weiß ich, daß dort, wo Steinkerne von Trapa festgestellt wurden, in der Nähe auch Reste urgeschichtlicher Kulturen vorhanden waren. Man trage beispielsweise in die prähistorische Karte von Lissauer alle Fundorte für Steinkerne der Trapa natans in Westpreußen genau ein, und man wird über die von mir angedeutete Analogie geradezu überrascht sein. Ich weiß, daß anscheinend in Schweden diese Beziehungen nicht nachgewiesen sind, und Malmström [40]) deshalb dem Menschen in der Verbreitung der Wassernuß nur eine sekundäre Rolle zuschreibt, aber gerade deshalb wird man der Trapa natans-Frage auch künftighin erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

---

[40]) C. Malmström, Trapa natans i Sverige. Svensk Botanisk Tidskrift. Bd. 14, p. 39—81. 1920.

Ich habe heute versucht, eine Übersicht eines weiten Gebietes und seiner Zusammenhänge zu geben, eines Gebietes, das noch viel Problematik birgt. Wenn wir aber bedenken, daß die Wissenschaft von der älteren und mittleren Steinzeit noch keine 100 Jahre alt ist, und in Betracht ziehen, was sie bereits erreicht hat, wenn wir hoffen können, daß in Zukunft vielerorts gewissenhafte Beobachter, die an geduldiger Kleinarbeit Freude finden, am Werke sein werden, wenn eine enge Zusammenarbeit zwischen den in Frage kommenden Wissenschaften erzielt wird, dann dürften wir auch fürderhin auf unserm Wege ein gut Stück vorwärts kommen. In diesem Sinne ein „Glückauf“ der deutschen urgeschichtlichen Forschung.

Über den Inhalt von Urnen niedersächsischen Ursprungs.

Von

Prof. Dr. Grüß - Berlin-Rahnsdorf.

Mit 1 Tafel.

Ein höchst merkwürdiger, interessanter und in seiner Zusammensetzung wohl einzigartiger Fund wurde vor kurzem von Herrn Rektor Reinstorf - Wilhelmsburg gemacht. Es handelt sich um eine Urne mit Deckelschale, die Leichenbrand enthielt, also Sand mit Knochensplittern. Das wäre nun an und für sich nichts außergewöhnliches, wenn sich in den oberen Schichten nicht eine schwarze, teigartige Masse befunden hätte.

Diese wurde mir von Herrn Direktor Wegewitz, dem Leiter des Helms-Museums-Harburg, zur Untersuchung eingesandt und außerdem die übrigen noch zu besprechenden Fundstücke von anderen Grabungsstellen.

Die genannte Urne war mit einer gut schließenden Deckelschale verschlossen, so daß sie das tropfbar flüssige Wasser wohl abhalten konnte. Sie stammt aus Bütlingen, Kr. Winsen, und gehört in die ältere Eisenzeit, ca. 800 bis 500 v. Chr. Die mikrochemische Untersuchung hatte folgendes Ergebnis:

Die Masse besteht zum größten Teil aus Fett, das mit einer sehr feinkörnigen Kohle umhüllt und durchsetzt ist. Es ist Haselnußfett, unverkennbar an den kleinen Gewebshautstücken der Samenschale mit ihren charakteristischen Gefäßen (kleinen Röhren, die ein scharf hervortretendes Spiralband enthalten), s. Tf. I, V. Diese braunen Häutchen [1]) sind dem Fett beigemengt und schlossen ehemals den Samenkern ein. Auch einige stark gebräunte Steinzellen von der holzigen Fruchtschale fanden sich noch, s. Tf. I, st. Die übrigen waren zu einem feinen Kohlenpulver zerfallen.

Der Brauch, Haselnüsse und andere Früchte dem Toten auf seinem Heimgang mitzugeben war allgemein verbreitet. So fanden sich z. B. in einem der alamannischen Totenbäume (das sind aus-

[1]) Diese sind sehr widerstandsfähig und vertragen z. B. eine Berührung mit einer 50 % Schwefelsäure.

gehöhlte Baumstämme, die als Särge benutzt wurden) 57 Haselnüsse neben Kirschkernen und anderen Fruchtresten. Die meisten waren fast ganz leer und enthielten die Pilze, die den Inhalt aufgezehrt hatten. Diese Funde wurden bei Sipplingen i. W. gemacht, wo ein ganzer alamannischer Friedhof aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. freigelegt worden war.

Das Fett der Bütlinger Urne macht 15,5 % der ganzen Masse aus. In Wasser zerfällt es in kleine Kügelchen, an welchen die Kohlenstäubchen anhaften und sie ganz umhüllen; andere fließen auseinander und verzweigen sich zu myelinartigen (Myelin = eine besondere Schleimart) Massen, s. M und K in der Abbildung, oder sie fließen zu feinen, runden Häutchen auseinander. In Kalilauge verseift dieses Fett verschieden leicht und sehr schwer oder auch gar nicht, d. h. es ist zum Teil verharzt und zum andern Teil etwas abgebaut (durch Pilze).

In der Fettmasse sind reichlich kleine Stückchen von Weizenbrot verteilt, denn die Stärkemehlkörnchen sind zum Teil gezont, verquollen oder bräunlich gefärbt. Durchsetzt ist es mit wilden Hefen und sehr kleinen Spaltpilzen. Unter jenen macht sich eine kugelförmige Torula, s. T der Abb., bemerkbar, die zahlreich einzeln, zu zweien oder dreien vereinigt auftritt; ferner eine ziemlich große (0,008 mm) Spalthefe (Schizosaccharomyces), s. Sph. Außerdem fanden sich vereinzelt einige Stücke von Fadenzellen, den Überresten von Schimmelpilzen, s. Sch.

Alle diese Pilze können von der Säuerung des Brotteiges herrühren. Nun kamen zerstreut in der Fettmasse kleine Bruchstücke der Wurzelfäden von Weizenkörnern vor, die also angekeimt waren, s. W. Daraus könnte man schließen, daß man dem Toten „Bierbrot" mitgegeben hat.

Das „Bierbrot" wurde in der Weise hergestellt, daß man Getreide keimen ließ, es zerstampfte und in einem Krug mit Wasser stehen ließ. Diese grobe Maische verwandelte sich in eine gärende Flüssigkeit, in Bier, wie man es in gleicher Weise noch heute auf dem Lande in Ägypten als Bouza herstellt. Es hat einen süßsäuerlichen Geschmack, enthält viel Alkohol (ca. 8—9 %) und setzt einen voluminösen dicken Bodensatz ab. Mir sind solche Bierbrote aus den Bauten der Pfahlbauer und noch älter aus den Bierkrügen des Pharao Zoser bekannt, welcher der III. Dynastie, 3500—3000 v. Chr. angehörte.

Die Säuerungspilze in der Bütlinger Urne wurden bald zum Absterben gebracht, denn diese befand sich dazu in genügend langer Zeit in Kiefernholzfeuer, wie sich dies aus kleinen Rauchstäubchen erkennen ließ. Durch diese Glut wurden auch die holzigen Haselnußschalen in Kohle umgewandelt.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß die Fettmasse an der Oberfläche kleine Knochsplitter, kn, enthält, die aus dem Leichenbrand herstammten. Dieser wurde auf der Brandstätte eingesammelt und in die Urne gegeben, die nach dem Eintragen der Beigaben mit dem Deckel verschlossen und dann kurze Zeit dem Feuersbrand ausgesetzt wurde. Danach wurde das Bestattungsgefäß eingegraben: es lag bei seiner Entdeckung 45—50 cm unter dem Erdboden.

Wie es das Resultat ergab, haben die Leute unbewußt eine höchst wirkungsvolle Konservierungsmethode angewandt: Durch das Erhitzen wurde die Urne mit ihrem Inhalt sterilisiert. Etwaige Fäulnisorganismen — und zwar nur sehr kleine Kokken —, welche die Erdschicht noch durchdringen konnten, wurden auf der Oberfläche des gebrannten Tones zurückgehalten, oder falls sie doch noch hindurchgingen, so blieben sie außen an der Kohleschicht haften. Auf diese eigenartige Weise wurden Fett und Brot durch 2 bis 3 Jahrtausende erhalten und zwar mit welchen einfachen Mitteln! — wohingegen die Ägypter komplizierte Einbalsamierungsmethoden befolgten.

Ob überhaupt und inwieweit die Kohle für das Fett ein Konservierungsmittel ist, ließ sich durch einen Versuch ermitteln: In zwei gleich große Waageglässchen wurden je 2 g ungesalzene Butter gegeben und die Schmelzmasse des einen mit einer ca. 8 mm hohen Kohlenstaubschicht überdeckt. Nach abermaligem Anschmelzen der beiden Fettmassen standen die Gläschen mehrere Tage offen an feuchter Luft. Danach wurden sie luftdicht verschlossen und mehrere Monate sich selbst überlassen. Die Untersuchung ergab ein überraschendes Resultat: Die Butter ohne die Kohleschutzdecke gab einen übelriechenden, ranzigen Geruch aus, und ihre Oberfläche war mit Pilzen aller Art überladen. Unter diesen befanden sich: Kokken und Bazillen (B. butyricus), eine Torulahefe und von Schimmelpilzen der Eischimmel (Oidium lactis), eine Art Tintenschimmel (Dematium spec.) und ein gesundheitsschädlicher Kolbenschimmel (Aspergillus spec.). Die Butter mit der Kohleschicht hat sich unbeschädigt erhalten.

Für die Wissenschaft gestaltete sich das Untersuchungsergebnis noch weit wertvoller. Die Bütlinger Fettmasse enthielt kleine Gewebsstücke der Fruchtschale und der Spelzen des Emmerkornweizens (das sind die Deckblätter der Frucht). Ein solcher Spelzenteil mit 3 Zellen ist bei Sp abgebildet.

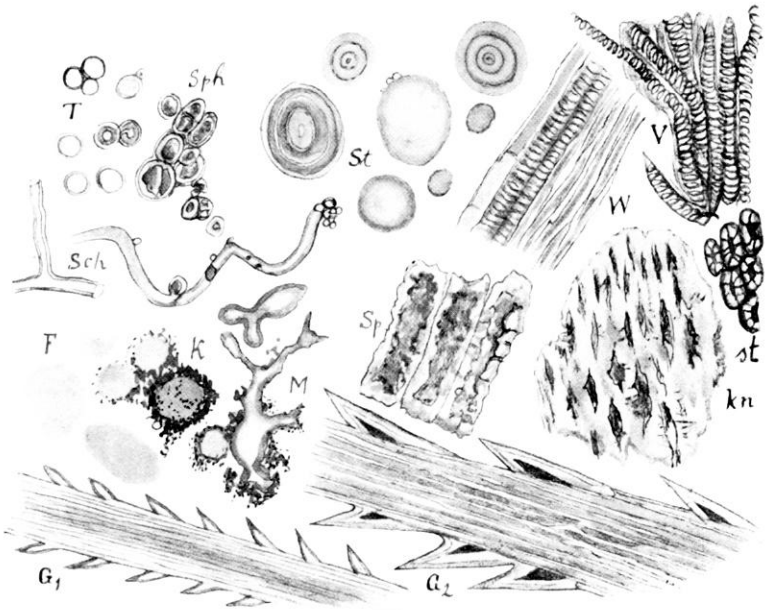
Eine Art Emmerweizen wird jetzt noch hin und wieder in Süddeutschland und der Schweiz angebaut. Diese Art (T. dicoccum) unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Weizen dadurch, daß das Ährchen nur zwei Körner hervorbringt, dasjenige des anderen mehrere. Von den neuzeitlichen Emmerkornrassen, die aber nicht angebaut werden, sind mir deren 12 durch Aufzucht und Kreuzung entstandene bekannt.

Von großer Wichtigkeit war es, daß ich in der Bütlinger Fettmasse ein paar Grannenstücke auffinden konnte, durch welche die Rasse eine gewisse Bestimmtheit erhielt, s. G_1. Die kleinen dünnen Stacheln mit zugeschärfter Spitze stehen streng paarweise einander gegenüber.

Nun habe ich zwar nicht in einer Fettmasse, sondern in einem dünnen Kohlenstreifen auf einem Gefäßscherben gleichfalls einige Bruchstücke entdeckt, die wesentlich anders gestaltig waren.

Dieser Fund wurde bei einer Ausgrabung durch das Hamburgische Museum im März 1930 zu Tage gefördert. Es handelte sich um einen Topf aus dem 3. bis 4. Jahrhundert, der an einer altsächsischen Siedlungsstätte bei Stomarn, Kr. Reinbeck, in einer Tiefe von 50 cm des kieshaltigen Bodens aufgefunden wurde. Hier machte sich eine Herdstelle bemerkbar nach dem Eindruck, den die Steinsetzung, der schwarze Brandboden und die Holzkohlenreste hervorbrachten. Der Topf enthielt Getreidekörner von Weizen, Roggen und Hirse mit Sand gemengt; außerdem noch Reste eines Eisengegenstandes, etwa von einem Ring und einer Nadel, und schließlich noch einige kleine Knochensplitter, also ein Kennzeichen für Leichenbrand. Die beigegebenen Getreidekörner waren vollständig verkohlt, und die Grannenteilchen fanden sich unter der Kohleschicht an der Innenseite der zerbrochenen Topfwandung. Eins der Grannenstücke ist bei G_2 abgebildet, und wie man sieht, ist es sehr verschieden von dem des Bütlinger Fundes: Die Stacheln sind größer und dickwandig, sie stehen ganz unregelmäßig und sind nicht paarweise einander gegenüber gestellt. Es liegt also un-

Tafel I.



Mikroskopisches Bild der Lebensmittelreste aus dem Funde von Bütlingen.

zweifelhaft eine andere Rasse vor. Übrigens wurden auch Spelzenteile gefunden, die durch ihre Verschiedenheit dies bestätigten.

Daraus läßt sich mit aller Sicherheit schließen, daß um diese Zeit eine andere Bevölkerung hier ansessig war, welche die vorige mit ihrer speziellen Emmerkornrasse aus ihren Wohnsitzen verdrängt hatte. Beide Getreiderassen sind fast spurlos verschwunden, denn wie vorher bemerkt, wird in Norddeutschland kein Emmerkorn mehr angebaut. Eine kleine Spur läßt sich vielleicht noch bis in die Neuzeit hinein verfolgen. Die altsächsische Rasse hat eine, wenn auch nur schwache Ähnlichkeit mit einer Emmerart, die ich aus dem Museum der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin erhalten konnte. Sie trägt die Aufschrift: „Weißer Emmer", Zucht aus Hohenheim, 1918 einmal in Potsdam angebaut.

Völker tauchen auf und verschwinden und mit ihnen verlieren sich die für sie eigentümlichen Getreidearten. Die Geschichte berichtet über die Abwanderung der Völker von ihrer heimatlichen Erde und setzt den Beginn ihres Ausklingens in das 3.—4. Jahrhundert n. Chr. Der Wechsel im Anbau der Emmerkornarten in der niedersächsischen Landschaft, der in diese Zeit fällt, bestätigt also voll und ganz die Angaben der Geschichtsforscher.

Eine andere Siedlungsstätte aus der älteren Eisenzeit, Stufe III, etwa 300—150 v. Chr. wurde von dem genannten Museum bei Immenbeck, Kr. Harburg, näher untersucht. Hier handelt es sich um einen Lesefund, indem der Pflug die Kulturschicht der Siedlung gestreift und eine größere Anzahl Scherben an die Oberfläche gebracht hat. Die Fundstelle ist lehmiger Sand, war vorher mit Heide bedeckt und bildete somit eine gute Schutzdecke.

Es wurden mir zwei Scherben aus rötlichbrauner Tonmasse zugestellt, die auf der Hohlseite einen dünnen Belag aus kleinfladenförmiger Kohle haben. Schon dies ist das Kennzeichen für Getreidemehlkohle, was sich auch bei mikroskopischer Untersuchung bestätigte.

Eine Kohleprobe wurde mit einem Gemisch von chlorsaurem Kali, Salpeter- und Salzsäure behandelt, wodurch Aufhellung erfolgte. Nun kamen schöne Netzwerke von Amylopektin zum Vorschein, die Überreste von Stärkekörnern.

Die Stärke von Getreide oder anderer Herkunft besteht aus zwei Substanzen, aus Amylopektin und Amylose, die durch Verkohlung ganz zerstört wird, während die andere nur ein wenig ver-

ändert zurückbleibt und durch die erwähnte Behandlung (Oxydation) freigelegt wird. Ein Stärkekorn wurde sogar durch Jod noch tiefblau gefärbt; es ist also durch die umhüllende Kohle vollkommen geschützt worden.

Einige Spelzenteilchen zeigten an, daß es sich um dieselbe Emmerkornrasse handelt wie die des Bütlinger Fundes.

Auf der Feldmark Marmstorf, Kr. Harburg, unternahm das Helms-Museum eine planmäßige Grabung, die ungeahnten Erfolg hatte und über 8000 Fundstücke einbrachte. Dies waren hauptsächlich Scherben zertrümmerter Töpfe und Feuersteingeräte, die in der jüngeren Steinzeit in Gebrauch waren, als wie Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen, Kratzer, Rundschaber und querschneidige Spitzen. Die Siedlung auf diesem Platze bestand in der Zeit von 2500 bis 2000 v. Chr. Im Osten schließt dieser Bezirk mit einem bronzezeitlichen Hügelgrab und einem Urnenfriedhof aus der älteren Eisenzeit ab. Die Scherben waren regellos über die ganze Grabungsfläche zerstreut. Von diesen wurden mir zwei mit kohligem Belag zur Untersuchung zugesandt, die — um Wiederholung zu vermeiden — das gleiche Ergebnis hatte wie vorher.

Dahingegen müssen wir über den folgenden Fund von Langenrehm, Kr. Harburg, schon eingehender berichten, denn dieser dürfte allgemeines Interesse erregen, da er unter höchst „gewichtigen" Umständen entdeckt wurde.

In der Feldmark Langenrehm liegt ein großes Grab aus der jüngeren Steinzeit 4000—2000 v. Chr., worüber der Untersucher, Herr Direktor Wegewitz [1]), folgendes berichtet:

„Es ist weithin sichtbar und heißt im Volksmunde „der hohe Stein". Leider ist es nur der Rest einer großen Steinkammer; denn vor etwa 100 Jahren hat man die gewaltigen Steine zerschlagen, um aus ihnen Legsteine für Häuser und Scheunen zu gewinnen. Wie aus einem Bericht aus dem Jahre 1841 zu entnehmen ist, war das Grab schon damals in dem Zustand, wie es heute ist. An der Nordwand standen noch sämtliche fünf Tragsteine. Dagegen waren die Tragsteine der Südwand und derjenige der Ostschmalseite entfernt. Von den vier Decksteinen war nur noch der größte vorhanden, welcher der Sprengung Widerstand geleistet hatte.

Um über das einstige Aussehen dieses Grabes ein Bild zu gewinnen, damit für das Helms-Museum in Harburg ein Modell

[1]) Im Hittfelder Kirchenblatt, 1931.

angefertigt werden kann, wurde in der Zeit vom 2. bis 18. September vom Helms-Museum eine Ausgrabung unternommen. Dabei wurde festgestellt, daß die eigentliche Grabkammer, welche in Richtung NW—SO lag, 6 Meter Länge hatte. Die gewaltigen Träger, welche mit ihrer platten Seite nach innen standen, umschlossen einen viereckigen Grabraum von 5 Meter Länge und 1,80 Meter Breite, die Höhe der Kammer betrug 1,20 Meter. Der Boden war mit Kopfsteinen sorgfältig gepflastert. Von oben war das Grab durch die gewaltigen Decksteine abgedeckt. Das Gewicht des jetzt noch vorhandenen Decksteins wird auf 80 Zentner geschätzt. Damit man nicht bei jeder Bestattung die gewaltigen Decksteine zu entfernen brauchte, hatte man in der Südwand eine Lücke gelassen, und davor wurden zwei Trägersteine mit einem Deckstein gesetzt, so daß ein kurzer Gang gebildet wurde, den man mit einem Stein verschließen konnte. So war das Grab gegen Beraubung gesichert. Da die Kammer in einem künstlich angeschütteten Hügel lag, und da man auch die Lücken zwischen den großen Steinen sorgfältig durch kleine Steine gedichtet hatte, so ruhten die Toten sicher in dem gewaltigen Steinhaus."

Nach Gestalt und Zusammensetzung ist es ein Ganggrab, das mit einem der „Sieben Steinhäuser" bei Fallingbostel viel Ähnlichkeit hat. Sie unterscheiden sich von den Hünengräbern wesentlich durch ihre Steinpackungen, Form der Grabkammer u. a., wodurch ein wirkungsvoller Eindruck hervorgerufen wird. In dem Ganggrab vom „Hohen Stein" wurden, trotzdem es mehrmals durchwühlt worden war, noch verschiedene schöne Beigaben aufgefunden, und zwar zwei schön gearbeitete Lanzenspitzen, ein scharf geschliffenes Beil, ein Messer und zwei querschneidige Pfeilspitzen. Die lehmig-sandige Bodenerde der Kammer war mit Gefäßscherben durchsetzt, von denen einige mit dem für die jüngere Steinzeit charakteristischen Tiefstich verziert waren.

Nach Meinung des Direktors Wegewitz wurde dieses Grab zwischen 3000—2500 v. Chr. erbaut, mehrmals ausgeräumt und zwischen 2000—1800 v. Chr. mit den Beigaben beschickt.

Mir lagen zwei Scherbenstücke zur Untersuchung vor, die sich schon durch die Färbung, hellrötlichbraun, von allen vorher beschriebenen unterschieden. Diese gleichen sehr denen, die durch das Frankfurter Museum in einer bandkeramischen steinzeitlichen Siedlung

unweit Herkheim im Ries bei Nördlingen durch Nachgrabung freigelegt wurden.

Die Kohleschicht des Fundes aus Langenrehm, die die beiden Scherben enthielt, war ziemlich kräftig aufgetragen und betrug 5,4 % der ganzen Masse. Nach dem Aussehen ist es eine Fladenkohle, die ein wenig infolge stärkerer Erhitzung an einzelnen Stellen verkokt wurde, ein Anzeichen, daß verkohltes Getreide vorliegt. Die mikroskopische Untersuchung, die nach der vorher beschriebenen Methode durchgeführt wurde, bestätigte dies vollauf. Die Kohle enthält reichlich vollständig karbonisierte (verkohlte) Stärkekörner und nach Oxydation nicht wenige Amylopektinskelette, von denen einige sich noch mit Jod bläuten. Da unter diesen hin und wieder wilde Hefe- und Torulazellen vorkamen, handelt es sich um Reste von gesäuertem Brot.

Das Getreide war wieder Emmerkornweizen. Gefunden wurde ein Stück der Samenschale, einige Gewebsstücke von Spelzen und außerdem noch ein Stück der Aleuronschicht aus 20—21 Zellen bestehend, die sich nebeneinander in einer Lage zusammenschließen.

Die Aleuronschicht, die Fett und Eiweißkörperchen (Aleuronkörner) enthält, umhüllt unmittelbar den Mehlkörper des Getreidekorns.

Nach diesen Merkmalen ist die Getreideart ganz sicher nicht dieselbe wie die des Bütlinger Fundes; vielmehr hat sie große Ähnlichkeit mit derjenigen, die in den Pfahlbauten zu Sipplingen und bei Greng am Neunburger See gefunden wurde. Der Zeit nach könnte dies wohl zutreffend sein.

Die nun folgenden Funde wurden bei Sprötze, Kr. Harburg, aus einem Urnenfriedhofe der älteren Eisenzeit, Stufe II, etwa um 500 v. Chr. zu Tage gefördert. Beim Umgraben des Geländes wurden zwei große Gefäße und 14 Urnen, die in großen Steinpackungen standen, freigelegt. Sie waren mit flachen Schalen zugedeckt und enthielten Beigaben, meistens Kropfnadeln aus Eisen und Speisereste, die auf den Leichenbrand gelegt wurden.

Nach der Oxydation wurden unter dem Mikroskop mehrere zierliche Netzwerke von Amylopektin erhalten, von denen einige sich mit Jod stark blau färbten; daher hatte die betreffende Urne über nicht sehr starkem Feuer gestanden. Nur wenige der aufgefundenen Spelzenteilchen deuten — wenn auch nicht ganz sicher — auf die Emmerkornrasse des Bütlinger Fundes hin.

Diese Kohle enthielt Knochensplitter vom Leichenbrand her, darunter einige von Röhrenknochen.

Die Hauptmasse, der Leichenbrand aus zwei der Urnen, den ich untersuchen konnte, besteht aus Quarzsand mit wenig Feldspat, vermengt mit phosphorsaurem Kalk, der von zerfallenen Knochensplittern herrührte.

Nach Zugabe der Beigaben standen die Urnen in einem Feuer aus Kiefernholz gemäß den Rauchteilchen, die Splitter von Tracheiden (= Röhrenzellen) erkennen ließen.

Aus der letzten Periode der älteren Eisenzeit (dem ersten Jahrhundert v. Chr.) entstammte eine eiserne Lanzenspitze, die als Einzelfund bei Harsefeld, Kr. Stade, ihrem Stilleben entrissen wurde. Sie mochte vielleicht im Kampfe vom Schaftende abgebrochen sein, das aber bis auf kleine Reste (einige Milligramme) durch Bakterienfäule vollständig verschwunden war. Trotzdem konnte noch festgestellt werden, daß der Schaft aus Eschenholz bestand. Esche und Buche bilden für derartige Zwecke das geeignetste Material.

Als Schlußbericht erwähne ich noch die Funde von Harsefeld, Kr. Stade. Hier wurden mehrere Bronzekessel aus der frühen Kaiserzeit ausgegraben, in denen sich eine reiche Flora von Moosen, Flechten und Pilzen entwickelt hatte, wohl auf Kosten von beigegebenen Nahrungsmitteln, wie dies die hin und wieder in dem wirren Moosgeflecht vorkommenden Stärkemehlkörnchen beweisen. Die Moose sind mehrere Arten Waldmoos (Hypnum), nicht näher bestimmbar, da die Kapseln (Sporangien) fehlen, und dies gilt auch von den Flechten. In dem Pilzfädengewirr ließen sich zwei erkennen: der erdliebende Rußsporling (Cenococcum geophilum), ein kleiner Pilz, der hirsekornförmig, kugelig, kohlig-schwarz und geruchlos ist. Außerdem machten sich die 1 mm großen Dauerfrüchte (Sklerotien) des weißlichen Kolbenschimmels (Aspergillus albicans), der sonst selten vorkommt, neben einigen seiner Sporangien bemerkbar.

So erzählen uns alle diese Funde wie ein episches Gedicht Geschichten aus längst vergangenen Tagen, sie berichten von Kämpfen und Bestattungen der Helden gleich denen, die uns Homer in seiner Ilias schildert, und ferner wie unsere Vorfahren ohne

technische Hülfsmittel so gewaltige Grabdenkmäler aufführten, daß sie die Jahrtausende überstanden haben.

„Wer kennt die Völker, nennt die Namen der Völker", die einst hier unsere heimatliche Erde bewohnten, wo sie die gewohnten Getreidearten anbauten und mit primitiven Werkzeugen ausnutzten? Unbekannt! — denn Urania hat nichts von ihnen mit ihrem Griffel aufgezeichnet. Nur Spuren ihres Daseins sind zurückgeblieben. Wie aber der Mathematiker aus den Spuren die Fläche mit ihren Eigenschaften zu konstruieren weiß, so haben auch wir versucht, aus geringfügigen Überresten, gewissermaßen Schriftzeichen, die Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten unbekannter ephemerer Urvölker des niedersächsischen Landes herauszulesen: Doch wieviele dieser alten Schriftzeichen mögen noch ein abgesondertes Stilleben unter dem Erdboden führen, wo jetzt der Pflug darüber hinweggleitet. Da paßt denn wohl des Dichters Wort:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Figurenerklärung.

Aus dem Funde von Bütlingen.

T = Torulazellen, eine Art wilder Hefe.
Sph = Spalthefe (Schizosaccharomyces spec.).
St = Stärkekörner des Emmerkornweizens.
W = Stück einer Getreidewurzel.
V = Gefäßzellen der Samenschale von der Haselnuß.
st = Steinzellen der Fruchtschale von der Haselnuß.
Sch = Schimmelpilzfäden.
F = Auseinandergeflossene Fettkügelchen.
M = Myelinartige Fettkügelchen.
K = Fettkügelchen mit Kohlenstäubchen.
Sp = Zellen der Spelze von Emmerkornweizen.
kn = Knochenstück aus dem Leichenbrand.
G_1 = Stück einer Granne des Emmerkornweizens aus dem Bütlinger Fund.
G_2 = Stück einer Granne des Emmerkornweizens aus dem Funde bei Stomarn.

T, Sph, Sch, St, kn = 300-fach; die übrigen 90-fach vergrößert.

Drei bronzezeitliche Grabfunde in den Kreisen Stade und Bremervörde.

Von

Adolf Cassau, Stade.

Mit 7 Abbildungen im Text und 8 auf Tafel II—V.

1. Ein Baumsargfund in Beckdorf, Kr. Stade.

Die Fundstelle befindet sich auf dem Ostabhang des „Schneckenberges", der nordöstlich des Dorfes Beckdorf liegt und eine Höhe von 48 m über NN erreicht (Abb. 1). Im Norden und Osten wird er von einem Trockental umgrenzt, das im Süden mit einer von einem Moorbach durchflossenen Niederung in Verbindung steht. Auf dem Abhang des Schneckenberges nach dem Trockental sind wiederholt urgeschichtliche Funde gemacht worden. Auf dem Nordabhang (bei a Abb. 1) wurden im Jahre 1926 bei der Kultivierung von Heideland folgende Bronzegeräte entdeckt, die jedoch zeitlich nicht zusammen gehören können, obwohl sie annähernd an derselben Stelle gefunden sein sollen: ein Randbeil, eine Lanzenspitze, ein Lappenbeil, zwei sog. Schwurringe [1]) sowie ein kleines meißelförmiges Werkzeug. Am Nordostabhang ist sodann ein eisenzeitlicher Urnenfriedhof (Abb. 1 bei b) entdeckt worden, und bei c der Bronzeeimer von Apensen. In der Nähe von b lagen einige Hügelgräber, die bis auf eines bereits früher abgefahren sind. Der Rest dieses letzten Hügels ist im April 1931 untersucht und enthielt eine Baumsarg-Bestattung mit reichen Beigaben.

Die Anregung zu der Grabung verdanke ich Herrn Lehrer Prigge aus Beckdorf (jetzt Norderney), der mich auf die starke Gefährdung des bereits zum größten Teil abgefahrenen Hügels aufmerksam machte und mich bei der Untersuchung des Fundes tatkräftig unterstützte. Der Besitzer des Hügels ist Herr Landwirt H.

---

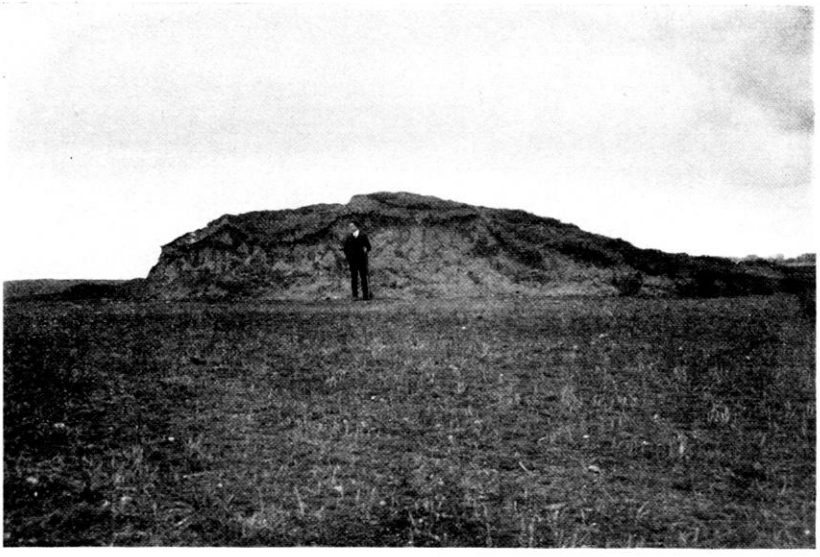
[1]) Sprockhoff, Niedersächsische Depotfunde der jüngeren Bronzezeit. S. 64 und Tafel 18 c.

Meincke, Beckdorf. Die Grabung führte ich gemeinsam mit cand. praehist. Karl Kersten, Stade, z. Zt. Kiel, aus. Der Hügel liegt inmitten einer sehr fruchtbaren Ackerfläche. Die nach und nach abgefahrene Hügelerde diente zur Einebnung benachbarter Mergelgruben. Taf. II a zeigt eine Aufnahme des Hügels vor der Grabung in der Ansicht von SO. An der Südseite war der Hügel, der bei der archäologischen Landesaufnahme die Bezeichnung Hügel 1 bekam, fast bis zur Mitte abgefahren. Außer zahlreichen Steinen (der Steinpackung) hatte man hier früher ein kleines Bronzebruchstück beobachtet, das nicht geborgen wurde, und zwar etwa bei c in Abb. 2. Im Norden war ein bis 7 m breiter Streifen des Hügels planiert. Das dann noch verbleibende hoch aufragende Mittelstück war an der Westseite stark angegraben, und ferner hatten vor etwa 20 Jahren zwei Goldsucher den Hügel in der Mitte bis zu zwei Meter Tiefe „untersucht", wie uns einer derselben bei der Grabung erzählte. Hätten sie bei der Raubgrabung noch etwa 20—30 cm tiefer gegraben, so wäre zweifellos diese wichtige Grabanlage vollständig zerstört worden. Bis auf eine sehr flache Mulde war das tiefe von der Raubgrabung herrührende Loch allmählich wieder bis oben gefüllt. Bei b auf Abb. 2 sind nach Angabe des Besitzers einige große aufrechtstehende Steine entfernt, deren Bedeutung unklar ist. Der Hügel hatte einen Durchmesser von etwa 24 m und war 2,60 m hoch.

Zu Beginn der Grabung wurde in dem eingeebneten Hügelabschnitt an der Südseite ein rechteckiger Einschnitt gemacht, um den Untergrund zu beobachten. Dieser bestand aus ungestörtem gelben lehmigen Sand, der nach unten zu etwas heller wurde. Ortstein wurde nicht angetroffen. Auch Spuren der alten humosen Erdoberfläche wurden nicht beobachtet. Vielleicht waren sie beim Einebnen mit zerstört.

Da die Anwendung der Quadranten-Methode wegen der starken Zerstörung des Grabes nicht möglich war, wurde durch den noch erhaltenen schmalen, aber hohen mittleren Hügelteil ein 5 m breiter Schnitt gelegt, der nicht ganz nach der Nordseite hindurchführte, damit ev. Erdverfärbungen auch in der senkrechten Hügelwand beobachtet werden konnten. Er wurde später auf 8,50 m verbreitert. Der Hügel war an der Oberfläche mit Heide und Gras bewachsen und bestand aus gelbem schwachlehmigen, ungeschichteten Sande. Bis zu einer Tiefe von etwa zwei Metern waren in der

Tafel II.



a. Beckdorf. Hügel 1 vor der Grabung. Ansicht von SO.

b. Beckdorf. Die Steinpackung mit dem (noch nicht freigelegten) Baumsarg.

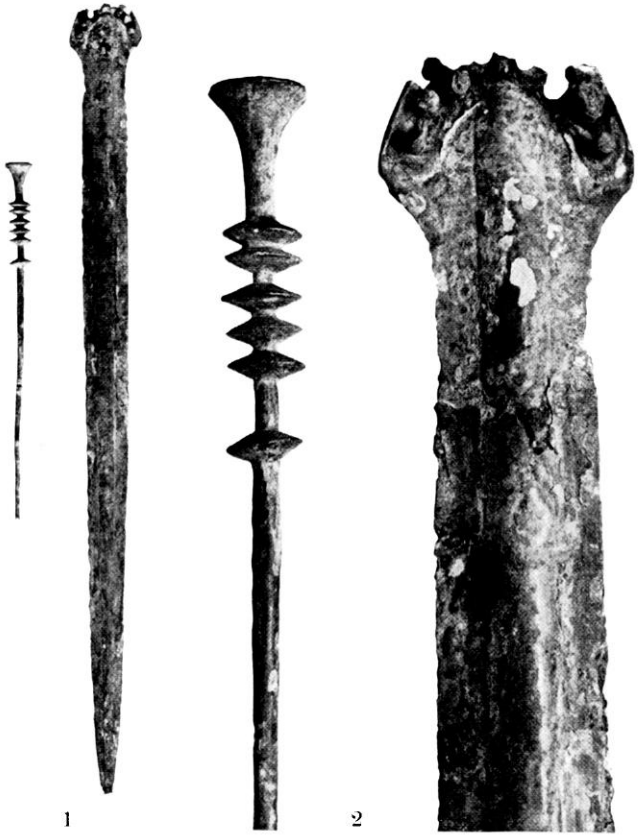
Tafel III.

a. Beckdorf, Kr. Stade. Hügel 1. 1/2 nat. Gr.

b. Himmelpforten, Kr. Stade. 1/2 nat. Gr.

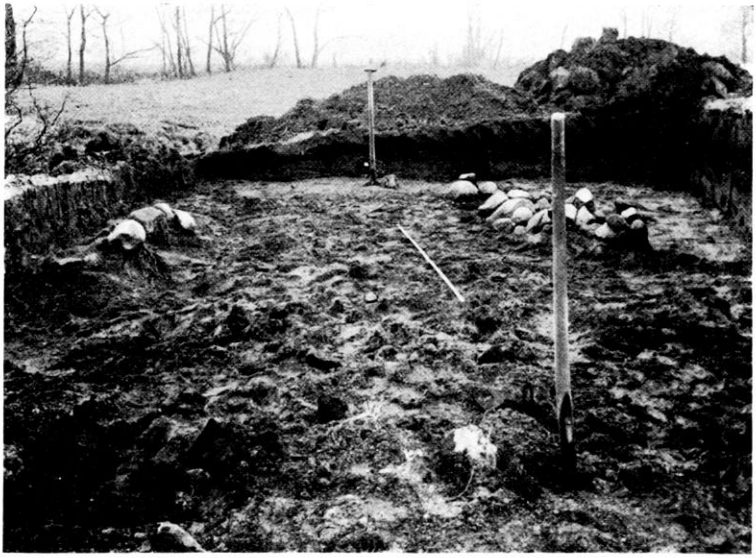
Tafel IV.

a. Beckdorf, Kr. Stade. Hügel 1. $^{3}/_{4}$ nat. Gr.

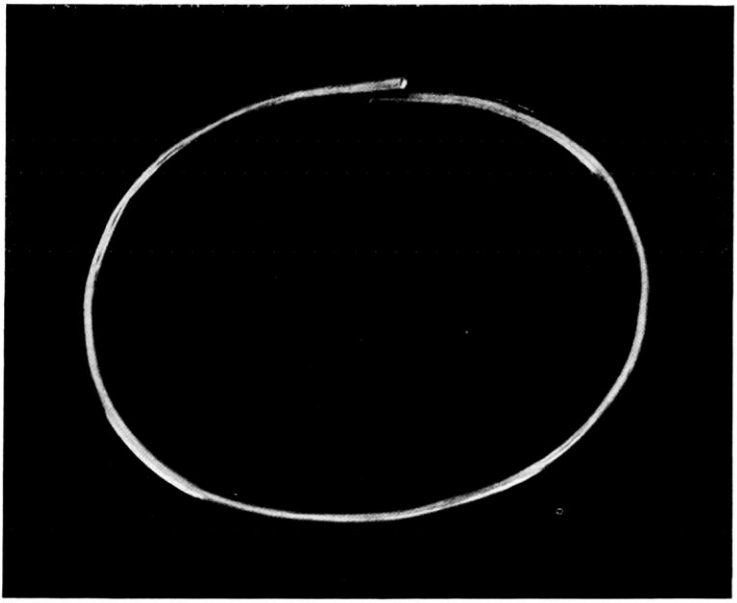


b. Farven, Kr. Bremervörde. 1 etwa $^{1}/_{6}$, 2 = $^{2}/_{3}$ nat. Gr.

Tafel V.



a. Himmelpforten, Kr. Stade. Die Reste der Steinpackung. Ansicht von NNW. Die Spaten bezeichnen annähernd die Enden des zerstörten Teiles. Im Profil die Moorschicht, darunter die alte Humusdecke.



b. Himmelpforten. Goldener Armreif. $^1/_1$ nat. Gr.

ehemaligen Hügelmitte zahlreiche Spuren von Heide-Bleichsand zu erkennen, und 0,75 m unter der Hügeloberfläche lag eine Brandschicht, deren kohlige Bestandteile nach ihrem Aussehen zweifellos sehr jung sein mußten. Beides erklärte sich ohne Schwierigkeit aus der oben erwähnten Raubgrabung. 2,30 m unter der Hügelkuppe wurden dann im losen Hügelsand die Scherben des Grabbeigefäßes

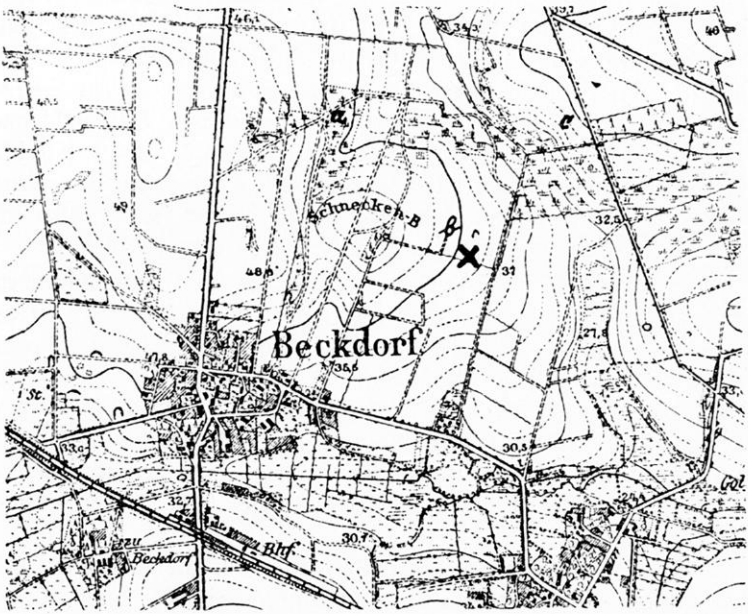


Abb. 1. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 1119. × = Fundstelle.

gefunden (Taf. III a), und unmittelbar daneben tauchte nun beim Weiterschaben ein dünner schwarzer Holzmoderstreifen auf, der nach seiner vollständigen Freilegung ein reichlich 2 m langes schmales Rechteck umschloß. Es konnte sich nur um einen verhältnismäßig gut erhaltenen Baumsarg handeln, was beim Fortgang der Untersuchung aufs deutlichste bestätigt wurde. (Leider mußte die Zahl der Grabungs-Abb. verringert werden.)

Auf der ganzen Grabungsfläche tauchten nun beim Tiefergehen zahlreiche Feldsteine auf, nach deren Freilegung sich folgendes Bild

ergab: Inmitten einer 8 m langen Steinpackung stand auf einem 25 cm hohen Sockel der eichene Baumsarg, an beiden Längsseiten durch untergeschobene Steine vor dem Umkippen geschützt (Abb. 2 und Taf. II b). Die große Steinpackung war an ihrer Südseite bereits abgefahren. Ihr nördlichster Teil liegt noch jetzt, da die Fundstelle mit der Steinpackung und dem Sockel des Baumsarges dankenswerterweise vom Besitzer freiwillig bis auf weiteres geschützt und erhalten wird, unter einem etwa 3 m breiten hohen Hügelteil, der bei der Grabung zur teilweisen Umrahmung der Fundstelle und zur Veranschaulichung des stattlichen Hügels stehen blieb. Aus diesen beiden Gründen steht die genaue Form der großen Steinpackung nicht fest, jedoch muß nach dem freigelegten Teil wohl angenommen werden, daß sie rund oder oval war. Sollte sich die Grabstätte nicht dauernd erhalten lassen, wird der stehen gebliebene Hügelteil später untersucht werden. (In diesem Falle werde ich in einem kleinen Nachtrag zu dieser Arbeit darüber berichten.)

Die Steinpackung besteht vorwiegend aus faust- bis kopfgroßen Steinen, jedoch sind auch zahlreiche Felsen von 0,30 bis 0,70 m Länge dazwischen. Nur an der Ost- und an der Westseite liegen die Steine stellenweise zwei- bezw. dreischichtig. Eigenartig sind die vielen Lücken, die bis zu 2 m lang sind. Obwohl unter der Hügelsohle die alte Erdoberfläche nicht festgestellt wurde, darf wohl als sicher angenommen werden, daß auf ihr die Steinpackung errichtet worden ist, die etwa 5—10 cm tiefer liegt als die jetzige Ackeroberfläche.

Wo der Baumsarg stehen sollte, hatte man zuvor eine nur 20 bis 25 cm hohe flache Sandanschüttung errichtet, deren Oberfläche mit meist platten Steinen bedeckt wurde. Den Abschluß des Pflasters an den beiden Schmalenden bildeten große Felsen und zwar an dem WSW-Ende (Kopfende) zwei und an dem OSO-Ende einer (Abb. 2). Der Baumsargsockel war einschließlich dieser großen Endsteine 2,50 m lang und ursprünglich wohl 1,0 m breit. Nachdem der Baumsarg hinaufgestellt war, wurden unter seine beiden Längsseiten große rundliche Felsen geschoben, an der südlichen Seite sechs, an der anderen vier, so daß er nicht umkippen konnte. Südlich des Baumsarges lagen zwischen der Steinpackung einige Holzkohlestückchen.

Nachdem das Beigefäß, das wohl die letzte Wegzehrung enthielt, links neben das Kopfende des Baumsarges oder in dessen

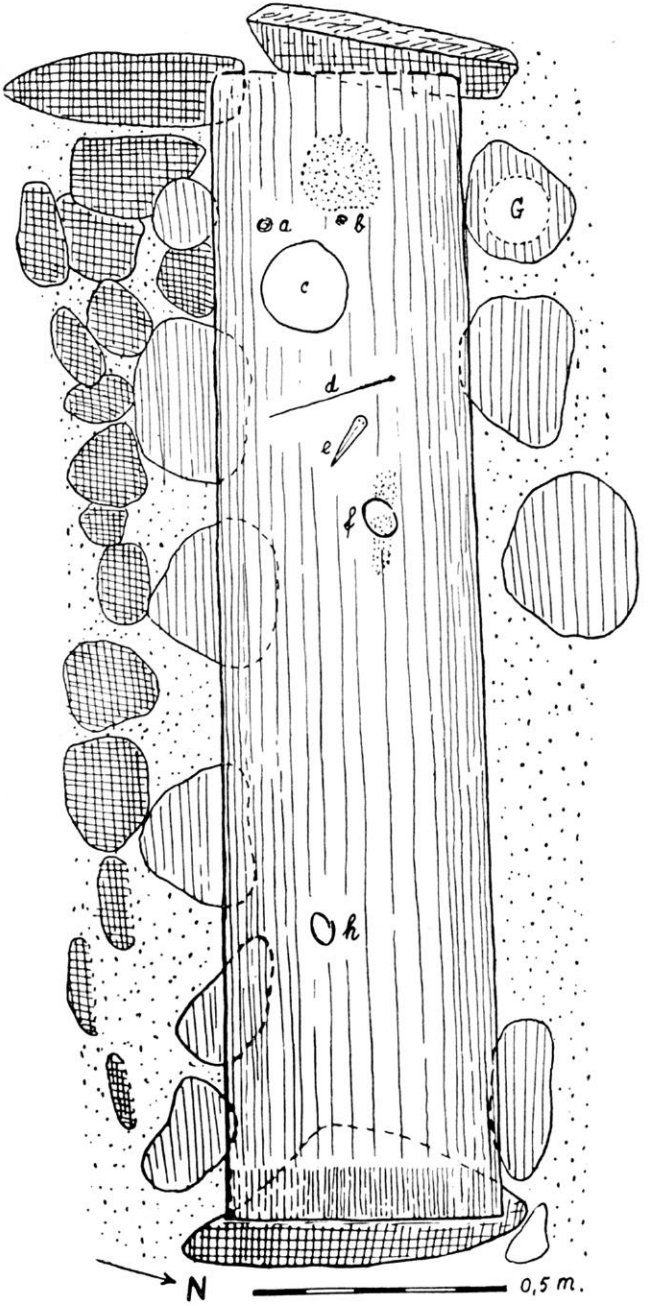


Abb. 2. Beckdorf, Baumsargfund; dunkel schraffiert = tiefer liegende Steine.

unmittelbarste Nähe, gestellt war, wurde der Erdhügel errichtet. Im Hügelsande wurden zahlreiche Feuersteinabschläge, teils mit Bearbeitung, gefunden. Vielleicht stammt also die Erde von einem Schlagplatz. Da jedoch besonders viele kleine Abschläge zwischen den Steinen der Packung lagen, u. a. eine angefangene Pfeilspitze (Taf. IV a), kann hierfür auch die rituelle Bedeutung des Feuersteins, die noch bis in die ältere Eisenzeit hinein zu beobachten ist[2]), die Ursache sein.

Der Baumsarg war in seiner Form gut erkennbar. Er war 2,20 m lang. Da auf dem westlichen Abschlußstein des Sockels noch Holzmoder-Verfärbung zu beobachten war, mag die ursprüngliche Länge 2,25 m betragen haben. Die Breite betrug am Fußende 0,55 m. Das stärker vergangene Kopfende wird ursprünglich etwa 0,50 m breit gewesen sein. Da der eichene Baumsarg nicht mehr aus festem Holz, sondern aus weichem Holzmoder bestand, war der ausgehöhlte Sargdeckel unter der Last der Hügelerde eingedrückt. Daß aber tatsächlich ein Holzdeckel vorhanden gewesen ist, wurde eindeutig dadurch bewiesen, daß über den Beigaben eine 4—5 cm dicke Holzmoderschicht lag. Fast vollständig war das 10 cm lange nicht ausgehöhlte östliche Ende der unteren Sarghälfte erhalten. Das entsprechende Stück am westlichen Ende war nicht mehr als solches zu erkennen. Nachdem die Moderschicht des Deckels sehr vorsichtig abgeschabt war, tauchten darunter die zahlreichen Bronzebeigaben auf, zuerst der Fußring mit übereinandergreifenden Enden (Abb. 2 h). Darauf folgten ein Armring, eine große Schmucknadel (Abb. 2 d), ein Halsring, zwei Schläfenringe (Abb. 2 a—c) und schließlich der Bronzedolch, der erst nach der Bergung der übrigen Beigaben in der Holzmoderschicht gefunden wurde (Abb. 2 e). Aus der Art der Beigaben, besonders aus dem Vorhandensein des Halsringes und der beiden Lockenspiralen, geht hervor, daß es sich um eine Frauenbestattung handelt. Von der Toten und ihrer Kleidung war nichts erhalten. Jedoch war in der Nähe des Halsringes eine etwa 2 mm dicke glatte graue Schicht erkennbar, die wahrscheinlich von der vergangenen Leiche herrührte. Dieselbe Verfärbung zeigte sich über der Hälfte des Bronzearmringes und an dessen beiden Seiten sowie in der Nähe der Nadel

---

[2]) Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte. S. 120 Mitte.

und des Dolches. Die Lage der Beigaben spricht eindeutig für folgenden Tatbestand:

Der Kopf der Toten war an der westlichen Seite des von WSW nach ONO gerichteten Baumsarges gebettet, so daß also das Gesicht annähernd nach Osten gewendet war. Die Tote war mit ihrer Kleidung und ihren Bronzeschmucksachen in den Eichensarg gelegt. Sie trug um den Hals den gedrehten Bronzering, links und rechts im Haar (oder an der Kopfhaube [3]) die zierlichen Schläfenringe, an der Brust eine von links durch die Kleidung gesteckte Nadel, am linken Unterarm einen Armring und am rechten Bein einen Fußring. Ferner wurde an der linken Seite in der Gürtelgegend ein Bronzedolch mit Resten der Lederscheide gefunden. Der Dolch kommt bekanntlich im nordischen Kulturkreise zuweilen auch in Frauengräbern vor.

Die Beigaben waren leider sämtlich schlecht erhalten. Sie waren nicht nur stark patiniert, so daß z. B. beim Halsring kein Metallkern mehr vorhanden ist, sondern auch an ihrer Oberfläche schon sehr bröckelig und krümelig, besonders der Fußring und die Nadel. Daher sahen wir uns gezwungen, die Bronzen mit Ausnahme des Halsringes mit Hilfe von Gips in ihrer Form zu erhalten und zu bergen. Sie wurden, nachdem sie in situ gezeichnet und photographiert waren, seitlich noch tiefer freigelegt und dann mit dünnem Gips bedeckt. Nach dessem Erhärten wurden die Bronzen einschließlich der darunter liegenden dünnen Moderschicht gehoben und in Watte verpackt. Auch der dünne Halsring war sehr brüchig. Jedes der vielen kleinen Bruchstücke wurde einzeln eingewickelt und mit lfd. Nummer versehen.

Unter dem Eindruck des Baumsargfundes mit den zahlreichen Beigaben ergab sich plötzlich die Möglichkeit, die Fundstelle bis auf weiteres zu erhalten, wofür dem Besitzer Herrn H. Meincke auch hier herzlich gedankt sei. Die Grabung wurde daher abgebrochen, und zwischen die gänzlich freigelegten Steine der stattlichen Packung wurde Hügelsand geworfen, um sie in ihrer Lage zu befestigen.

Bronzezeitliche Baumsargfunde sind nicht nur in Schleswig-Holstein und Dänemark, sondern auch in Niedersachsen mehrfach nachgewiesen, so z. B. von Krüger in Kolkhagen, Kr. Lüneburg [4])

---

[3]) Mitteilung Kersten.
[4]) Nachr. aus Niedersf. Urgesch. Nr. 5, 1931.

und von Sprockhoff in Harmhausen [5]), Kr. Sulingen, wo in dem Hügel B. „die deutlichen Reste eines Baumsarges sichtbar" wurden, der an seinen Längsseiten von je 2 Steinen gestützt war. Oft muß man die Tatsache einer Baumsargbestattung aus nur geringen Spuren von Holzmoder ableiten. Das wird besonders dann unbedenklich gestattet sein, wenn der Holzmoder in oder auf einer Steinpackung gefunden wird, die als Sockel oder als seitliche Stütze des Baumsarges in Frage kommt [6]).

Die Bedeutung des Beckdorfer Fundes dürfte darin bestehen, daß infolge eines seltenen glücklichen Umstandes (hoher Hügel aus schwachlehmigem Sande) noch fast der ganze Baumsarg zu erkennen war, der zudem neben dem Tongefäß sechs verschiedene Bronze-Beigaben enthielt.

Außer den Bestattungen in Baumsärgen kommen im Kreise Stade gleichzeitig auch Steinkammergräber in Erdhügeln vor [7]).

Die Beigaben des Beckdorfer Baumsargfundes:

1. Der gedrehte Halsring (Abb. 3 a; Mus. Stade 2751 a). Er ist 4 mm dick, wird nach den Enden zu dünner und hat einen äußeren Durchmesser von 16,5 cm; vollständig, aber schlecht erhalten. Farbe: hell-graubraun, an wenigen Stellen grünlich. Ein Metallkern ist anscheinend nicht mehr vorhanden; Hakenverschluß.

2. Die Schmucknadel mit profiliertem Hals (Abb. 3 b; Mus. Stade 2751 d). Länge etwa 25 cm. Schlecht erhalten, Form gesichert. Fast kugelförmiger Kopf, der noch jetzt im Gips (s. o.) deutlich zu erkennen ist; 21 umlaufende Rippen, darüber und darunter ein einfaches Winkelstrich-Ornament.

3. Der Armring (Abb. 3 c; Mus. Stade 2751 b). Ovale Form, die äußeren Durchmesser 6,9 und 6,2 cm; Dicke 0,6 cm, ovaler Querschnitt, aber innen flacher als außen. Die Enden sind anscheinend gerade abgeschnitten und ohne erkennbare Verdickung. Da die obere Schicht der Patina meist abgeblättert ist, sind von der ursprünglich reichen Verzierung nur einige schräge Strichbündel erhalten. Der Armring zeigt drei verschiedenfarbige Schichten Patina übereinander, im Innern blaugrüne, darüber hellgrüne und außen bräunliche.

---

[5]) Nachr. aus Niedersf. Urgesch. Nr. 1, 1927, S. 106.
[6]) Krüger, Nachr. aus Niedersf. Urgesch. Nr. 5, S. 14 u. 15.
[7]) Cassau, Ein Steinkammergrab in Hagenah, Kr. Stade. Stader Archiv 1932.

4. Der Fußring mit übereinandergreifenden Enden (Abb. 3 e; Mus. Stade 2751 c). Er befand sich bei der Auffindung in schräger Lage und ist daher durch den Erddruck an den beiden Schmalseiten geknickt. Durchmesser: etwa 8,2 cm und 7,2 cm; Dicke etwa 0,6 cm; Querschnitt kreisförmig. Auf dem am besten erhaltenen Ende sind parallele Querrillen zu erkennen. Im übrigen ist von der Verzierung nichts erhalten.

5. Der Bronzedolch mit halbkreisförmig abschließender Heftplatte und zwei Nieten (Abb. 3 d; Mus. Stade 2751 e). Länge 12,9 cm. Der Heftausschnitt hat annähernd die Form eines Halbkreises. Die Mittelrippe ist dachförmig. Von den beiden Nieten ist nur eine erhalten. Auf der Dolchklinge wurden bei der Grabung noch geringe Reste der Lederscheide beobachtet und geborgen. Von dem vergänglichen Griff (Holz ?) ist nichts erhalten.

6. Die beiden Lockenspiralen oder Schläfenringe (Abb. 3 f; Mus. Stade 2751 f und g). Sie bestehen aus sehr feinem, nur 1 mm starken Bronzedraht von rundem Querschnitt. Bei der linken Spirale konnten reichlich vier Windungen festgestellt werden, deren Abstand nicht zu erkennen war, weil die Spiralen gänzlich zusammengedrückt waren. Die Enden waren höchstwahrscheinlich nicht umgebogen, wie aus einem 1,2 cm langen Endbruchstück geschlossen werden muß.

7. Das Tongefäß mit vier Henkeln (Abb. 3 g und Tafel III a). Höhe 13 cm, Durchmesser, oben 10,5 cm, beim Umbruch 15,4 cm, an der Standfläche 8,2 cm. Das Gefäß ist zusammengesetzt und ergänzt. Die Form einschließlich der Vierzahl der Henkel ist gesichert. Die Gefäßwand zieht über der Standfläche leicht und an der Schulter stark ein, um dann in leicht einwärts geschwungener Linie bis zum Rande zu verlaufen. Die Schulter und der schräg nach innen gerichtete Hals sind getrennt durch eine umlaufende Reihe runder Eintiefungen, die mit einem zylinderförmigen Stäbchen 1—2 mm tief in den weichen Ton eingestochen sind. Der Oberteil des Gefäßes sieht gelblichgrau, stellenweise dunkelgrau aus, während der Unterteil meist fast schwarz aussieht. Die schwarzen Stellen sind wahrscheinlich durch „Schmauchen" verursacht.

Hinsichtlich der Verbreitung der Beckdorfer Beigabenformen sei kurz folgendes erwähnt: Mit Ausnahme der Bronzenadel gehören alle Beigabentypen dem nordischen Kulturkreis an. Ein gedrehter

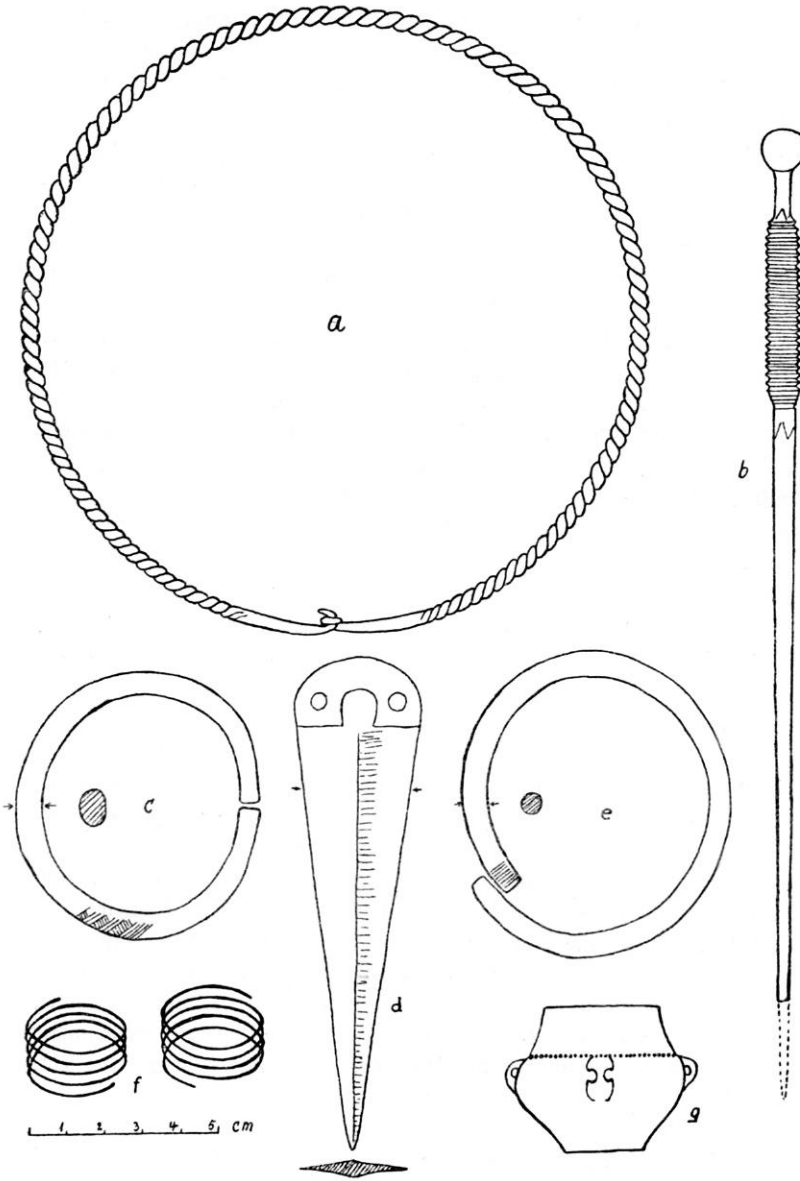


Abb. 3. Beigaben des Baumsargfundes von Beckdorf.
a—f 1/2, g 1/8 n. Gr.

Bronzehalsring (mit aufgerollten Enden) ist in dem Frauengrab des Borum Eshoj, Amt Aarhus, Jütland, zusammen mit einer Urfibel (Periode II b)[8]) gefunden[9]). Nach Beltz[10]) gehören die zahlreichen in Mecklenburg-Schwerin gefundenen gedrehten Halsringe mit Hakenverschluß alle, soweit bestimmbar, in die Stufe Montelius III., desgleichen in Schleswig-Holstein[11]).

Einen „Bronzering mit übereinander greifenden gerade abgeschnittenen Enden" fand Jacob-Friesen im Steinkammergrab Nr. 1 in Hammah, Kr. Stade, und datiert ihn in die III. Periode Montelius[12]). In Kolkhagen, Kr. Lüneburg, sind zwei Ringe dieser Art gefunden[13]). In Beckdorf kommt diese Form nun als Fußring vor. Beltz führt sie für Mecklenburg-Schwerin nicht auf. In Schleswig-Holstein ist sie für Periode II nachgewiesen[14]).

Kleine Spiralringe von ähnlicher Größe und Stärke wie die Beckdorfer kommen häufig vor. Oft sind sie aus einfachem oder doppeltem Golddraht hergestellt. Außer in Schleswig-Holstein, Skandinavien[14]) und in Mecklenburg-Schwerin[15]) sind sie u. a. auch in Kolkhagen[16]) gefunden.

Bei dem Bronzedolch von Beckdorf ist das halbkreisförmige Klingenende das Wesentliche. Von dieser Form führt Beltz[17]) 6 Grabfunde und 3 Einzelfunde auf, während sie bei Splieth fehlt. Jedoch kommt sie auch in Schleswig-Holstein vor, desgleichen in Dänemark[14]).

Die Beckdorfer Bronzenadel mit profiliertem Hals ist eine süddeutsche Form. Ihre Verbreitung zeigt Sprockhoff in „Hügelgräber bei Vorwohlde im Kreise Sulingen"[18]). Im nordischen Kulturkreis kommt sie nur sehr selten vor. Daher hält Sprockhoff sie für Importstücke. (Vgl. die in diesem Heft veröffentlichte Nadel von Farven, Kr. Bremervörde.) Eigenartigerweise hat jedoch die Beckdorfer Nadel keinen Petschaftkopf wie die meisten Nadeln mit ge-

---

8) Mitteilung Kersten.
9) Boye, Fund of Egekister.
10) Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer . . . . S. 184.
11) Mitteilung Kersten.
12) Praehist. Zeitschr. XV. 1924. S. 31.
13) Nachr. aus Niedersachs. Urgesch. 1931. Abb. 5, 5 u. Taf. 6, 5.
14) Mitteilung Kersten.
15) Beltz, a. a. O. S. 188.
16) Nachr. aus Niedersachsens Urgesch. 1931. S. 7.
17) Beltz, a. a. O.
18) Praehist. Zeitschr. 1930. S. 215—219.

rieftem Hals, sondern einen fast genau kugeligen Kopf. Eine ähnliche Form, jedoch mit abgeflachtem Kopf, bildet Kraft (Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland) auf Tafel XXVI, Abb. 3 ab, wo zugleich die Entwicklungsreihe der Nadeln mit gerieftem Hals dargestellt ist. In Schleswig-Holstein kommt diese Nadelform mit kugelförmigem bezw. abgeflachtem Kopf in folgenden Funden vor[14]): 1. in Tarbek, Kr. Segeberg; durch Beifunde gut datiert in Periode II c Mont.; 2. in dem Depotfund der Periode II Mont. von Kappeln, Kr. Schleswig; 3. im Männergrab von Bargteheide, Kr. Storman.

Der bedeutendste Beifund des Beckdorfer Baumsarges dürfte das Tongefäß mit vier senkrecht stehenden Ösen sein, und zwar besonders wegen der bisherigen Dürftigkeit der altbronzezeitlichen Tonware[19]). Während Vierösenbecher mit wagerechten Ösen („und zuweilen mit gekerbter Schulterleiste") mehrfach vorgekommen[20]), war die Form mit senkrechten Henkeln bisher aus Hannover noch unbekannt[21]). Ein Gefäß dieser Art stammt aus Bornhöved, Kr. Segeberg[22]). Es gehört nach den Beifunden (Fibel, Rasiermesser mit Tierkopf) in die Periode III Mont.

In der Form viel näher steht dem Beckdorfer Gefäß jedoch der Zweiösenbecher von Bornhöved[23]), der durch eine Fibel mit gehämmerten Endspiralen des Bügels für die Periode III Mont. gesichert ist.

Der Beckdorfer Baumsargfund wird somit entweder dem Ende der Periode II oder bereits der Periode III Montelius angehören.

2. Ein Goldfund in Himmelpforten, Kr. Stade.

In dem zur Feldmark Himmelpforten gehörenden Ortsteil Löhe stieß der Landwirt Hinr. Kühlcke Ende November 1932 in seiner Kiesgrube, die er vor kurzem auf einer Weide angelegt hatte, auf eine große unterirdische Steinpackung. Da in der näheren Umgebung der Fundstelle keine Hügelgräber vorkommen, ahnte er

---

[19]) Sprockhoff, Praehist. Zeitschr. 1930. S. 227.
[20]) Derselbe, a. a. O. S. 228; Abb. 24 f, g.
[21]) Derselbe, a. a. O. S. 230.
[22]) Derselbe, Griffzungenschwerter. Taf. 8. — Splieth, Mitt. des Anthr. Ver. in Schleswig-Holstein 1894. Heft 7, S. 13.
[23]) Sprockhoff, Griffzungenschwerter . . . . Tafel 8, Abb. 3 u. 4.

angeblich nicht, daß er eine urgeschichtliche Grabanlage entdeckt hatte, und ließ leider die Steine abfahren. Es waren etwa 3 bis 4 cbm Feldsteine. Plötzlich wurde beim Einebnen der aus der Steinpackung stammenden Erde, also nicht an der ursprünglichen Fundstelle, ein goldglänzender Armring gefunden; später dann noch einige Tongefäßscherben. Die Nachsuche nach weiteren Funden blieb ergebnislos.

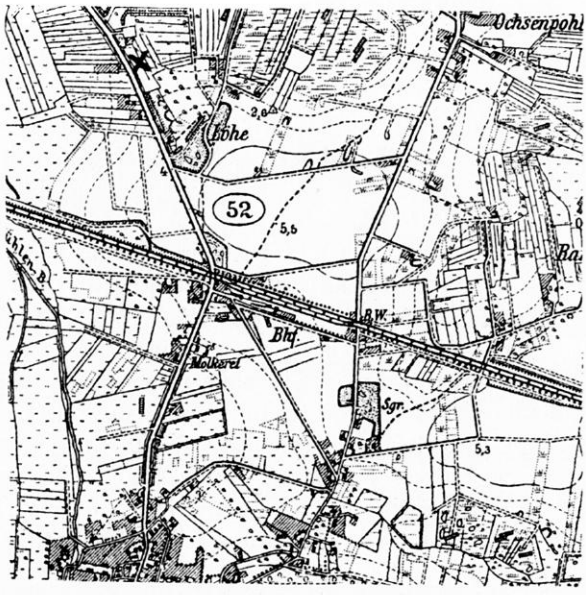


Abb. 4. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 929. × = Fundstelle.

Einige Tage danach erfuhr ich von dem Funde und begann sofort die Untersuchung der geringen Reste der Steinpackung. Die Fundstelle (Abb. 4) befindet sich in einem ebenen Gelände, das nur etwa 1 m über NN liegt und allmählich in das Ostetal übergeht. Eigenartigerweise befand sich über dem bronzezeitlichen Grab eine 12—15 cm dicke Moorschicht, die das ganze Grundstück und dessen Umgebung durchzieht (Tafel Va). Das Bodenprofil mit der rekonstruierten Grabpackung zeigt Abb. 5. Unter der Torfschicht war die alte humose Erdoberfläche deutlich erkennbar (Tafel Va).

Die aus den einzelnen Schichten entnommenen Bodenproben wurden von Herrn Dr. Overbeck am Botanischen Institut in Frankfurt a./M. pollenanalytisch untersucht, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ausspreche. Aus dem Ergebnis der Untersuchung sei kurz folgendes angeführt:

Die Torfschicht stellt einen Birken-Waldtorf dar, in dem sich viele Einschlüsse von Birkenrinde befinden. Sie ist wahrscheinlich in nachchristlicher Zeit, vielleicht erst im frühen Mittelalter entstanden. Der Anstieg des Grundwassers, der eine Vernässung des Bodens herbeiführte und dadurch die Waldtorfbildung ermöglichte, steht vielleicht im Zusammenhang mit der Frage der jüngsten Küstensenkung, die nach Schütte, (für die hiesige Gegend auch nach E. Schubert) etwa um 500 n. Chr. anfing sich auszuwirken.

Obgleich also die Moorschicht verhältnismäßig jung ist, dürfte als sicher gelten, daß an der Fundstelle kein Grabhügel vorhanden war, sondern daß es sich um ein Flachgrab handelt. Flachgräber aus der älteren und mittleren Bronzezeit sind sowohl in Schleswig-Holstein, als auch in Dänemark und Schweden festgestellt [24]).

Die zerstörte Grabpackung erstreckte sich von NW nach SO. Über ihre Form ließ sich nach den Angaben des Besitzers und Finders folgendes feststellen. Die anscheinend ovale (oder rechteckige ?) Packung war etwa 4,50 m lang. Ihre oberste Schicht bildeten vorwiegend kleine rohgeschlagene Felsplatten. Am Nordwestende lagen größere Felsblöcke. (Kopfende?) In der Mitte lagen die untersten Steine etwa 1,05 m tief, und zwar in einer Breite von etwa 2 m. Die Gesamtbreite der Grabpackung betrug, wie bei der Grabung festgestellt wurde, 3 m; jedoch lagen an den äußeren Längsseiten die noch in ursprünglicher Lage angetroffenen Steine (Abb. 5 und Tafel Va) nur 0,70—0,75 m tief, nämlich gerade auf der natürlichen Schotterschicht. (Steinsohle des Geschiebedecksandes.) In den noch vorhandenen Resten der Steinpackung wurden einige Stückchen Holzkohle gefunden, die in größeren Stücken auch im zerstörten Teil des Grabes beobachtet ist. Es ließ sich nicht mehr feststellen, ob etwa auch Holzmoder dazwischen war. Immerhin bleibt die Möglichkeit, daß die große Steinpackung ehemals eine Baumsargbestattung umgab, bestehen.

---

[24]) Mitteilung Kersten; Flachgräberfeld in Vestra Virestad, Schweden. Fornvännen VII S. 152.

Leichenbrand ist an keiner Stelle beobachtet worden, obwohl bei der Untersuchung des Grabes und der aus diesem stammenden Erde darauf besonders geachtet wurde.

Die Funde: 1. Der goldene Armreif. Mus. Stade 3023 a; Tafel Vb. Er ist unbeschädigt und aus 3 mm dickem ungedrehten Golddraht von kreisrundem Querschnitt hergestellt. Die beiden Enden greifen 0,6 cm übereinander und weisen je eine geringe nicht meßbare scheibenförmige Verdickung auf, die wahrscheinlich nach dem Abschneiden des Golddrahtes durch leichtes Klopfen

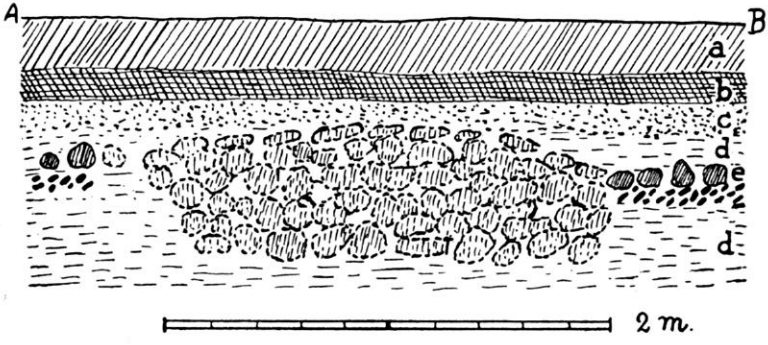


Abb. 5. Himmelpforten, Bodenprofil mit der rekonstruierten Steinpackung.

der Schnittflächen entstanden ist. Der ovale Ring, der einen recht hellen Farbton aufweist und unverziert ist, hat ein Gewicht von 29,05 Gramm. Die beiden äußeren Durchmesser betragen 8,2 cm und 6,3 cm.

Goldringe dieser Art kamen, soweit mir bekannt, in Hannover[25]), Schleswig-Holstein und Dänemark[26]) bisher nicht vor.

2. Das Beigefäß (Mus. Stade 3023 b; Tafel III b). Es sind nur einige Scherben des Gefäß-Oberteils gefunden, ebenso wie der Armreif nicht in ursprünglicher Lage. Da die Scherben, die eine graue, stellenweise eine gelblich-graue Farbe haben, zusammenpassen[27]), ist die Form des Oberteils gesichert. Das Gefäß hatte danach einen 7,5 cm hohen geraden, nicht abgesetzten Hals, der

[25]) Mitteilung Dr. Tackenberg, Prov.-Museum Hannover.
[26]) Mitteilung Kersten.
[27]) Im Prov.-Mus. Hannover zusammengesetzt.

eigenartigerweise zwar wenig, aber deutlich auslädt. Die Gesamthöhe betrug vielleicht etwa 20 cm. Das Gefäß hatte wahrscheinlich am Halsansatz zwei kleine kreisrunde Schnurösen, von denen eine erhalten ist. Anscheinend besaß das Beigefäß einen stark bauchigen Unterteil. Das muß auch aus der Form der wenigen vergleichbaren altbronzezeitlichen Grabbeigefäße aus Schleswig-Holstein und Dänemark geschlossen werden[26]), die freilich keinen ausladenden Hals haben. Ein Vergleichsstück aus Bornhöved, Kr. Segeberg[26]), hat einen 7 cm hohen geraden Hals und auf der Schulter zwei große Henkel, die Höhe beträgt etwa 22 cm; es gehört nach den Beifunden der Periode III Montelius an. Ein Gefäß aus Bovel, Dänemark, Amt Vejle[28]), hat bei einer Gesamthöhe von 18 cm einen 6 cm hohen einziehenden Hals und am Halsansatz zwei Schnurösen; es gehört der Periode II c an. (Baumsarg-Bestattung mit Leichenbrand.) Aus Hannover sind keine Parallelen zu dem Gefäß von Himmelpforten bekannt[25]).

Das Flachgrab von Himmelpforten gehört wahrscheinlich der Periode II Montelius an, jedoch erscheint Periode III nicht ausgeschlossen. Für Periode II sprechen die sehr einfache Form des Goldreifs mit den nur ganz schwachen stollenartigen Verdickungen[29]).

Da bronzezeitliche goldene Armringe bisher nur in Männergräbern gefunden sind, muß auch das Flachgrab von Himmelpforten als die letzte Ruhestätte eines Mannes angesehen werden.

Nachtrag zum Goldfund von Himmelpforten.
Ein vorwiegend steinzeitliches Flachgräberfeld in Himmelpforten.

Inzwischen sind, nur 5 bis 15 m von der Fundstelle des Goldringes entfernt, neue Funde gemacht, die von erheblicher Bedeutung sein dürften. Beim Einebnen der Sandgrube wurde dort, wohin früher die meiste Erde aus der Steinpackung geworfen wurde, ein geschliffenes dicknackiges Feuersteinbeil gefunden, das also vielleicht eine Beigabe desselben Männergrabes ist.

Bald darauf wurden beim weiteren Sandabfahren ein kleiner fast heiler Trichterrandbecher, an einer andern Stelle eine 3,7 cm lange Bernsteinperle, an der dritten zwei steinzeitliche Tongefäße

---

[28]) Mus. Kopenhagen. Kat. Nr. (einschl. Beifunde) B 8405/15.
[29]) Mitteilung Dr. Tackenberg.

(in Scherben; anscheinend Trichterrandbecher von etwas geschweifter Form) nebst einem geschliffenen dicknackigen Feuersteinbeil und an der vierten ein kleiner steinzeitlicher Schulternapf geborgen. Die beiden letztgenannten Stellen konnte ich infolge rechtzeitiger Fundmeldung am 12.—13. Juli 1933 untersuchen. Bei dieser Grabung wurde eindeutig festgestellt, daß die Funde seltsamerweise aus reichlich 2 m langen Körperbestattungen ohne Hügel stammen. Die Gräber lagen nicht nur unter der oben erwähnten Torfschicht, sondern noch etwa 0,50 m unter der gleichfalls erwähnten Steinsohle des Geschiebedecksandes, die über den Gräbern fehlte. Die Bestattungen waren teils mit, meist jedoch ohne Steinpackung angelegt. Bei dem gut erhaltenen Grab mit dem Schulternapf kommt nach der Form der starken Verfärbung nur eine Baumsargbestattung in Betracht. Sämtliche vier Tongefäße haben Rillenverzierung; Tiefstich kommt nicht vor.

Vielleicht wird der überaus schlichte unverzierte goldene Armring nebst dem zugehörigen Beigefäß, das fast denselben hohen geraden, ausladenden Hals und den gleichen Farbton wie der Trichterrandbecher aufweist, älter sein als die oben angenommene Periode II Montelius.

Auf dem vorwiegend steinzeitlichen Flachgräberfeld von Himmelpforten dürften im Herbst 1933 noch mehr Bestattungen entdeckt werden. Es ist dafür gesorgt, daß jeder Fund sofort gemeldet wird.

3. Ein Flachgrabfund in Farven, Kr. Bremervörde.

Im Juni 1932 überbrachte der Anbauer Chr. Witten aus Farven dem Stader Heimatmuseum eine Bronzeschwert und eine große Bronzenadel. Beide Stücke hatte er im März 1929 beim Ausschachten seines Hauses inmitten einer Steinsetzung gefunden. Leider hat er den Fund nicht gemeldet. Die 20 m über NN liegende Fundstelle gehört zu dem Ortsteil Baaste (Abb. 6). Das betr. Flurstück heißt „Hanfberg". 400 m südöstlich der Fundstelle durchfließt die Bever eine breite moorige Niederung. Nach den sehr glaubwürdig erscheinenden Angaben des Finders, der seit langem für urgeschichtliche Funde interessiert ist, habe ich in dessen Gegenwart den annähernden Grundriß des Grabes skizziert (Abb. 7). Da der Finder nach der Entdeckung des großen platten Decksteines

zunächst die nur kleine Grabanlage gänzlich freigelegt hat, dürften die hier angegebenen Fundumstände der Wirklichkeit recht nahe kommen.

Die Steinumrandung des Grabes war etwa 1 m lang und 0,50 m breit. Sie lag in einer Tiefe von 1,0—1,20 m unter der Erdoberfläche und erstreckte sich von NO—SW. An der nordöst-

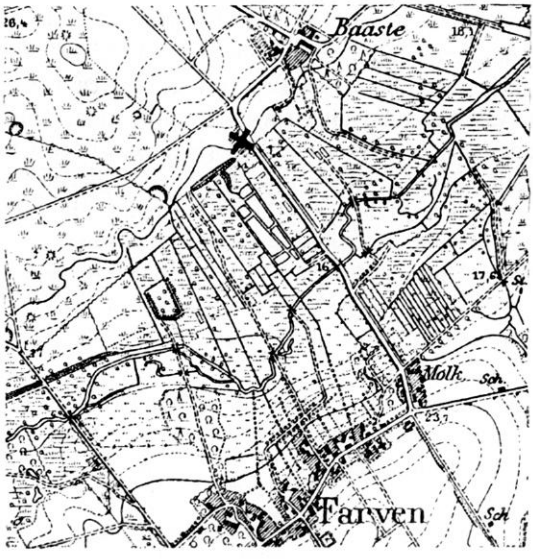


Abb. 6. Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 1117. × = Fundstelle.

lichen Schmalseite lag ein reichlich 40 cm langer Stein, die andern drei Seiten bestanden aus einer Reihe einschichtiger kopfgroßer Steine. Über dem Grab lag ein etwa 15 cm dicker flacher Deckstein, der nur drei Viertel der Anlage bedeckte. In der Mitte des Grabes lagen zahlreiche harte Knochenstückchen, also wohl sicher Leichenbrand. Die Beigaben sollen genau so gelegen haben wie Abb. 7 es zeigt. Obwohl der Tote verbrannt worden war, sind also anscheinend seine Beigaben absichtlich so gelagert wie bei einer Körperbestattung; denn die Nadel wird zum Zusammenhalten des Obergewandes vor der Brust gedient haben. (Offenbar hat man dann das durch einen großen Stein gebildete Schmalende im NO

als Kopfende angesehen.) Über der Schwertspitze, die nicht mehr vom Deckstein überdeckt wurde, war angeblich der Sand grünlich verfärbt, und zwar in einer 20—25 cm starken Schicht (?). Unter den Beigaben lagen keine Steine.

Ein Hügel war an der Fundstelle, die früher im Ackerlande lag, nicht vorhanden. Da ferner der Fund bei Ausschachtungsarbeiten entdeckt wurde, ist wohl an dem Flachgrabcharakter der An-

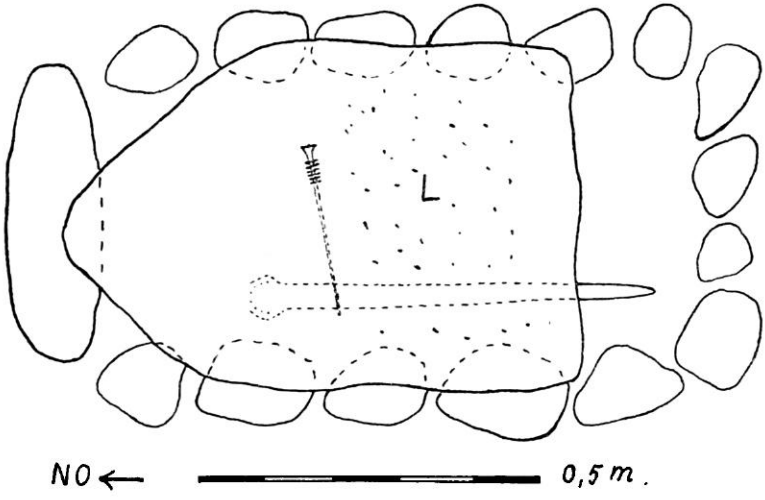


Abb. 7. Grundriß des Grabes von Farven (rekonstruiert); L = Leichenbrand.

lage nicht zu zweifeln. Die Grabform weist in die mittlere Bronzezeit, in der nach dem Übergang zur Leichenverbrennung die Gräber allmählich kleiner wurden, bis schließlich die Sitte der Urnenbestattungen aufkam.

In dieselbe Zeit deuten auch die beiden Beigaben. Das Bronzeschwert (Tafel IV b; Mus. Stade 2962 a) gehört zu den Griffzungenschwertern vom gewöhnlichen Typ [30]). Leider ist die Griffzunge nicht erhalten, ferner fehlen drei der insgesamt acht Nieten. Die vier mittelsten Nietlöcher sind ausgebrochen. Im übrigen ist das Schwert recht gut erhalten. Es hat noch eine Länge

[30]) Sprockhoff, Griffzungenschwerter.

von 57 cm. Die Klingenbreite beträgt oben 3,2 cm, in der Mitte 3,4 cm. Die flach nach außen gewölbte Mittelrippe ist 1,4 cm breit. Sie wird an beiden Seiten von je einer Längsrille begrenzt. Der breite Ausschnitt ist halbkreisförmig. Um die Nieten befinden sich zahlreiche Spuren des ehemaligen Holzgriffes. Die große Zahl der Nieten und der sanfte Absatz des Heftes gegen die Klinge datieren das Schwert in die Periode III Montelius.

Die Bronzenadel mit profiliertem Hals und Petschaftkopf (Tafel IV b; Mus. Stade 2962 b) ist 25,8 cm lang. Die Spitze fehlt; ursprünglich betrug die Länge etwa 27 cm. Die kreisrunde anscheinend unverzierte Kopfscheibe hat einen Durchmesser von 1,9 cm. In ihrer Mitte erhebt sich ein kleiner runder Buckel, der 0,4 cm breit und 0,1 cm hoch ist. Der Kopf geht allmählich in den Hals über, der durch sechs umlaufende kreisrunde, doppelkonische Scheiben verziert ist.

Ebenso wie die Nadel aus dem Baumsargfund von Beckdorf muß auch die von Farven als Import aus Süddeutschland angesprochen werden [31]). Solche Nadeln wie die von Farven bezeichnet Kraft [32]) im Gegensatz zu den älteren einfachen „zweckbedingten Formen" als „barocke Riesen" und ordnet sie der Stufe D der süddeutschen Bronzezeit ein. Daher wird wahrscheinlich der Grabfund von Farven, dessen Schwert in die Periode III Mont. weist, etwa dem Ende dieser Periode angehören.

Die beiden Nadeln von Beckdorf und Farven bilden einen neuen Hinweis auf die Handelsbeziehungen, die während der Bronzezeit zwischen Nord- und Süddeutschland bestanden.

---

[31]) Vgl. Kraft, Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland, Tafel XXVI, 11 u. 13.

[32]) Praehist. Zeitschr. 1930 S. 121 u. 122, Abb 11 f.

Ausgrabung eines Hügelgrabes mit Steinblockkranz in Ankum, Kr. Bersenbrück.

Von

Dr. Hans Gummel, Osnabrück.

Mit 2 Abbildungen auf Tafel VI.

Anfang August 1931 sollte der Rest eines Hügelgrabes etwa 1,5 km nördlich von Ankum (17 cm vom oberen und 7,5 cm vom linken Kartenrand des Meßtischblattes 1804, Bersenbrück) zur Gewinnung von Ackerland eingeebnet werden. Wäre dabei nicht — an seiner Ostseite — das Stück eines, wie sich später ergab, kreisrunden Steinblockkranzes zu Tage gekommen, so würde dieses urgeschichtliche Denkmal jedenfalls ebenso unbeachtet verschwunden sein, wie das bei einem unmittelbar benachbarten Grabhügel westlich von dem jetzt untersuchten im Jahre vorher der Fall war.

Der bei den Kultivierungsarbeiten freigelegte Teil des Steinblockkranzes (Tf. VI, Abb. 1) machte einen bedeutenden Eindruck und deshalb waren Herr Landrat Dr. Rothert, Herr Dr. Tackenberg, der als Stellvertretender Landesarchäologe von Hannover gekommen war, und der Verf. bei einer Besichtigung am 15. August vollkommen einig, daß hier eine gründliche Ausgrabung gemacht werden müsse. Sie wurde vom 25. August bis 8. September vom Verf. unter Mitarbeit von Herrn Dr. Uenze auf Kosten des Kreismuseums in Bersenbrück ausgeführt. Sie führte leider zu dem Ergebnis, daß der Hügel schon mehrere Male „tiefgründig" gestört war, und daß bei einer, offenbar von einem sehr kundigen Altertumsforscher früherer Zeit vorgenommenen (da kein Bericht darüber vorliegt, müssen wir sagen:) Raubgrabung das Hauptgrab und entweder bei diesem oder einem anderen Angriff auf den Hügel wahrscheinlich mehrere Nachbestattungen — dafür sprechen an verschiedenen Stellen im Hügel gefundene, wenn auch nur ganz geringfügige Tongefäßscherben, die vermutlich von Urnen der jüngeren Bronze- oder älteren Eisenzeit

stammen — zerstört worden waren. Mutmaßlich bei der Suche nach dem Hauptgrabe ist auch etwa $^1/_6$ des Steinblockkranzes im Südwesten entfernt worden.

Der Hügel wird in ursprünglichem Zustand einen Durchmesser von mehr als 20 m gehabt haben. Das noch stehende Stück war ungefähr ein Quadrat von 16 m Kantenlänge, wobei der ursprüngliche Mittelpunkt in der Nordsüdrichtung auch ungefähr in der Mitte des Hügelrestes lag, während er nur etwa 4 m von der Ostkante entfernt war, die bis zur Auffindung des Steinblockkranzes durch die Abtragung geschaffen wurde.

Die Ausgrabung wurde nach dem Vorbild von van Giffen (die Bauart der Einzelgräber; Mannusbibliothek Nr. 43 u. 44) ausgeführt und zwar auf der Westhälfte des Hügelrestes in Oktanten, zwischen denen Rippen zur Beobachtung der Profile stehen blieben. Im Osten wurde zunächst der Anschnitt zu einem Nordsüdprofil begradigt und dann unter Herstellung paralleler Profile in 2, 1 und nochmals 1 m Entfernung voneinander bis zum Mittelpunkt weiter gegraben. Die stehengebliebenen Rippen wurden erst am 7. Oktober untersucht — es fanden sich dabei in der Mitte, wie vorauszusehen war, weitere Stücke des unten noch zu erwähnenden mittelalterlichen Gefäßes —, nachdem am 3. Oktober über 100 Teilnehmern an einem urgeschichtlichen Einführungslehrgang die Ausgrabungstechnik daran erläutert worden war.

Der Untergrund besteht aus in der Regel hellgrauem, stellenweise aber dunkelgrau und rostrot (durch natürliches Eisen) gefärbtem Kies, der von braunem, stellenweise unten lehmigem Sand überlagert ist, welcher am Grunde sehr viel kleinere und größere Steine enthält und an manchen Stellen alte Vertiefungen der Kiesoberfläche ausfüllt. Aus demselben Sand ist der Hügel errichtet worden. Die Grenze zwischen ursprünglichem und aufgetragenem Boden ist daher nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Sie liegt jedoch höchstens etwa 30 cm über dem grauen Kies — abgesehen von Stellen, wo dessen Oberfläche kleine Vertiefungen aufweist —, da von hier ab bis 10—15 cm aufwärts der Sand fast überall innerhalb und meist auch noch 2—3 m außerhalb des Steinblockkranzes von Holzkohlen durchsetzt ist, die vielleicht von Feuern zu Ehren des Toten herrühren. Die ursprüngliche Höhe des Hügels muß mindestens 1,60 m betragen haben. Die alte Hügeloberfläche ließ sich an keiner Stelle mehr mit Sicherheit nachweisen.

Bei dem Fehlen eines Fundes in ursprünglicher Lagerung und den vielfachen Störungen des Hügels erübrigt sich die Beigabe einer Profilzeichnung. Interessant war es zu beobachten, wie vom Regen in Gruben, welche nach früheren Eingriffen in den Hügel offen geblieben waren, eingeschwemmte Lehm- und Sandmassen — in den Profilen als scharf abgezeichnete, nach dem Grubeninnern einfallende „sedimentäre" Bänder sich abhebend — von neuen Gruben angeschnitten waren. Die Grabung, bei welcher mutmaßlich das Hauptgrab entdeckt wurde, ist offenbar im 19. Jahrhundert erfolgt, da hier ganz am Grunde der betreffenden Stelle unter oben erwähnten „sedimentären" Ablagerungen Tonpfeifenbruchstücke mit Engelsköpfen lagen. Zu unserem Erstaunen fanden wir dabei auch größere Teile eines schwärzlichen, frühmittelalterlichen Gefäßes — wahrscheinlich Kugeltopfes — mit scharf nach auswärts abgesetzten Randteil. Das Rätsel, wie wohl diese Bruchstücke hier hineingeraten sind, konnte von uns nicht gelöst werden.

Sonst ist außer dem gleich zu besprechenden Steinblockkranz selbst nur noch ein einzelner Steinblock innerhalb des Kranzes bemerkenswert, der nicht in seinem Mittelpunkte, sondern etwa 1 m nordöstlich davon lag (Tf. VI, Abb. 2). Er war bei früheren Grabungen nicht bewegt, wohl aber von Süden her unterhöhlt worden, wie dort „sedimentäre" Schichten der erwähnten Art bewiesen, an deren Grunde eine bis hierher verstreute Scherbe des mittelalterlichen Gefäßes lag. Als der Oberteil dieses Blockes — in wenig geringerer Tiefe als der Scheitel des Blockkranzes — beim Graben zum Vorschein kam, rechneten wir mit der Möglichkeit, daß es sich um eine deutliche Grabstele handeln könnte, nämlich dann, wenn sich herausgestellt hätte, daß hier ein langer Steinblock aufrecht stand. Das war nicht der Fall, denn der Block ist etwa 80 cm lang, 60 cm breit und 40 cm hoch. Somit ist eine einwandfreie Erklärung, warum dieser Block hier lag, nicht möglich.

Der Steinblockkranz hat die Form eines fast regelmäßigen Kreises von ungefähr 8 m Durchmesser. Er besteht in seinem erhaltenen Teil — wie schon bemerkt, ist er im SW zerstört — aus etwa 60 Blöcken (meist Granit) bis zu 1,80 m Länge. Sie lagen stellenweise zu dreien übereinander — die durchschnittliche Höhe der Anlage beträgt etwa 1 m —, und in solchem Falle oft so, daß die unteren Blöcke gegenüber den oberen nach außen vorsprangen. Die daraus sich ergebende ansprechende Vermutung

von Herrn Landrat Dr. Rothert, daß der Steinblockkranz ursprünglich wie eine Mauer um den Hügel freigelegen habe, dürfte jedoch nicht zutreffen, da nach der völligen Gleichmäßigkeit des Bodens innerhalb und außerhalb des Blockkranzes vielmehr anzunehmen ist, daß dieser schon bei Errichtung des Hügels mit Sand überdeckt wurde. Während die Blöcke sonst überall eng aneinander anschließen — bisweilen waren die Zwischenräume mit kleinen Steinen ausgefüllt —, ist im Nordwesten eine Lücke von etwa $^1/_2$ m Breite vorhanden, die offenbar nicht durch spätere Entfernung eines Blockes entstanden ist. Der Scheitel des Blockkranzes liegt im Westen und Süden etwas höher als im Nordwesten und dürfte im Südwesten seine höchste Stelle gehabt haben, weshalb er auch wohl gerade hier entfernt wurde.

Über die Zeit der Errichtung des Hügels läßt sich natürlich unter den gegebenen Umständen nur eine Vermutung äußern. Die tiefste frühere Eingrabung reichte nicht weiter als ungefähr bis zur Oberfläche des grauen Kieses und daher kann das Hauptgrab kein tiefes Schachtgrab gewesen sein. Das spricht ebenso wie die Höhe des Hügels dafür, daß wir es nicht mit einer neolithischen Anlage zu tun haben. Die Regel, die van Giffen in den Niederlanden gefunden hat, daß nämlich neolithische Hügel aus Sand, bronzezeitliche Hügel dagegen aus Plaggen errichtet wurden, dürfen wir auf unser Gebiet nicht übertragen, da in Niedersachsen auch bronzezeitliche Sandhügel vorkommen. Somit läßt sich wenigstens vermuten, daß der Hügel aus der älteren Bronzezeit stammt.

Der Flurname für das Gelände der Fundstelle ist „Auf dem Märsche". Denn so wird, wie verschiedene alte Einwohner von Ankum bestätigten, nicht nur östlich das anschließende Wiesental (Masch), sondern eben auch unser höher liegendes Gebiet bezeichnet. Von dem „Märsche" besitzt das Museum der Stadt Osnabrück eine Reihe von Funden aus der Sammlung des Ankumer Arztes Johann Heinrich Bernhard Hartmann, geb. 1798, über den es in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde des Hasegaues 17, 1910, S. 38 heißt: „. . . . fand in seinen Mußestunden noch Zeit, unermüdlich die noch unberührten zahlreichen Grabdenkmäler der Ankumer Gegend zu durchforschen. Er hatte eine so reichhaltige Sammlung von Urnen, Streitäxten usw. zusammengebracht, daß die Hartmann'sche Urnenkammer eine große Sehenswürdigkeit war, die aber bei einem Brande im Jahr 1848

vernichtet wurde." Er legte dann eine neue Sammlung an, die sein Sohn, Dr. Hermann Hartmann (gest. als Sanitätsrat in Lintorf) in den Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück 9, 1870 beschrieben hat. Dort steht nun S. 281—282 folgendes:

„Auf der Ankumer Masch, welche sich nach Norden hin erstreckt und erst seit einigen Jahren urbar gemacht worden ist, sind bei dieser Cultivierung mehrere interessante Funde aufgehoben worden. Unter den 40 Urnen, welche die jetzige Sammlung des Dr. med. Hartmann enthält, sind 9 auf der Masch, 7 unter dem flachen Heidboden, eine mit Beigefäß im sogen. Walle, und nur eine in einem Grabhügel gefunden worden. Außerdem fand man beim Sprengen großer Steine einen thönernen Krug. Da solche, allerdings in Scherben, zwischen den zerschellten Opferschalen der Giersfelder Steinkreise gefunden werden, so wird auch dieser ein Opferkrug sein. Eine kupferne Lanzenspitze, ein Kelt von Bronze, letzterer ebenfalls beim Sprengen eines Granitblockes gefunden, dann noch ein Kelt von Bronze, hinten hohl und mit einem Henkel versehen, vorn mit etwas erbreiteter Schneide, stammen ebenfalls von der Masch".

Diese Sammlung von J. H. B. Hartmann ist größtenteils in das Museum der Stadt Osnabrück übergegangen. Die erwähnten Stücke ließen sich an Hand des Originalverzeichnisses der Sammlung, wo nicht von der „Masch", sondern von dem „Märsche" gesprochen wird, teilweise identifizieren, und zwar von den Urnen 6 sicher und eine möglicherweise. 5 davon sind in der Schumacherfestschrift (Mainz 1930) Taf. 12, Nr. 17, 20, Taf. 13, Nr. 42, 50, 56, Taf. 14, Nr. 81 abgebildet. Bei keiner von diesen ist jedoch erwähnt, daß sie in einem Grabhügel gefunden sei, bei dreien vielmehr ausdrücklich betont „nicht in kennbaren Grabhügeln (a. a. O. Taf. 12, Nr. 17, 20, Taf. 13, 56)", und von einer (nicht abgebildet) heißt es „die erste, welche auf dem Märsche beim Ebnen rechts am Wege nach Loxten gefunden ist". Diese würde durch die letzte Bemerkung, da der Grabhügel etwa 250 m „links" (von Ankum ausgerechnet) der Straße lag, nicht dafür in Betracht kommen, daß sie etwa am Fuße unseres Hügels beigesetzt gewesen sein könnte.

Der „beim Sprengen von großen Steinen gefundene Krug" ist eine rundbauchige, unverzierte Kragenflasche (Gummel, Führer durch die urgeschichtliche Lehrsammlung im Museum der Stadt Osnabrück [Osnabrück 1930] S. 27 mit Anm. 4). Die („kupferne") Bronzelanzenspitze, die H. Hartmann erwähnt, ist vielleicht das a. a. O. S. 42, Nr. 1 abgebildete Stück (im Text auf S. 41 ist das Fragezeichen hinter der Nummer zu streichen; da jedoch nur gesichert ist, daß das Stück aus der Hartmannschen Sammlung stammt, so ist der Fundort fraglich).

Und möglicherweise könnte dieses Stück aus unserem Hügel stammen. Dasselbe gilt für ein Randbeil mit Andeutung einer Rast (Gummel, Führer, S. 37 mit Anm. 11), das vielleicht der von H. Hartmann erwähnte Kelt ist, der „beim Sprengen eines Granitblockes" gefunden wurde. Recht unsicher ist die versuchte Identifizierung des Tüllenbeiles (Gummel, Führer, S. 41 mit Anm. 2), da das betreffende Stück im Museum ohne Nummer vorgefunden wurde.

Zum Schluß sei noch dankbar hervorgehoben, daß Herr Landrat Dr. Rothert nicht nur die Ausgrabung ermöglichte, sondern auch durch seine Überführung vor das Kreismuseum den Steinblockkranz, der in seiner Mächtigkeit wohl kaum seinesgleichen haben dürfte, der Nachwelt überliefert hat. Daß die Hoffnung, in so auffallender Hülle auch einen besonders wertvollen Kern zu finden, betrogen wurde, war schmerzlich.

Tafel VI.

Hügelgrab Ankum.

Abb. 1. Bei Erdarbeiten freigelegtes Stück des Steinblockkranzes.
Meß-Stab = 3 m.

phot. Dr. Gummel.

Abb. 2. Osthälfte des Steinblockkranzes.

phot. Dr. Uenze.

Form und Verbreitung der halbdurchbohrten Keile.

Von

Heinz Knöll (Herne).

Mit 4 Abbildungen im Text.

In der vorliegenden Arbeit ist eine Axtform behandelt, die durch einen runden bis platten Nacken, verjüngte Schneide und meist angefangene Vollbohrung gekennzeichnet ist. Bei den

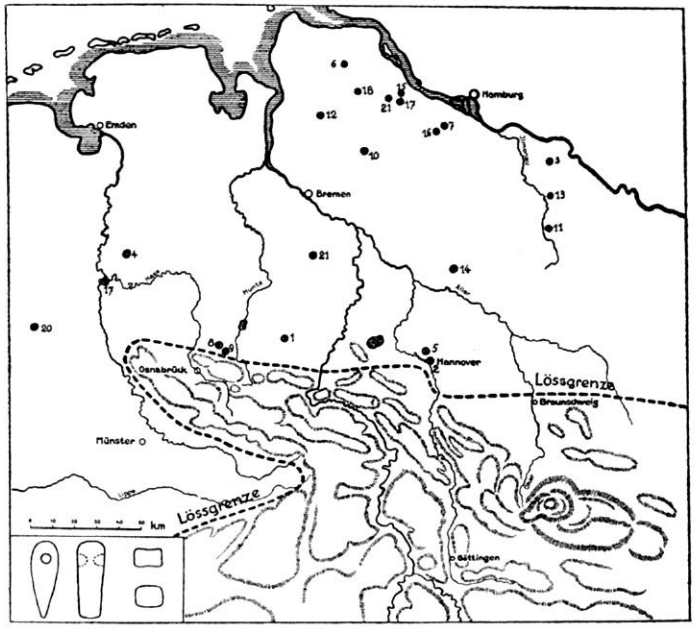


Abb. 1.

22 Stücken, die mir bekannt sind und von denen sich 17 im Landesmuseum Hannover befinden, zeigen die Stücke 1 bis 6 an der Unter- oder Oberseite (wie St. 1 u. 6) oder an beiden Seiten Kehlschliff (Abb. 4 b), während die übrigen Stücke eine gerade Unter- und

Oberseite haben. Bei der Bohrung sehen wir verschiedene Stadien. So ist die Durchbohrung in Vollbohrtechnik bei St. 1, 2, 4, 5, 11, 12, 14, 16 u. 17 an beiden Seiten begonnen, aber nicht ganz durchgeführt (Abb. 3 u. 4 b). Zwischen beiden Bohrlöchern befindet sich eine mehr oder weniger dicke Zwischenwand. Bei St. 3, 9, 15 u.

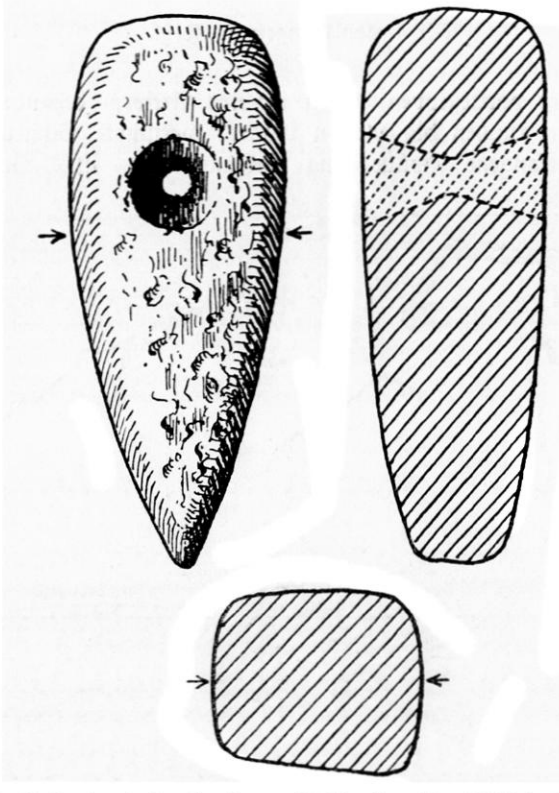


Abb. 2. Podendorf, Kr. Harburg. L. M. Inv. Nr. 28 504. 1/4 nat. Gr.

22 ist die Durchbohrung nur an einer Seite begonnen. Eine weitgehendere Durchbohrung finden wir bei St. 6, 7, 10 u. 13. Hier stoßen die beiden Bohrlöcher wohl zusammen, die Zwischenwand ist aber noch nicht vollständig weggebohrt, so daß die Bohrlöcher einer Sanduhr ähneln (Abb. 2). Eine vollkommene Durchbohrung finden wir schließlich bei St. 8, 18, 19 u. 20 (Abb. 4 a), wobei

es jedoch bei den letzteren drei ebenso wie bei 17, 21 u. 22 noch fraglich ist, ob sie überhaupt zu unserer Form gehören. Bei den vier Stücken mit vollkommener Durchbohrung läßt sich nicht erkennen, ob hier Voll- oder Hohlbohrung angewandt wurde. Die Schneide ist, wie schon oben erwähnt, bei den meisten Stücken schmaler als irgend eine Stelle des Körpers. Von dieser Schneidenform weicht nur St. 4 ab, das aber sonst die Merkmale unserer Formengruppe, angefangene beidseitige Vollbohrung und auch Kehlschliff, zeigt. Bei ihm ist die Schneide breiter als der Körper.

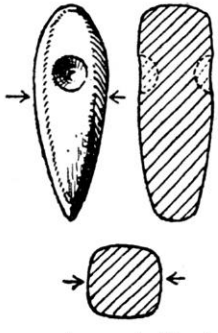


Abb. 3. Basdahl, Kr. Bremervörde. L. M. Inv. Nr. 26 518. 1/4 nat. Gr.

Dennoch können wir auch dieses Stück in unsere Formengruppe einreihen. Die Größe und das Gewicht der einzelnen Äxte variiert sehr. Wir haben Stücke von 28 cm Länge (Abb. 2) wie auch von 11 cm (Abb. 3), Stücke von 5160 Gramm Gewicht wie auch von 260 Gramm. Das Material ist durchweg Felsgestein.

Schwierig ist die Frage nach der Verwendung dieser Geräte. Sehr unwahrscheinlich ist es wohl, daß es sich bei den halbdurchbohrten Stücke um unvollständige Äxte handelt. Dem widerspricht schon die Anzahl der Funde, denn im Vergleich zu den unvollendeten Äxten anderer Formengruppen sind unsere sehr zahlreich. Auch ist die Schäftung bei den Stücken, die wohl ganz durchbohrt sind, bei denen aber die Zwischenwand nicht vollständig weggebohrt ist, undenkbar. Gegen die Verwendung als Äxte spricht schließlich noch die Größe und Schwere einzelner Stücke wie z. B. St. 7 mit 28 cm Länge, 10 cm Gr. Breite und Dicke und 10 Pfund, 160 Gramm Gewicht (Abb. 2). Bei ihm ist die Zwischenwand nicht ganz weg-

gebohrt, so daß nur ein Stiel von $1^1/_2$ cm Dicke möglich wäre, also viel zu schwach zum Gebrauch als Axt. Auch eine Verwendung zu rituellen Zwecken, wie sie Lehmann [1]) für die zerbrochenen und wieder angebohrten Äxte annimmt, oder auch die Verwendung als Amulette nach Petzsch [2]) möchte ich ablehnen, da es sich dort um

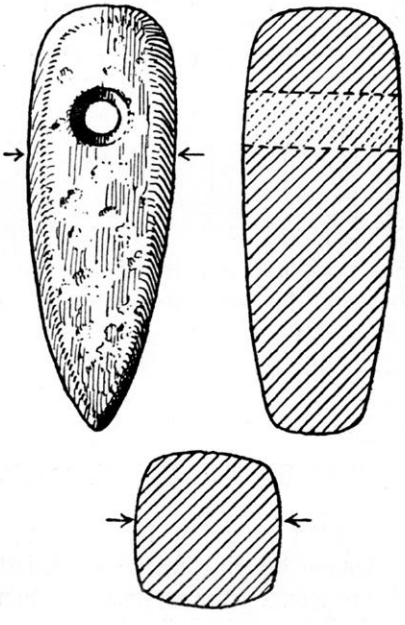


Abb. 4a. Langelage, Kr. Wittlage. L. M. Inv. Nr. 2915. $^1/_4$ nat. Gr.

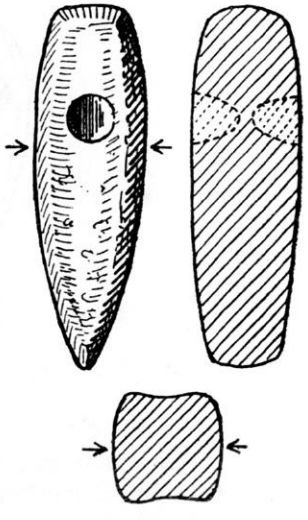


Abb. 4b. Hannover, Stadtkr. L. M. Inv. Nr. 15 543. $^1/_4$ nat. Gr.

ganz andere Formen handelt. Eher könnte man eine Verwendung als Keil in Betracht ziehen, wobei die Geräte dann an den angefangenen Bohrstellen mit zangenartigen Geräten aus Holz oder tierischem Material festgehalten wurden. Für diese Annahme sprechen die verjüngte Schneide, die keilartige Form des Körpers und die so sehr verschiedene Größe der Stücke. Als Name für diese

---

[1]) Lehmann: „Rituelle Bearbeitung von zerbrochenen Steingeräten", Mannus Bd. 24 (1932), S. 261.

[2]) W. Petzsch: „Sind Felsgesteinbeile ‚mit angefangenem Bohrloch' unvollendete Geräte?", Mannus Bd. 25 (1933), S. 145.

Geräte könnte man wohl „halbdurchbohrte Keile" wählen, womit die voraussichtliche Verwendung gekennzeichnet ist. Eine weiter entwickelte Form stellen dann die vollständig durchbohrten Keile dar, die auch geschäftet sein können.

Aufschlußreich ist das Verbreitungsgebiet dieser Keile. Bei Ansicht der Verbreitungskarte erhebt sich die Frage, zu welcher Kultur gehören unsere Keile? Im niedersächsischen Gebiet finden wir zur Jungsteinzeit drei Kulturen, die Bandkeramik, die Megalithkeramik und die Einzelgrabkultur. Die Kultur der Bandkeramik kommt wohl für unsere Keile nicht in Frage, denn es ist mir bis jetzt kein Keil aus dem Gebiet der Bandkeramiker bekannt. Das Gebiet dieser Kultur wird im Norden durch die Lößlinie begrenzt, die auf der Höhe Osnabrück-Minden-Hannover-Braunschweig-Magdeburg verläuft [3]). Nördlich dieser Grenze siedelten die Megalithiker, die Viehzüchter und Ackerbauer waren, während südlich dieser Grenze die Bandkeramiker wohnten, vorwiegend Ackerbauer, die auf den fruchtbaren Lößboden angewiesen waren. Auch die Einzelgrabkultur fällt für unsere Betrachtungen aus, denn sie ist ja über das ganze niedersächsische Gebiet verbreitet [4]), während unsere Keile nur nördlich der Lößgrenze, also im Gebiet der Megalithiker, vorkommen. Danach lassen sich die halbdurchbohrten Keile wohl der Kultur der Megalithkeramik zuweisen. Auffallend ist nur, daß sie auch in der Gegend von Hannover vorkommen, in der Megalithgräber fehlen [5]). Man könnte vielleicht zu der Ansicht gelangen, daß hier Megalithiker gewohnt haben, die ihre Toten aber anders bestatteten.

---

[3]) H. Schroller: „Die nordische Kultur in ihren Beziehungen zur Bandkeramik" in den Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte Jhrg. 1932 Heft 6 und „Urgeschichte und Geologie" in den Jahresberichten des niedersächsischen geologischen Vereins Jhrg. 1933.

[4]) E. Sprockhoff: „Verbreitungskarte der Einzelgrabkultur" in dem Aufsatz: „Zur Megalithkultur Nordwestdeutschlands" in den Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte Nr. 4, 1930, und in Jacob-Friesen: „Einführung in Niedersachsens Urgeschichte".

[5]) O. Almgren. „Verbreitungsgebiet der Riesensteingräber" in N. Aberg: „Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit und in Jacob-Friesen: „Einführung in Niedersachsens Urgeschichte".

Verbreitungsgebiet der halbdurchbohrten Keile.

1. Essern, Kreis Stolzenau, Reg.-Bez. Hannover, im Landes-Museum Hannover, Inv. Nr. 26 : 31. Gr. Länge 16 cm, Gr. Breite 5,5 cm, Gr. Dicke 5,5 cm, Gewicht 1020 Gramm.
2. Hannover, Stadtkreis Hannover, Reg. Hannover, im Land.Mus.Hannover, Inv. Nr. 15 543. Gr. Länge 18 cm, Gr. Breite 5 cm, Gr. Dicke 5,5 cm, Gewicht 1190 Gramm (Abb. 4 b).
3. Neu-Neetze, Kr. Bleckede, Reg. Lüneburg, im Land. Mus. Hannover, Inv. Nr. 18 648. Gr. Länge 25 cm, Gr. Breite 7 cm, Gr. Dicke 7,5 cm, Gewicht 2990 Gramm.
4. Groß-Berßen, Kr. Hümmling, Reg. Osnabrück, im Land.Mus. Hannover, Inv.Nr. 2229. Gr. Länge 18,5 cm, Gr. Breite 5 cm, Gr. Dicke 6 cm, Gewicht 2150 Gramm.
5. Langenhagen, Ldkr. Hannover, Reg. Hannover, im Land.Mus. Hannover, Inv.Nr. 2803. Gr. Länge 17,5 cm, Gr. Breite 5,5 cm, Gr. Dicke 6,5 cm, Gewicht 1345 Gramm.
6. Am Balksee, Kr. Neuhaus a. O., Reg. Stade, im Land. Mus. Hannover, Inv. Nr. 2627. Gr. Länge 18,5 cm, Gr. Breite 6,5 cm, Gr. Dicke 5,5 cm, Gewicht 1490 Gramm.
7. Podendorf, Gem. Moisburg, Kr. Harburg, Reg. Lüneburg, im Land.Mus. Hannover, Inv.Nr. 28504. Gr. Länge 28 cm, Gr. Breite 10 cm, Gr. Dicke 10 cm, Gewicht 5160 Gramm (Abb. 2).
8. Langelage, Kr. Wittlage, Reg. Osnabrück, im Land. Mus. Hannover, Inv. Nr. 2915. Gr. Länge 21,5 cm, Gr. Breite 6,5 cm, Gr. Dicke 8 cm, Gewicht 2675 Gramm (Abb. 4 a).
9. dito, im Land.Mus. Hannover, Inv. Nr. 2913. Gr. Länge 16 cm, Gr. Breite 4,5 cm, Gr. Dicke 5 cm, Gewicht 1040 Gramm.
10. Zeven, Kr. Zeven, Reg. Stade, im Land.Mus. Hannover, Inv. Nr. 28 234. Gr. Länge 13,5 cm, Gr. Breite 4,5 cm, Gr. Dicke 4,5 cm, Gewicht 660 Gramm.
11. Uelzen, Kr. Uelzen, Reg. Lüneburg, im Land.Mus. Hannover, Inv. Nr. 2239. Gr. Länge 14 cm, Gr. Breite 4 cm, Gr. Dicke 4 cm, Gewicht 560 Gramm.

12. Basdahl, Kr. Bremervörde, Reg. Stade, im Land.Mus. Hannover, Inv. Nr. 26 518. Gr. Länge 11 cm, Gr. Breite 3 cm, Gr. Dicke 3,5 cm, Gewicht 280 Gramm (Abb. 3).
13. Bevensen, Kr. Uelzen, Reg. Lüneburg, im Land.Mus. Hannover, Inv. Nr. 2234. Gr. Länge 12,5 cm, Gr. Breite 3 cm, Gr. Dicke 3 cm, Gewicht 260 Gramm.
14. Bleckmar, Kr. Celle, Reg. Lüneburg, im Mus. Bergen. Gr. Länge 18,4 cm, Gr. Breite 5 cm, Gr. Dicke 5 cm, Gewicht 1017 Gramm.
15. Im Stadeschen, Kr. Stade, Reg. Stade, im Mus. Stade, Inv. Nr. 775. Gr. Länge 21,6 cm, Gr. Breite 7 cm, Gr. Dicke 5,65 cm, Gewicht 1860 Gramm.
16. Regesbostel, Ldkr. Harburg, Reg. Lüneburg, im Mus. Stade, Inv. Nr. 523. Gr. Länge 16,6 cm, Gr. Breite 6,5 cm, Gr. Dicke 7 cm, Gewicht 1400 Gramm.
17. ? Meppen, Kr. Meppen, Reg. Osnabrück, im Land.Mus. Hannover, Inv. Nr. 26 374. Gr. Länge 19,5 cm, Gr. Breite 7,5 cm, Gr. Dicke 5,5 cm, Gewicht 1550 Gramm.
18. ? Vorhorn, Kr. Bremervörde, Reg. Stade, im Land.Mus. Hannover, Inv. Nr. 2613. Bruchstück. Gr. Breite 6 cm, Gr. Dicke 7 cm.
19. ? Rüstje, Kr. Stade, Reg. Stade, im Land.Mus. Hannover, Inv. Nr. 2614. Gr. Länge 16,5 cm, Gr. Breite 6 cm, Gr. Dicke 5,5 cm, Gewicht 990 Gramm.
20. ? Geteloh, Kr. Bentheim, Reg. Osnabrück, im Land.Mus. Hannover, Inv. Nr. 2922. Gr. Länge 19 cm, Gr. Breite 6 cm, Gr. Dicke 6 cm, Gewicht 1740 Gramm.
21. ? Schwaförden, Kr. Sulingen, Reg. Hannover, in Samml. Pastor Israel in Scholen. Gr. Länge 19,5 cm, Gr. Breite 5,5 cm, Gr. Dicke 5,5 cm, Gewicht ?.
22. ? Hagenah, Kr. Stade, Reg. Stade, im Mus. Stade, Inv. Nr. 986. Gr. Länge 18,2 cm, Gr. Breite 5,9 cm, Gr. Dicke 4,5 cm, Gewicht 860 Gramm.

Die Cheruskergräber auf dem Stierbusch bei Rinteln.

Von

Dr. H. Schroller.

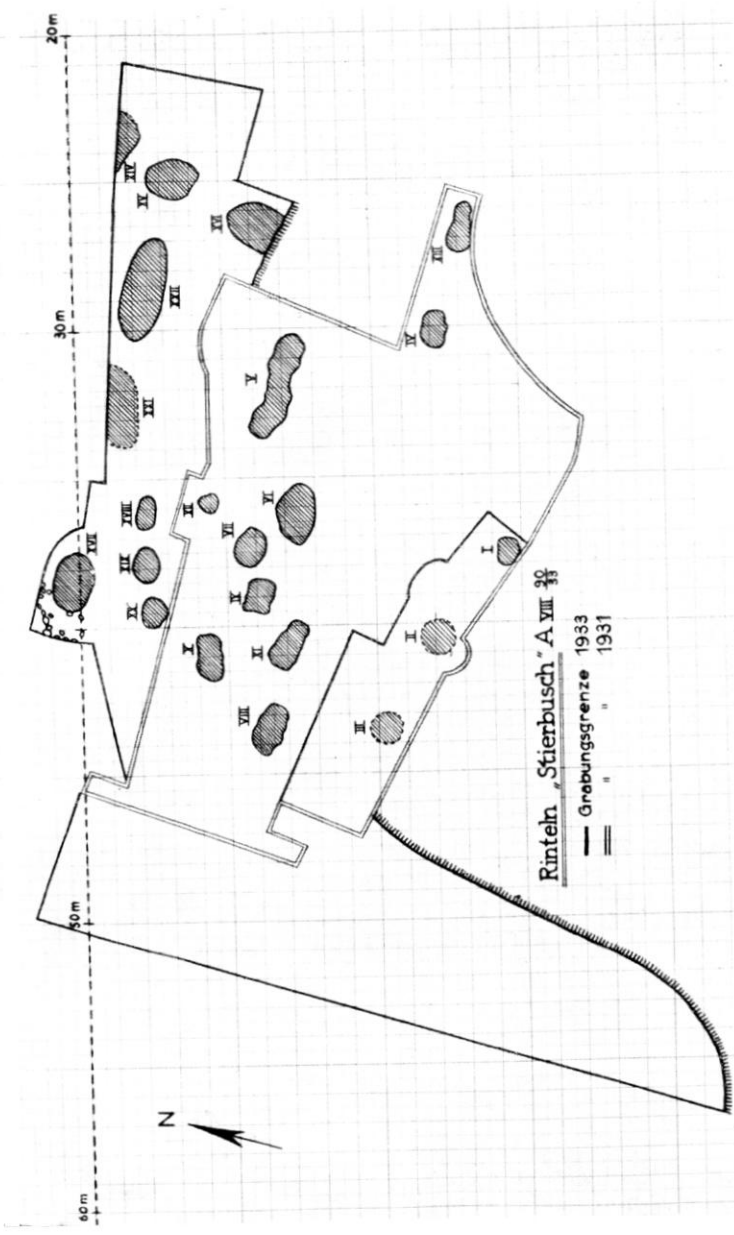
Mit 2 Abbildungen im Text und Tafel VII.

Der Stierbusch ist eine kleine diluviale Kieshöhe nördlich von Rinteln, deren südlicher Hang in einem Kiesgrubenbetrieb abgebaut wird. Im Frühjahr 1931 fielen Herrn Leopold Franke, dem Bruder des damaligen Besitzers Karl Franke beim Abtragen der Oberfläche dunkle, mit Holzkohle durchsetzte Stellen auf, in denen gelegentlich zerschmolzene Eisen- oder Bronzestücke zum Vorschein kamen. Herr Franke verständigte hiervon den zuständigen Kulturpfleger, Herrn Studienrat Erdniß-Rinteln, der die große Wichtigkeit der Beobachtung gleich erkannte. Er gab die Meldung dem Provinzialmuseum Hannover weiter, mit dem er aufs Engste zusammenarbeitete, obwohl der Kreis Grafschaft Schaumburg damals noch zu Hessen gehörte. Im Auftrage des Museums besichtigte der Berichterstatter die Fundstelle und konnte den Rest einer solchen dunklen Stelle (Nr. I) untersuchen und die Lage der bereits zerstörten Stellen II und III bestimmen. Die Stellen hatten etwa ovalen Umriß und gingen bei etwa 80 × 100 cm Durchmesser bis zu 70 cm unter die Erdoberfläche hinunter. Neben Holzkohle [1]), von der die dunkle Farbe herrührte, enthielten sie geringe Mengen menschlichen Leichenbrandes und gelegentlich zerschmolzene Eisen- oder Bronzestücke oder Tonscherben. Es waren sogenannte Brandgrubengräber, eine für Niedersachsen sehr seltene Bestattungsart, deren Anlage wir uns folgendermaßen zu denken haben:

---

[1]) Die Holzkohlen aus sämtlichen — auch den später aufgedeckten — Gräbern wurden Herrn Prof. Neuweiler-Zürich zwecks Bestimmung der Holzart zugeschickt, dessen Gutachten am Schlusse dieses Beitrages wiedergegeben ist.

Tafel VII.


Rinteln „Stierbusch" A VIII 30/33
Grabungsgrenze 1933
" " 1931
N
20m
30m
40m
50m
60m

Der Tote wurde in seinen gelegentlich mit Fibeln oder Gürtelhaken zusammengehaltenen Kleidern auf den Scheiterhaufen gelegt; Waffen oder besondere Schmuckbeigaben erhielt er nicht, dagegen stellte man manchmal ein Tongefäß mit Speise oder Trank neben ihn. Nach dem Abbrennen des Scheiterhaufens wurden die gesamten Rückstände desselben, also Holzkohle, Holzasche, menschlicher Leichenbrand, die Scherben der zersprungenen Opfergefäße und die zusammengeschmolzenen Metallsachen ohne Verwendung von Urnen in einer Grabgrube beigesetzt, die nicht an der Verbrennungsstätte selbst lag, denn diese ist bisher noch in keinem Falle nachgewiesen worden. Durch die Metallreste ließen sich die Brandgrubengräber als in die römische Kaiserzeit gehörig datieren.

Mit der Feststellung, daß der Fundstätte auf dem Stierbusch eine erhebliche Bedeutung zukam, mußten nun die Untersuchungen seitens des Provinzialmuseums abgebrochen werden. Sie wurden von dem zuständigen Denkmalpfleger in Kassel bzw. Marburg fortgeführt, in dessen Auftrag Herr v. Uslar 10 weitere Gräber aufdeckte. Die Funde dieser Untersuchung ließen sich in die erste Hälfte des ersten Jahrh. n. Chr. Geb. einordnen. Der Bericht hierüber ist anschließend wiedergegeben.

Im Oktober 1932 kam der Kreis Grafschaft Schaumburg zur Provinz Hannover und nun war die Möglichkeit zu weiteren Untersuchungen von seiten des Provinzialmuseums gegeben. Infolge der außerordentlichen Mittelbeschränkung konnten die Ausgrabungen jedoch erst im Frühjahr 1933 wieder aufgenommen werden; sie erfreuten sich der Förderung durch den neuen Besitzer, Herrn Strunk. Anschließend an den Grabungsplan von 1931 wurden die Ränder der Kiesgrube in genügender Breite abgedeckt und dabei 9 weitere Gräber freigelegt (Taf. VII). Wie dringend notwendig die Wiederaufnahme der Grabung war, ist daraus ersichtlich, daß das Grab XVI inzwischen z. T. schon zerstört war. Weitere Gräber mögen in der Fläche südlich davon bis zu den Stellen IV und XIII auch noch unbeobachtet vernichtet worden sein.

Bemerkenswert waren die Verhältnisse bei Stelle XVII. Nordwestlich dieser Stelle erhebt sich ein wohl älter-bronzezeitliches Hügelgrab, dessen Rand durch eine aus hand- bis kopfgroßen Steinen bestehende rings umlaufende Trockenmauer gebildet war. Dieses auf der höchsten Stelle des Stierbusches errichtete und heute mit einer Eiche gekrönte Hügelgrab gewährte also einst mit seiner senk-

rechten Umfassungsmauer den Anblick eines niedrigen erdgefüllten Zylinders. Dem Druck der inneren Erdmassen haben dann die obersten Lagen der Trockenmauer nachgegeben, sie sind nach außen abgerutscht und der Hügel nahm seine heute noch vorhandene fladenförmige Gestalt an. Da das Grab XVII auf den abgerutschten Teilen des Hügels lag, muß dieser in der Zeit um Chr. Geb. schon auseinandergeflossen gewesen sein.

Aus dem Plane ist ersichtlich, daß der westliche Rand des Gräberfeldes anscheinend erreicht ist, denn die ganze dort untersuchte Fläche war fundleer. Dies mag damit zusammenhängen, daß im Westen der außerordentlich harte Kies bis an die Oberfläche kommt und das Ausheben von Gruben sehr erschwert. In der Mitte und im Osten dagegen steht lehmiger Boden an, der sich leichter bearbeiten läßt. Das Gräberfeld erstreckt sich zweifellos noch weiter nach Norden in jene Teile, die heute von einem Hausgarten eingenommen sind. Es wäre wichtig, das Gräberfeld — bisher das erste und einzige seiner Art in Niedersachsen — vollständig zu untersuchen. Man würde dann wertvolle Aufschlüsse über die Zahl der beigesetzten Individuen, die Größe der zugehörigen Siedlung usw. erhalten können.

Durch den Inhalt der 9 letzteren Gräber wurde die anhand der früheren Funde gewonnene Datierung — erste Hälfte des ersten Jahrh. n. Chr. Geb. — weiter erhärtet. Grab XVI enthielt nämlich das Bruchstück einer Eisenfibel, die wahrscheinlich dem Spätlatènetypus mit hochgeschweiftem Bügel angehört. In Grab XXI fand sich der Teil einer zerbrochenen rechteckigen Gürtelschnalle aus Bronze. Die Tonscherben der Beigabengefäße hatten verdickte oder fazettierte oder mit Fingereindrücken verzierte Ränder, die Fußstücke zeigten eingezogene Wandung und die Oberfläche der Scherben war manchmal gerauht.

Es erhebt sich nun die Frage, welchem germanischen Volksstamme die Gräber zuzuschreiben sind und da ergibt sich, daß in der Zeit um und kurz nach Chr. Geb. nach der römischen Überlieferung in jener Gegend nur die Cherusker gesessen haben können. Obwohl wir in der letzten Zeit viele Cheruskersiedlungen aufdecken konnten — ich erwähne nur jene von Letter und Gleidingen[2]) sowie

[2]) Schroller: Grabungen bei Letter, Landkr. Linden. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte. Nr. 4. S. 74 ff.
Ders.: Neue Entdeckungen der Provinzialstelle für Urgeschichte. Die Provinz Hannover. Hannover, 23. Juli 1931, Nr. 15. S. 14 ff.

die von Jacob-Friesen neu entdeckte Burg auf dem Gehrdener Berge — sind uns die Gräber bis dahin unbekannt geblieben. Wir verstehen jetzt auch, wieso das möglich war, denn eine kleine dunkle Stelle anscheinend ohne Inhalt fällt dem pflügenden Landwirt oder dem Kiesgrubenarbeiter kaum auf, während die Urnen in der Hoffnung auf einen kostbaren Inhalt doch gewöhnlich sorgfältiger geborgen werden. Erfüllt sich dann die Hoffnung auf einen solchen

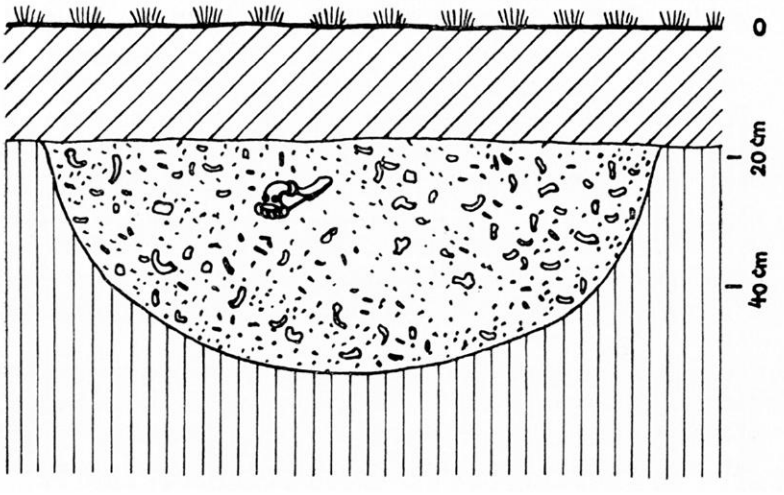


Abb. 1. Cheruskisches Brandgrubengrab. Schema.

nicht, so werden sie von dem enttäuschten Schatzsucher zerschlagen oder manchmal ins Museum gegeben. Jedenfalls besteht bei Urnenfunden leichter die Möglichkeit, daß sie zur Kenntnis der zuständigen Stellen gelangen. Eine Nachprüfung der Museumsbestände ergab, daß die sog. Augenfibeln, ein ziemlich kurzlebiger Typus, der in dem einen Grabe vom Stierbusch auftrat, in der Gegend um Hannover verhältnismäßig häufig vorkommen (Bremerode 2 mal, Garbsen 2 mal, Wehmingen, Bolzum). Mag auch das eine oder andere Stück noch bei Lebzeiten seines Besitzers verloren gegangen sein, so stammen einige Exemplare doch sicher aus nicht beachteten Brandgrubengräbern, wie z. B. die Silberfibel von Garbsen, die deutliche Spuren von Feuereinwirkung zeigt. Von diesem Gräber-

feld besitzt das Provinzialmuseum auch ein kleines, im Scheiterhaufenfeuer verschlacktes und verzogenes Beigefäß (dazu ein verschlacktes Eisenbruchstück) derselben Zeitstellung.

Fassen wir die Ergebnisse kurz zusammen, so zeigt sich, daß die Cherusker ihre Toten in Brandgrubengräbern bestatten, die Leichenbrand, Holzkohle, Reste der Opfergefäße und des spärlichen Schmuckes enthalten (Abb. 1). Die endgültige Anzahl der Be-

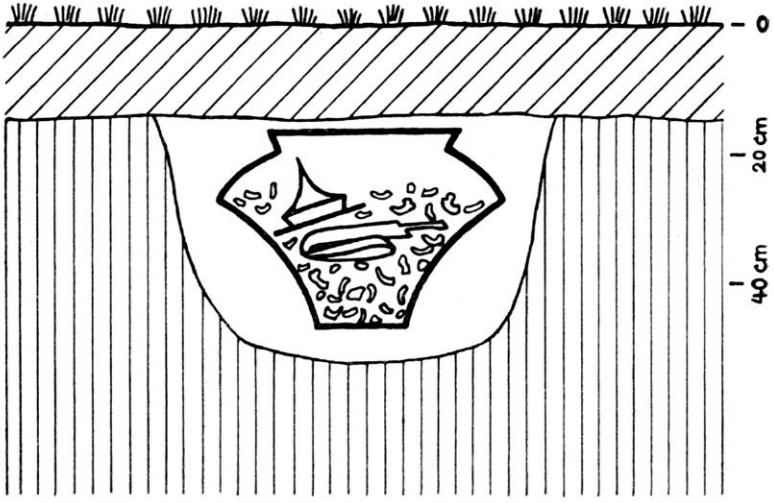


Abb. 2. Langobardisches Urnengrab, männlich. Schema.

stattungen auf dem Stierbusch ist noch nicht bekannt, doch dürfte sie nicht wesentlich über die 30 hinausgehen. Eine Unterscheidung der Gräber anhand der Beigaben in männliche und weibliche war nicht möglich. Hierdurch unterscheiden sich die Cheruskergräber wesentlich von denjenigen anderer westgermanischer Stämme wie z. B. der Langobarden. Dort werden die Toten in Urnen beigesetzt und zwar nur der aus dem Scheiterhaufenrückstand herausgelesene Leichenbrand. Die Friedhöfe sind meist groß und nach Geschlechtern getrennt. Der tote Krieger bekommt seine Waffen, die Frau ihren Schmuck mit (Abb. 2). Die Langobarden gehören zur suebischen Stammesgruppe der Herminonen, zu der man gewöhnlich auch die Cherusker gerechnet hat. Wenn es sich aber bei

den drei westgermanischen Stammesgruppen der Herminonen (suebische Stämme), Ingvaeonen (sächsische Stämme) und Istvaeonen um Kultgemeinschaften gehandelt hat, wie gewöhnlich angenommen wird, dann können die Cherusker der kultischen Verschiedenheiten halber nicht zu den Herminonen gehören. Die Ingvaeonen schalten ebenfalls aus, da sie damals nur an der Küste saßen [3]), und so spricht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Cherusker zusammen mit den Angrivariern und vielleicht einigen noch weiter westlich wohnenden Stämmen die bisher archäologisch nach kaum bekannte Kultgemeinschaft der Istvaeonen bilden. Neben diesen auf dem Totenkult aufgebauten Erwägungen sprechen noch Erwägungen siedlungskundlicher Art [4]) und die Ausbildung der Keramik [5]) für die istvaeonische These.

Gutachten von Herrn Prof. Neuweiler-Zürich.

„Es ist charakteristisch, daß keine Nadelhölzer vorliegen; die Kohlen gehören ausschließlich Laubholzwäldern an, die alle in unseren heutigen Laubholzwäldern vorkommen.

In der Gesamtheit der Kohlenreste sind, nach abnehmender Menge geordnet, folgende Laubbäume vertreten:

1. Alnus glutinosa (L.) Gärt., Schwarzerle.
2. Corylus Avellana L., Hasel.
3. Fraxinus excelsior L., Esche.
4. Acer pseudoplatanus L., Bergahorn.
5. Betula sp., Birke.
6. Fagus silvatica L., Buche.
7. Ulmus sp., Ulme.
8. Carpinus Betulus L., Hainbuche.
9. Quercus sp., Eiche.
10. Salix sp., Weide.
11. Prunus sp., Kirschenart.

Die Hölzer sind jeweils nach abnehmender Menge geordnet.

(Die in Klammern gesetzten Arten liegen jeweils nur in einem Stückchen vor.)

---

[3]) Vor kurzem ist die Bestattungsweise der Chauken bekannt geworden. Waller: Chaukische Gräberfelder an der Nordseeküste. Mannus, 25. Bd. S. 40 ff.

[4]) Schroller, H.: Urgeschichte u. Geologie. Jahresber. d. Niedersächs. Geol. Ver. 1933.

[5]) Vergl. hierzu die Keramik von Letter in: Nachrichten. H. 4, Tafel VII u. VIII.

Grube I—II	Alnus glutinosa, Fraxinus excelsior, (Betula sp.).
Grube I	Alnus glutinosa, Laubholz.
Grube II	(Betula sp.).
Stelle II	Fraxinus excelsior, Alnus glutinosa, Acer pseudoplatanus, Betula sp., Corylus avellana, (Ulmus sp.).
Stelle III	Alnus glutinosa, Betula sp., (Corylus avellana), (Ulmus sp.).
Grube IV	Alnus glutinosa, (Carpinus Betulus).
Grube V	Corylus avellana, Ulmus sp., Betula sp., Alnus glutinosa, (Acer pseudoplatanus).
Grube VI	Alnus glutinosa, Corylus avellana, (Betula sp.), (Quercus sp.).
Grube VII	Alnus glutinosa, Corylus avellana, Betula sp., (Acer pseudoplatanus).
Grube VIII	Alnus glutinosa, Betula sp.
Grube X	Alnus glutinosa.
Grube XI	Alnus glutinosa.
Grube XIII	Corylus avellana.
Grube XIV	Alnus glutinosa, Salix sp., Corylus avellana, (Betula sp.), (Fagus silvatica).
Grube XV	Alnus glutinosa, Corylus avellana, Ulmus sp., Betula sp., (Fagus silvatica), Fraxinus excelsior.
Grube XVI	Alnus glutinosa, Corylus avellana, Fraxinus excelsior, Betula sp.
Grube XVII	Alnus glutinosa, Corylus avellana, Betula sp., Acer pseudoplatanus, (Fagus silvatica), (Prunus sp.), (Salix sp.).
Grube XVIII	Alnus glutinosa.
Grube XIX	Quercus sp., (Alnus glutinosa, Salix sp.).
Grube XX	Alnus glutinosa, (Corylus avellana).
Grube XXI	Alnus glutinosa, (Corylus avellana), (Betula sp.).
Grube XXII	Alnus glutinosa, (Corylus avellana), (Betula sp.).
Grube ?	(Grabung Dr. v. Uslar, 1931). Corylus avellana, (Betula sp.), (Alnus glutinosa)."

Brandgrubengräber aus der frühen römischen Kaiserzeit bei Rinteln.

Von

R. v. Uslar.

Mit 4 Abbildungen im Text.

Gegenüber Rinteln a. W. erhebt sich am nördlichen Weserufer mit weitem Blick in die Talebene der Stierbusch. Der zu den Terrassen des Flusses gehörige aus Kies und Sand aufgebaute Hügel wird teilweise in einem ausgedehnten Grubenbetrieb abgetragen. Nachdem bei diesen Arbeiten wiederholt Stellen mit schwarzer Erde zerstört waren, wurde im Sommer 1931 nach einer ersten Grabung Dr. Schrollers-Hannover der unmittelbar gefährdete Streifen abgedeckt, wodurch etwa ein Dutzend Grabstätten, die nach der geltenden Terminologie als Brandgrubengräber zu bezeichnen sind, aufgedeckt wurden. Sie liegen ziemlich dicht beisammen, lassen aber eine beabsichtigte Anordnung oder Reihung nicht erkennen. Sie sind rundlich, oval oder auch länglich-schlauchförmig. Ihre Oberfläche liegt ungefähr 30 cm unter der heutigen, dabei schwankt ihre Größe von etwa 0,8 × 0,8 m bis zu 1,0 × 3,5 m, die auffallend geringe Tiefe zwischen 15 und 40 cm. Ihr Inhalt besteht mit allmählichen Übergängen aus tiefschwarzer, fettiger oder grauer, stärker sandhaltiger Erde, reichlicher erstere, spärlicher letztere untermischt mit Holzkohlestückchen und Spuren stets durch die ganze Grube zerstreuten, stark vergangenen Leichenbrandes; größere Knochenstückchen waren sehr selten. Es ist jedoch dies außerordentlich starke Vergehen des Leichenbrandes auch sonst in Brandgruben beobachtet [1]). Der Grabcharakter wird vollends zweifelsfrei durch die allerdings nicht gerade reichlichen oder ansehnlichen Beigaben. Sie bestehen außer wenigen kleinen und

[1]) Vgl. Schwantes, Die ältesten Urnenfriedhöfe, S. 146, 156. — Hahne, Jahrbuch d. Prov.-Mus. Hannover 1910/11, S. 37 ff. — Lienau, Mannus XI/XII, 1919/20, S. 1 ff.

uncharakteristischen Gefäßscherben, angeschmolzenen Bronze- und verrosteten Eisenstückchen aus zwei Bronzefibeln und den Resten von zwei aus einer Grube stammenden Eisenfibeln.

Von den beiden stark beschädigten Eisenfibeln besitzt die eine einen profilierten Endknopf am Nadelhalter[2]), sie gehört vielleicht der Spätlatèneform mit hoch gestrecktem Bügel an (Abb. 1)[3]). — Die eine der beiden Bronzefibeln (Abb. 2) ist eine Augenfibel der

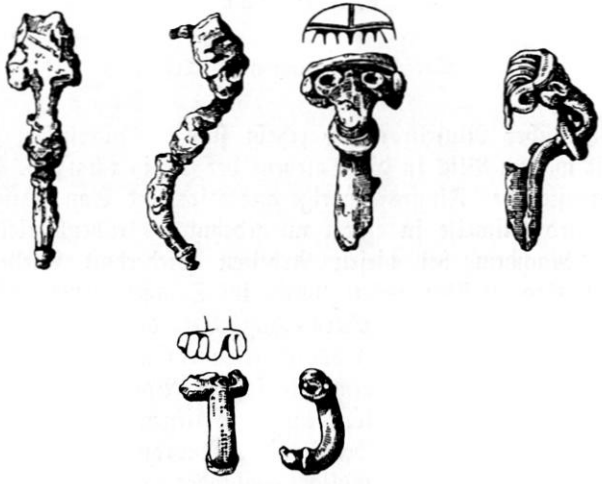


Abb. 1—3, 1/2 nat. Gr. Abb. 1 Eisen, 2, 3 Bronze.

Form Almgren 47. Das Bügelende ist abgebrochen. Die Fibel steht typologisch in der Mitte zwischen einer älteren Form, dem Typ I nach Kiekebusch[4]) wegen der noch fast kreisrunden Bügelscheibe, der kräftig ausgebildeten Seitenknöpfe und dem breiten Sehnenhaken mit feiner Strichverzierung längs der Ränder sowie

[2]) Herr Dr. Schroller machte Verf. dankenswerter Weise darauf aufmerksam, daß das mit einem profilierten Endknopf versehene Stück als Fußteil der Fibel anzunehmen ist.

[3]) Sie findet sich in der Seedorfstufe im nordöstlichen Hannover (vgl. Schwantes, Nachrichtenblatt f. Niedersachsens Urgesch. Nr. 2, 1921, S. 9, Abb. 27—28), in Großromstedt in Thüringen (Eichhorn, Der Urnenfriedhof bei Großromstedt, Mannusbibliothek 41, S. 181 ff.). — Vgl. auch Schulz, Jahresschrift f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder XVI, 1928, S. 66.

[4]) Die absolute Chronologie der Augenfibel in: Der Einfluß der röm. Kultur auf die germ., S. 68 ff.

quer über die Mitte und dem jüngeren Typ II wegen der schon geschlossenen inneren Augen mit leichter Umwallung[5]). Auf Grund datierbarer römischer Funde glaubt Kiekebusch aaO. die Entstehung seines Typs II in das zweite Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts nach

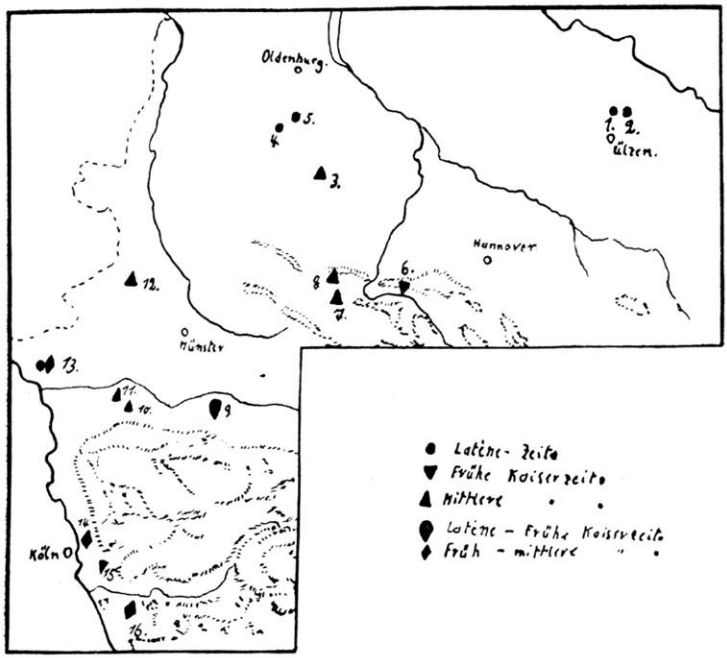


Abb. 4. Verbreitung der Brandgrubengräber.

Chr. verlegen zu können. In dem um 40 nach Chr. gegründeten römischen Kastell Hofheim liegen jedenfalls nur Formen vor, die typologisch jünger als das Rintelner Stück sind[6]). — Die andere Bronzefibel (Abb. 3) gehört der Form Almgren 19/20 an. Sie

[5]) Wie ich sehe, findet sich die auf dem Rintelner Exemplar angebrachte Verzierung des Sehnenhakens sonst nur bei Fibeln mit noch offenen Augen. Vgl. z. B. Almgren Form 45; Pic, Die Urnengräber Böhmens, Tf. 64, 4; 71, 3; 74, 2; Beltz, Die vorgesch. Altertümer Mecklenburgs, S. 323, Tf. 56, 62.

[6]) Ritterling, Das frührömische Lager bei Hofheim, Nassauische Annalen 40, 1912, S. 81 ff., 120 ff.

besitzt vordere Sehne mit Sehnenhaken, Rollenstützplatte und dicken, im Querschnitt runden, unten leicht abgeplatteten Bügel. Über den Rücken laufen zwei Punzenreihen bis zu einer feinen Perlreihe vor dem Ansatz des niedrigen Bügelkamms, hinter dem die Fibel abgebrochen ist. Vielleicht läßt die hülsenartige Ausbildung der Stützplatte auf eine germanische Abart dieser sonst als provinzialrömisch geltenden Fibelart schließen[7]). Zu ihrer Zeitstellung kann aber wiederum auf das Kastell Hofheim verwiesen werden, wo ein runder, dicker Bügel nurmehr selten gegenüber offensichtlich jüngeren Ausbildungen der Form Almgren 19/20 vorkommt und deshalb dort gegen die Mitte des 1. Jahrhunderts verschwinden soll[8]).

Auf Grund der Fibeln läßt sich somit die zeitliche Ansetzung der Anlage der Gräber in die ersten Jahrzehnte des 1. Jahrhunderts nach Chr. bis höchstens zur Jahrhundertmitte gewinnen.

Die Brandschüttungsgräber von Rinteln erlangen jedoch insofern eine mehr als lediglich lokale Bedeutung, als sie eine zeitliche und räumliche Lücke in dem Vorkommen der Brandgrubenbestattungsart in Nordwestdeutschland auszufüllen helfen. Es fanden sich bisher aus der Latènezeit Brandgrubengräber im nordöstlichen Hannover in der Gegend von Ülzen in der Ripdorfstufe (1—2)[9]), um dort mit der Seedorfstufe nicht mehr vorzukommen[10]) (Abb. 4). Im Oldenburgischen (3—4) in einem anscheinend mittel- bis spätlatènezeitlichen Fundzusammenhang vor, in Ostfriesland ist kürzlich ein kaiserzeitliches Brandgrubengrab aufgedeckt[11]). Sie sind dann für Hannover erst wieder für die mittlere Kaiserzeit in Barnstorf (5) nachzuweisen. Hier schieben sich nun die Rintelner Gräber (6) ein. Sie liegen aber außerdem in der Nachbarschaft von mehreren neuerdings aufgedeckten bzw. festgestellten kaiserzeitlichen Brandgruben-

---

[7]) Vgl. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen, Mannusbibliothek 32, 1923, S. 107, 209. — Eichhorn aaO., S. 199.

[8]) Vgl. Ritterling aaO., S. 120.

[9]) Mit den in Klammern gesetzten Zahlen wird auf das am Schluß folgende mit einer Übersichtskarte verbundene Verzeichnis der Brandgrubengräber zur Latène- und römischen Kaiserzeit in Nordwestdeutschland verwiesen, das freilich keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Siehe dazu auch Abb. 4.

[10]) Schwantes, Nachrichtenblatt f. Niedersachsens Urgesch. Nr. 2, 1921, S. 6. — Ders., Die ältesten Urnenfriedhöfe, S. 8. — Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgesch., S. 120.

[11]) Eppingawehr, Kreis Werner: nicht auf der Karte. — Schroller, Die Kunde 1, 1933, S. 9. Tylmann, Ostfriesische Urgeschichte, S. 145.

feldern an der mittleren Weser in Westfalen (7—8). Diesen schließen sich wiederum nach Westen weitere durch ganz Westfalen (9—12) bis zum Niederrhein (13) und zur Kölner Bucht (14—16) aus der Latènezeit bis zur mittleren Kaiserzeit an. — Es darf vermutet werden, daß nunmehr Brandgrubengräber häufiger zum Vorschein kommen werden, nachdem man einmal auf das weitverbreitete und langdauernde Vorkommen dieser freilich im Boden oft nur schwer erkennbaren Bestattungsart im nordwestlichen Deutschland aufmerksam geworden ist. Es wird dann nachzuprüfen sein, ob es sich bei der Ausbreitung der Brandgruben- und ihnen nächstverwandten Brandschüttungsgräber um einen einheitlichen Vorgang und Ablauf handelt, wie es im allgemeinen die heutige Meinung ist [12]), oder auch örtlich begrenzte Entwicklungen anzunehmen sind, wie es beispielsweise Stampfuß für eine gewisse Gegend am Niederrhein zu glauben geneigt ist [13]).

Zum Schluß habe ich allen denjenigen, die am Zustandekommen dieser Grabung beteiligt waren, und die ich nicht alle nennen kann, meinen Dank auszusprechen. — Die Funde befinden sich im Heimatmuseum Rinteln.

Fundortsverzeichnis.

1. Oitzmühle bei Ülzen. — Schwantes, Die ältesten Urnenfriedhöfe bei Ülzen und Lüneburg, S. 146.
2. Klein-Hesebeck bei Ülzen. — Schwantes aaO., S. 156.
3. Garther Heide, Amt Kloppenburg in Oldenburg. — Lienau, Oldenburger Grabungen, Mannus XI/XII, 1919/20, S. 1 ff.
4. Kurze Heide, Amt Wildeshausen in Oldenburg. — Lienau aaO., S. 94 ff.
5. Barnstorf, Kreis Diepholz. — Hahne, Das Brandgräberfeld bei Barnstorf, Jahrbuch d. Prov.-Mus. Hannover, 1910/11, S. 37 ff.
6. Rinteln, Kreis Grafschaft Schaumburg. — Mus. Rinteln.
7. Hiddenhausen, Kreis Herford. — Stieren, Bodenaltertümer Westfalens, II. Bericht, Westfalen, Mitt. d. Landesmus. d. Provinz Westfalen XVI, 1931, S. 189 f.

---

[12]) Kostrzewski, Artikel Brandgrubengrab und Brandschüttungsgrab in Ebert, Reallex. Bd. 2.

[13]) Grabfunde im Dünengebiet des Kreises Rees, S. 46 ff., 70.

8. Unterlübbe, Kreis Minden, Stieren aaO., S. 189.
9. Rünthe, Kreis Hamm. — Mus. Dortmund.
10. Herne. — Stieren aaO., S. 189 f.
11. Suderwick bei Herne. — Stieren aaO., S. 189 ff.
12. Averbeck, Kreis Ahaus. — Stieren aaO., S. 189 f.
13. Dünengebiet im Kreis Rees. — Stampfuß, Gräberfunde im Dünengebiet des Kreises Rees, Veröffentl. d. städt. Heimatmus. Duisburg-Hamborn. — Nicht auf der Karte, Keppeln, Kreis Elert, linksrheinisch. — Bonner Jahrb. 136/37, 1932, S. 289, 321.
14. Rheindorf bei Opladen. — Rademacher, Die Chronologie der Germanengrabfelder in der Umgebung von Köln, Mannus XIV, 1922, S. 187 ff.
15. Wahn bei Köln. — Rademacher aaO. Ders., Korrespondenzblatt f. Anthropologie 1910, S. 122.
16. Niederpleiß, Siegkreis. — Rademacher aaO.

Der Ellerbecker Goldfund.

Von

Dr. K. Kennepohl, Osnabrück.

Mit 2 Abbildungen auf Tafel VIII u. IX.

Am 13. Februar 1933 wurden in Ellerbeck, 14 km östlich von Osnabrück, eine Anzahl römischer Solidi gefunden. Die Fundstelle liegt fast auf der Höhe einer sanft geneigten Bodenschwelle oberhalb des rechten (an dieser Stelle nördlichen) Ufers der Hase. Die eiszeitlichen Sande des Hügels, der fast ganz von Ackerfeldern eingenommen ist, werden an der Südseite in einer Sandgrube abgebaut. Am Kopfende der Grube wurden schon seit Monaten Topfscherben gefunden, die nach der Bestimmung des Herrn Museumsdirektors Dr. Gummel-Osnabrück auf eine germanische Ansiedlung (nicht Grabstätte) des 4. nachchristl. Jahrhunderts schließen lassen. An dieser Stelle wurde auch an dem eingangs erwähnten Tage eine zylindrische, allseits geschlossene Broncebüchse (Höhe ca. 5 cm, Dm. ca. 4 cm) gefunden, die nur an der Seite ein Loch von ca. 2 mm Dm. aufwies. Nach Erweiterung des Loches seitens des Finders kam zunächst ein schwärzliches Pulver, dann ein Schatz von genau 25 Solidi des 4. Jh. n. Chr. zum Vorschein. Der gesamte Fund konnte geborgen und festgestellt werden. Die Büchse ist auf Tafel VIII abgebildet.

Beschreibung der Fundstücke.

(Die mit * versehenen Stücke sind auf Tafel IX abgebildet.)

Constantius II. 337—361.

Mst. Trier.

1. Behelmtes Brustbild, fast von vorn, im Panzer; die Rechte schultert eine Lanze, l. ein Schild mit Buckel, von dem dicke Strahlen ausgehen.
DN CONSTAN — TIVS PF AVG

Rf. Umher: GLORIA — REI — PVBLICAE
Roma und Constantinopolis halten eine Tafel mit:
VOT = XXX = MVLT = XXXX Unten TR*
4,39 g.

*2. Vf. wie Nr. 1.
Rf. wie Nr. 1, aber TR
4,45 g.

3. Vf. Brustbild mit Diadem, Mantel und Panzer.
CONSTANTI — VS AVGVSTVS
Rf. Umher: VICTORIAE DD NN AVGG
Zwei Victorien halten eine Tafel mit:
VOT = XX = MVLT = XXX Unten TR
4,25 g.

4. Vf. Brustb. wie Nr. 3, aber größerer Kopf.
DN CONSTAN — TIVS PF AVG
Rf. Victoria und Roma, mit Szepter, halten eine Stange mit Trophäen.
VICTORIA.AVG.LIB.ROMANOR Unten TR
4,56 g.

5. Vf. wie Nr. 4, aber kleinerer Kopf.
Rf. wie Nr. 1.
4,65 g.

Mst. Antiochia.

6. Vf. Brustbild mit Diadem, Mantel und Panzer.
FL IVL CONSTAN — TIVS PERP AVG
Rf. Umher: VICTORIA AVGVSTORVM
Sitzende Victoria und Amor halten eine Tafel mit:
VOT = XV = MVLT = XX Unten SMANA
4,43 g.

*7. Beiderseits wie Nr. 6, aber Rf. unten: SMANS
4,46 g.

Magnentius 350—353.

Mst. Trier.

8. Vf. Brustbild mit Panzer und Mantel.
DN MAGNEN — TIVS PF AVG

Rſ. Victoria und Roma, mit Szepter, halten eine Stange mit Trophäen.
VICTORIA AVG LIB ROMANOR Unten TR
4,33 g.

9. Beiderſeits wie Nr. 8, aber von anderem Stempel.
3,69 g (!).

10. Beiderſeits wie Nr. 8, aber Rſ. VICTORIA AVG LIB.ROMANOR
3,78 g (!).

11. Vſ. Bruſtbild wie Nr. 8.
IM CAE MAGN — ENTIVS AVG
Rſ. wie Nr. 8.
4,21 g.

*12. Vſ. wie Nr. 11.
Rſ. Darſtellung wie Nr. 8.
VICTORIA.AVG.LIB.ROMANOR Unten TR
4,35 g.

13. Vſ. wie Nr. 11; Rſ. wie Nr. 8.
4,43 g.

14. Vſ. wie Nr. 11; Rſ. wie Nr. 12.
4,28 g.

15. Beiderſeits wie Nr. 14, aber von anderem Stempel.
4,34 g.

16. Beiderſeits wie Nr. 14 u. 15, aber von anderem Stempel.
4,35 g.

Mst. Aquileia.

17. Vſ. Bruſtbild wie Nr. 8, aber von feinerem Schnitt.
IMP CAES MAG — NENTIVS AVG
Rſ. wie Nr. 12, aber unten: SMAQ
4,49 g.

Decentius (Caeſar des Magnentius), 351—353.

Mst. Trier.

18. Vſ. Bruſtbild mit Panzer und Mantel.
DN DECENTI — VS FORT CAES
Rſ. Darſtellung wie Nr. 8.

VICTORIA CAES.LIB.ROMANOR Unten TR
4,44 g.

19. Vs. wie Nr. 18.
Rs. wie Nr. 18, aber VICTORIA.CAES.LIB.ROMANOR
4,35 g.

Valentinian I. 364—375.

Mst. Sirmium.

20. Vs. Brustbild mit Diadem, Panzer und Mantel.
DN VALENTINI — ANVS PF AVG
Rs. Der stehende, links schauende Kaiser; i. d. R. das Labarum mit Christogramm haltend, auf d. L. die auf einer Kugel schwebende Victoria, die dem Kaiser einen Kranz entgegenhält.
RESTITVTOR-REIPVBCAE (!) Unten SIRM
4,38 g.

*21. Beiderseits wie Nr. 20.
4,66 g.

22. Vs. wie Nr. 20, aber etwas kleinerer Kopf.
Rs. Darstellung wie Nr. 20, aber kleiner.
RESTITVTOR-REIPVBLICAE Unten: *SIRM
4,48 g.

23. Beiderseits wie Nr. 22.
4,55 g.

Mst. Lyon.

24. Vs. Brustbild ähnlich wie Nr. 20, aber größer und roher.
DN VALENTINI — ANVS P AVG
Rs. ähnlich wie Nr. 20, aber Spiegelbild, rohe Zeichnung, das Christogramm ist zu einem siebenstrahligen Stern geworden.
PIER — SVLMS Unten LVG
4,00 g Blaßgold.
Keltische oder germanische Nachprägung.

Tafel VIII.

Zum Ellerbecker Goldfund.
Jetziger Zustand der Büchse. (Nat. Größe.)

Tafel IX.

Einige Goldmünzen des Ellerbecker Fundes. 1/1 nat. Gr.

Valens 366—378.

Mst. Lyon.

25. Vs. Brustbild mit Diadem, Panzer und Mantel.
DN VALEN — S PF AVG
Rs. Darstellung ähnlich wie Nr. 20.
RESITVTOR — REIPVBLICAE Unten SMLVG
4,45 g.

Damit ist wiederum ein Fund gemacht worden, der in das Gebiet jener merkwürdig starken Fundhäufung römischer Münzen im freien Germanien gehört, das sich westlich des wichtigen, stets hart umkämpften Weserüberganges bei Minden ausdehnt. Es lassen sich deutlich zwei Gruppen von Münzfunden aus der Römerzeit in diesem Gebiete unterscheiden: aus der Zeit des Augustus und Tiberius, dann aus dem 4. u. 5. Jh. n. Chr.[1]). Die Zwischenzeit ist sozusagen fundleer. Daß die Vergrabung von Schätzen irgendwie mit unruhigen Zeiten im Zusammenhang steht, ist bekannt. Die erste Gruppe der Münzfunde deckt sich mit den Eroberungszügen der Römer in Germanien, die zweite Gruppe mit inneren Völkerverschiebungen in Nordwestdeutschland, als die Franken, die Verbündeten der Römer, etwa auf einer Linie von der Lippemündung zur mittleren Weser dem Vordringen der Sachsen von Nordosten her Einhalt zu gebieten versuchten. Die verhältnismäßige Fundleere fällt mit den im großen und ganzen ruhigen Zeiten zusammen, die unser Gebiet nach den Römerzügen bis ins 4. Jh. hinein gehabt hat.

Bemerkenswert ist, daß die zweite Fundgruppe in erster Linie aus Goldmünzen besteht. Der vorliegende Goldfund bestätigt diese Beobachtung. Eine Erklärung dafür macht einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung des römischen Münzwesens erforderlich. Die Italiker, und damit auch die Römer, besaßen urspr. nur Kupferwährung, dessen Einheit der As war. Aber unter dem wachsenden Einfluß des griechischen Handels auf Rom und durch die innige Berührung des römischen Staatswesens mit griechischer Kultur seit dem Kriege gegen den König Pyrrhus von Epirus ging die römische Finanzverwaltung i. J. 269/68 v. Chr. zur Silberprägung

---

[1]) Näheres s. b. Sture Bolin, Die Funde röm. u. byz. Münzen im freien Germanien, Dtsches Arch. Inst., Röm.-Germ. Kom., 19. Bericht 1929, Frankfurt a/M. 1930, S. 88 f., auch für das Folgende.

über. Nach ihrem urspr. Werte von 10 Assen (deni = je 10 [Asse]) hießen die neuen Silberstücke Denare. Sie wogen $^1/_{72}$ röm. Pfund = 4,55 g. Seit ca. 217 v. Chr. in seinem Fuße etwas erleichtert ($^1/_{84}$ röm. Pfund = 3,9 g), hielt sich der Denar in gleichem Gewicht und in gleicher Güte (fast reines Silber) bis in die Zeiten Neros (54—68 n. Chr.), der ihn auf $^1/_{96}$ röm. Pfund = 3,4 g herabsetzte. Seit dieser Zeit sinkt der Denar ständig. Im 3. Jh. (Zeit der „Soldatenkaiser") geht die röm. Silberprägung raschem Verfall entgegen. Unter Gordianus III. (238—244) werden nur noch geringhaltige Doppeldenare (Antoniniane) geprägt, die z. Zt. des Gallienus (259—68) bereits auf 5 % Silberinhalt heruntergekommen sind (Weißkupfer). Das Kupfer, das nach Einführung des Silbergeldes zunächst noch als Währungsmetall anzusprechen ist, büßt diese Stellung i. J. 89 v. Chr. ein. Die Stücke zu 1 As und zu $2^1/_2$ As (Sesterz) werden Kreditmünzen, die als Teilstücke des Denars nur solange ihre Berechtigung hatten, als dieser selbst einigermaßen in seinem Werte verblieb. Durch den Zusammenbruch des Denars im 3. Jh. geht auch die kupferne As- und Sesterzenprägung allmählich zu Grunde, bzw. läuft schließlich mit der Weißkupferprägung zusammen, die im 4. Jh. unter Constantin (307—337) im Centenionalis (ca. 3,5 g) und unter dessen Söhnen im Nummus (ca. 1,25 g) ihren wesentlichen Ausdruck findet. Nach der verhältnismäßig geringen Goldprägung der Republik (seit 217/16 v. Chr.) setzt unser Caesar eine massenhafte Herstellung des Aureus ($^1/_{40}$ röm. Pfund = 8,19 g) ein. Nero setzt den Aureus auf $^1/_{45}$ röm. Pfund = 7,28 g herab. Seit Caracalla (211—217) wird bei gleichbleibender Feinheit (Korn) das Gewicht (Schrot) so schwankend, daß die Goldstücke zugewogen werden und demgemäß als Barren aufgefaßt werden müssen. Nach vergeblichen Versuchen Diokletians (284—305), das Gewicht des Aureus zu festigen, prägt Constantinus seit 309 in Trier, seit 324 im ganzen Reiche eine Goldmünze zu $^1/_{72}$ röm. Pfunde (= 4,55 g = 12,69 RM.), den Solidus, der im wesentlichen bis zum Ende des Römerreichs (1453) bestehen bleibt und richtunggebend für den (Gold-) Gulden und Dukaten gewesen ist. Aus dem Gesagten erhellt, daß im 4. Jh. nur Gold- und (Weiß-) Kupfergeld umlief. (Die Versuche Diokletians und Constantins, einen neuen Feinsilber-Denar einzuführen, sind so geringfügig, daß sie hier übergangen werden können.) Die Folge davon

war, daß damals hauptsächlich nur Goldschätze wegen ihres hohen Wertes verborgen wurden, wenngleich nicht geleugnet werden soll, daß in jener Zeit auch Kupfermünzen einen gewissen Wert darstellten und demgemäß als Schatz der Erde anvertraut wurden.

Über die gefundenen Goldmünzen selbst bleibt nach der voraufgegangenen Beschreibung nur noch wenig zu bemerken. Die verhältnismäßig eintönigen Vorderseiten der Stücke zeigen nur Bildnis, Namen und Titel des betr. Herrschers. Dagegen sind die Rückseiten vielseitiger. Die verschiedenen, im Funde vorkommenden Münzstätten (Trier, Antiochia in Syrien, Aquileia in Norditalien, Sirmium bei Belgrad und Lyon) belehren uns über die ausgedehnten Verkehrsverbindungen des weiten Römerreiches. Daß die dem Fundorte nächstgelegene Münzstätte Trier in dem Schatze am stärksten vertreten ist (fast zwei Drittel!), muß als natürlich erscheinen. Im übrigen sind die Rückseiten der römischen Kaisermünzen ein Tummelplatz aller möglichen Verherrlichungen der Kaiser. Im vorliegenden Falle lassen sich leicht drei Gruppen bilden. 1. Der „Votum-Typus" (Nr. 1—3, 5—7 der Beschr.) spiegelt den Brauch der späteren Kaiserzeit wieder, daß die Untertanen für die weitere 5-, 10- usw. jährige Regierungsdauer des Herrschers Gelübde zu schließen pflegten. 2. Der „Victoria-Typus" (Nr. 3, 4, 6—19) feiert irgendeinen (manchmal gar nicht erfochtenen!) Sieg des Kaisers. Bisweilen findet sich eine Vereinigung beider Typen (Nr. 3, 6, 7). 3. Der „Restitutor-Typus" (Nr. 20—23, [24], 25) drückt die Absicht des Monarchen, bzw. die Sehnsucht der Bevölkerung aus, die alten, ruhigen Zustände des Reiches wiederhergestellt zu sehen. Daß es bei dem Wunsche blieb, wissen wir aus der Geschichte: Die jugendfrischen germanischen Völker klopften bereits allzu stark an die Tore des Imperiums.

Auf welche Weise das Gold nach Nordwestdeutschland, und damit nach Ellerbeck gekommen ist, läßt sich nicht sagen. Es kann sich ebensogut um den heimgebrachten Sold eines Germanenkriegers in römischen Diensten handeln, wie um die Beute eines germanischen Raubzuges über den Rhein ins Römerreich hinein. Schließlich kommt neben irgendeinem kriegerischen Ereignis auch noch der Handel in Frage, denn auf dem alten Wege, der von der Lippemündung durch das Osnabrücker Bergland zum Weserübergang

bei Minden führt, zog in gleicher Weise der Krieger und der Kaufmann.

Sechs Stücke des Schatzes waren durchlocht. Es ist anzunehmen, daß dieselben als Schmuck gedient haben.

Der Ellerbecker Fund zeigt in seiner Zusammensetzung eine auffällige Ähnlichkeit mit demjenigen von Westerkappeln (v. J. 1920) [2]). Beide beginnen mit Constantius II. (337—61) und schließen mit Valens (366—78). Wegen der vorzüglichen, bzw. stempelglänzenden Erhaltung der Münzen Valentinians und Valens darf vermutet werden, daß die Ellerbecker Stücke um 375 vergraben sind.

---

[2]) Blätter f. Münzfr., Halle (Saale), 1921, S. 152.

Bücherbesprechungen.

Frobenius, Leo. Schicksalskunde im Sinne des Kulturwerdens. 8°. 203 Seiten mit 29 Abbildungen im Text. Leipzig 1932. R. Voigtländers Verlag.

Für Leo Frobenius, der sich durch zahlreiche, von ungeahnten Erfolgen gekrönte Afrikaexpeditionen geschult vom Ethnographen zum Kulturmorphologen entwickelte, sind alle kulturellen Erscheinungen nicht Einzelheiten geblieben, sie vereinen sich bei ihm zur Ganzheit des Lebens. Dieser Begriff der Kultur wird ihm nicht nur eine, sondern die Gnadengabe der neuen Zeit. Er sprach schon im vorigen Jahre von der beginnenden deutschen Revolution, die das deutsche Volk nach jahrelangem Unterricht in Tatsachenakrobatik zu einer Auffassung führen würde, die sich mehr und mehr auf die eigene Natur des deutschen Volkes besinnen und die Kraft finden würde, die eigene Welt zu erleben, und aus dieser heraus sich und der Menschheit die Herrlichkeiten der durch den Tatsachenwandel schreitenden Wirklichkeit zu erschließen. Diese Einstellung erlangte er nicht auf Grund politischer Erwägungen, sondern eben aus der Betrachtung des Kulturwerdens, das er durch Zusammenfassung der Geschichte, Altgeschichte, Urgeschichte, Ethnographie und Ethnologie zur Kulturmorphologie erschloß. An die Urgeschichtsforscher richtet er die Frage, ob die Reliquien aus uralten Zeiten lediglich Kulturskelettmaterial darstellen und mit dem Leben heutiger Völker keine Zusammenhänge haben sollten. Er weist darauf hin, daß solche Zusammenhänge durchaus aufzufinden sind und fordert eine umfassendere kulturmorphologische Betrachtung, auch für die Prähistorie. „Die tote Materie aller Geschichte und Urgeschichte vermochte der Mensch sich immer nur zu eigen zu machen, indem er ihr das einseitige „Ich" des Lebendigen aufdrängte. Die Lebensbuntheit der ethnographischen Kulturen widersteht solchen Verfahren und kann sie auch entbehren. Mit ihr entschleiert sich vor dem menschlichen „Ich" das „Du" der Kultur."

Jacob-Friesen.

Grimm, Paul. Zur Entwicklung der mittelalterlichen Keramik in den Harzlandschaften. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde. Jahrgang 1933, Heft 1. 38 Seiten, 27 Abb. im Text. 8°. Wernigerode, Selbstverlag des Vereins.

Diese Arbeit ist für unser Gebiet von Wichtigkeit, da sie über eine auch in Nordwestdeutschland häufige Keramik handelt, und der Verfasser zur Entwicklung in den benachbarten Landschaften Stellung nimmt. Er gliedert sein Material in eine Vorstufe und in 6 Stufen, die

insgesamt den Zeitraum eines Jahrtausends umfassen (von 500—1500). Es fällt auf, daß die Kugeltöpfe nur von Stufe II ab auftreten. Nach Form, Technik und Brand lassen sie sich weiter unterteilen (II—V). Stufe VI vertritt wieder eine andere Formenreihe. Die absolute zeitliche Ansetzung der jüngeren Stufen (seit III) dürfte zutreffen, worin ein besonderes Verdienst dieser Arbeit zu erblicken ist. Man kann jedoch dem Verfasser nicht folgen, wenn er seine sämtlichen Stufen als eine genetische Reihe aufgefaßt haben will. Die Gefäße der Vorstufe unterscheiden sich nämlich zusammen mit denjenigen der Stufe I von denen der folgenden Stufen grundsätzlich durch ihre viel bedeutendere Größe, durch die Form und durch das Vorhandensein eines deutlichen Bodens und durch die Technik der Herstellung [1]). Sie stellen das Inventar der einheimischen Bevölkerung dar und haben nicht das geringste mit dem um 950 angesetzten ersten Auftreten des fertigen Kugeltopfes zu tun. Es ist daher unverständlich, wenn es jetzt heißt „Die nächste Stufe (II) schließt sich völlig an die Stufe I an". Es ist auch nicht richtig, daß die Verhältnisse in Hannover „ähnlich zu liegen scheinen". Auch in Schleswig-Holstein, Holland und im nördlichen Westfalen läuft die Entwicklung nicht „ähnlich". Wir können nämlich beobachten, daß in dem Raum zwischen Zuidersee und Holstein die altsächsische Buckelurne durch die Vorformen der Kugeltöpfe abgelöst wird zu einem Zeitpunkte, da die englische Landnahme vollendet ist. Die Buckelgefäße fallen also mit dem Höhepunkt der sächsischen Machtentfaltung zusammen. Die Kugeltopf-Vorformen werden in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts beginnen, während wir die ersten reinen Kugeltöpfe wohl um 700 ansetzen können [2]). Ihre Einzelheiten in Bezug auf Technik, Oberflächenbehandlung und Form zeigen, daß sie auf friesisch-sächsischer Grundlage entstanden sind (wie ja auch das niedersächsische Bauernhaus in seinem ältesten Auftreten vor Chr. Geb. nicht sächsisch, sondern friesisch ist). Sie sind also ursprünglich ein Ausdruck des friesisch-sächsischen Volkstums und werden nachher zu einem solchen der sächsischen Innenkolonisation, indem sie die Sachsen bei ihrer allmählichen volklichen Durchdringung des nordwestdeutschen Raumes begleiten. So ist es durchaus verständlich, daß sie um 950 mit den sächsischen Kaisern in den Harzlandschaften erscheinen.

H. Schroller.

---

[1]) Das Gefäß der Stufe Id vom Stuckenberg in Abb. 1 besteht aus den Teilen mehrerer Gefäße. Der Rand stammt von einem Kugeltopf, das Unterteil gehört einem einheimischen Gefäß mit abgesetztem Boden an, und die Wandung ist wieder mit andern Scherben geflickt. Es ist unfaßbar, wie eine solche Form in die Betrachtung mit hineingezogen werden konnte.

[2]) Hierfür sind gute Belege in dem publizierten Fundmaterial von Godlinze-Holland, Kakerbeck, Klethen, Sahlenburg und der Kaaksburg in Holstein vorhanden.

Grohne, Ernst. Die Koppel-, Ring- und Tüllengefäße. Ein Beitrag zur Typologie und Zweckgeschichte keramischer Formen. 121 S. mi 47 Tafeln. Reihe D der Schriften der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft. Bremen Gustav Winters Buchhandlung (Franz Quelle Nachf.) Bremen 1932.

In einer überaus gründlichen und fleißigen Arbeit ist G. einmal an ein Thema herangegangen, das auch von Prähistorikern häufig wohl angerührt, aber nie eingehend erörtert wurde. Von einem Fund mittelalterlicher Koppelgefäße (ein sehr guter Ausdruck für die Zwillings-, Drillings- und Vierlingsgefäße im allgemeinen) ausgehend, erstreckt er seine Betrachtung einmal vorwärts bis in die neueste Geschichte und die Völkerkunde der heutigen Zeit, dann aber auch rückwärts bis in die Urgeschichte. Koppelgefäße kommen westlich der Elbe vor allem in den Warfen vor und zwar in solchen aus später Zeit, östlich der Elbe sind sie besonders häufig in der Lausitzer Kultur. Den Zweck dieser Gefäße kann er auf Grund volks- und völkerkundlicher Parallelen als zu Trinkgefäßen bestimmt feststellen. „Im Hinblick auf das Vorherrschen der Dreizahl bei diesen Koppelbechern dürfte es wohl nicht zu gewagt sein, von allen hier theoretisch möglichen Brauchtumshypothesen die beiden folgenden als besonders naheliegend anzusehen, nämlich, daß entweder 3 Persönlichkeiten, von denen eine evtl. auch von göttlicher Art gewesen sein könnte, durch Um- oder Zutrunk aus einem Drillingsbecher einander nahetraten, bezw. sich verbrüderten, oder daß eine oder mehrere Personen beim Trinken aus einem derartigen dreifachen Gefäß eines irdendwie verehrungswürdigen dreifältigen Sakralbegriffes, womöglich in dreimaliger Wiederholung huldigend gedachten".

Jacob-Friesen.

Kern, Fritz. Die Anfänge der Weltgeschichte. Ein Forschungsbericht und Leitfaden. 8°. 149 Seiten. Leipzig und Berlin B. G. Teubner 1933.

Kern, Professor für Universalgeschichte an der Universität Bonn, bekennt sich wohl als einer der ersten Historiker öffentlich zu dem Satze: „Ohne Urgeschichte keine Weltgeschichte". Dieser Satz sollte manchem anderen Historiker ins Stammbuch geschrieben werden! Wenn K. die Urgeschichte vor allem unter dem Gesichtswinkel von Menghin's „Weltgeschichte der Steinzeit" sieht, so muß dem entgegengehalten werden, daß die Kulturkreislehre, auf der Menghin aufbaut, doch noch lange nicht so fest begründet ist, wie es zunächst den Anschein haben könnte. Im Gegensatz zu der humanistischen Dreiteilung der Weltgeschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit stellt Kern in Abänderung der Menghin'schen Terminologie drei Stufen für eine weltgeschichtliche Betrachtung auf. 1. Die Grundkulturen, (umfassend das Alithikum, Eolithikum und Altpaläolithikum), 2. die Tiefkulturen (Jungpaläolithikum, Mesolithikum und Neolithikum) und die Hochkulturen (Metallzeit). Grundsätzlich nur zustimmen können wir dem Verfasser, wenn er aus dieser so viel weitergehenden Auffassung der

Weltgeschichte folgert: „Wie sinnlos ist die Bezeichnung „Prähistorie“ geworden. Die Althistoriker, die die nur archäologisch überlieferte kretische Hochkultur längst in die Geschichte eingereiht haben, legten an diesem Punkte stillschweigend Fachschranken nieder. Aber was für archäologische Hochkulturen gilt, gilt heute für Tief- und Grundkulturen ebenso. Auch sie sind im Begriff, in die Weltgeschichte eingereiht zu werden. Die jüngere Forschergeneration wird sich die angebahnte feste Verknüpfung von europäischer und Weltgeschichte, von Völker- und Volkskunde, „Prähistorie“ und Fachhistorie nicht mehr entgehen lassen“.

Jacob-Friesen.

Krüger, Herbert. Die vorgeschichtlichen Straßen in den Sachsenkriegen Karls des Großen. (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins. Jg. 80, Heft 4, 1932. S. 223—280, mit 5 Karten.

Im allgemeinen pflegen wir heute Schriften über die Varusschlacht oder die Kriegszüge Karls des Großen etwas mißtrauisch aus dem Wege zu gehen. Die vorliegende Arbeit aber bildet einen sehr erfreulichen Zuwachs über die politische Geographie Nordwestdeutschlands zur Zeit Karls des Großen. Krügers Ziel ist eine Darstellung des Straßennetzes, das Karl bei seinen Sachsenzügen benutzt hat.

Als Ergebnis unterbreitet Verf. uns eine Karte, in der er sämtliche Heereszüge Karls in das Sachsenland eingezeichnet hat und die in ihrer an moderne Eisenbahnfahrpläne erinnernden Aufmachung ein ungewöhnlich anschauliches Bild über die hohe Bedeutung der beiden Hauptstraßen Mainz-Eresburg-Paderborn und Köln-Hohensyburg-Paderborn gibt, und die treffend das allmähliche Versanden der weiter in das Innere des Sachsenlandes ziehenden Straßen zum Ausdruck bringt.

Überzeugend vermag Krüger darzulegen, daß gewisse klar erkennbare mittelalterliche Straßenzüge bereits in frühgeschichtlicher Zeit bestanden haben müssen. Eine unerwartete Bestätigung dieser aus Beobachtungen verschiedener Art erschlossenen Annahme bringt die Kartierung der Münzfunde in Westfalen. Ihre Fundverteilung zeigt deutlich, wie die wesentlichen Münzfunde an die historischen und damit auch frühgeschichtlichen Straßenzüge gebunden sind.

Daß auch die vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen in unmittelbarem Zusammenhang zu den alten Straßen stehen müssen, ist eine notwendige und oft betonte Annahme. Ihre Eintragung in das frühgeschichtliche Straßennetz zeigt schlagend ihre gegenseitige Bedingtheit. Eine tiefere Auswertung der vorgeschichtlichen Befestigungen scheitert aber leider daran, daß wir ihr Alter im einzelnen noch längst nicht zur Genüge kennen.

Die Arbeit Krügers zeichnet sich durch eine gesund-kritische und gediegene Betrachtungsweise aus und die besondere Bedeutung seiner Abhandlung dürfte in der von ihm gewählten Methode liegen, die eine sehr breite Basis als Ausgangspunkt wählt.

Krüger begnügt sich nämlich nicht mit dem rein Historischen, er spannt seinen Blick darüber hinaus.

Zunächst rekonstruiert er die frühgeschichtlichen Siedlungslandschaften, um daraus die natürlichen Verkehrsbedingungen zu erschließen. Dann erst sucht er unter Zuhilfenahme vor- und frühgeschichtlicher Funde, vor allem der römischen Münzfunde, die vorzeitlichen Siedlungs- und Verkehrsvoraussetzungen mit den aus frühgeschichtlicher Zeit bekannten in Beziehung zu setzen. Es ergibt sich dann zwanglos, daß die vorgeschichtlichen Wege des altsächsischen Nordwestdeutschland als Leitlinien der karolingischen Anmarschwege bezeichnet werden müssen, wo immer sie sich für die einzelnen Marschruten quellenmäßig belegen lassen.

Trotz der so gewonnenen Breite der Basis läßt sich Krüger über ihre relative Unsicherheit keineswegs hinwegtäuschen. Es konnte ihm nicht auf kilometergenaue Linienführung ankommen, sondern es handelte sich darum „anzudeuten, in welcher Richtung die mögliche Lösung der hier behandelten Fragen zu erwarten ist". Wir glauben, daß in Krügers Arbeit mehr steckt, indem er nicht nur andeutete, sondern einleuchtend einen gangbaren Weg gezeigt hat.

Ernst Sprockhoff.

Naef, Adolf. Die Vorstufen der Menschwerdung. Eine anschauliche Darstellung der menschlichen Stammesgeschichte und eine kritische Betrachtung ihrer allgemeinen Voraussetzungen. 8°. 232 S. mit 129 Abb. im Text, Jena 1933. Gustav Fischer.

Bei dem großen Interesse, das durch die neusten Urmenschenfunde wieder für die Stammesgeschichte des Menschengeschlechtes erwacht ist, wird auch jedem Prähistoriker das vorliegende Werk von Naef höchst willkommen sein. Obwohl die Behandlung dieses Themas naturgemäß eine zoologische Angelegenheit ist und die Darstellung ihrer Lösung schon häufig versucht wurde, so ist sie selten doch so gut gelungen, wie durch Naef. Der Verf. verfügt über eine pädagogisch so gut aufbauende Schreibweise, daß auch dem Laien das schwierigste Problem klar wird. Dabei wird an jede der so vielgestaltigen Fragen eine so scharfe Kritik angelegt, daß allein diese schon jeden vorzeitigen Schluß unmöglich macht. Naef will ja nur eine Darstellung der Stammesgeschichte geben, er will nur zeigen, wie sich die Geschlechter den Gliedern einer Kette gleich aneinander reihen, wie einerlei Erbgut sich durch Tausende von Generationen erhält, wie tatsächlich einerlei Blut in Milliarden von Organismen fließt, er hütet sich aber, Erklärungen für diese Vorgänge zu suchen und so Probleme anzuschneiden, die heute eben einfach noch nicht gelöst werden können. So wird der Leser von den Urzellen in den ältesten Stufen der Erdgeschichte allmählich immer weiter geführt bis in jene Stufen des Känozoikums, in denen zuerst ein Lebewesen auftaucht, das den Namen Mensch verdient. Hier fängt ja die Suche des Prähistorikers an, man denke nur an das heute wieder so akut gewordene Eolithenproblem, aber stets wird bei den ältesten Menschen-

stufen der Prähistoriker Hand in Hand mit dem Zoologen und Anthropologen arbeiten müssen. Hoffentlich verwirklicht der Verf. seine Absicht, dieser Vorgeschichte seiner Menschwerdung auch eine Darstellung dieser selbst folgen zu lassen.

Jacob-Friesen.

Paulsen, Walter. Studien zur Wikingerkultur. Band I der Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte aus dem Museum vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel. Herausgegeben von G. Schwantes. 4°. 116 S. 30 Kunsttafeln. Neumünster i. Holst. 1933. Karl Wachholtz-Verlag.

Die Wikingerkultur hat bisher in Deutschland nur geringe wissenschaftliche Beachtung gefunden, im Gegensatz zu den nordischen Ländern, wo allerdings der Stoff auch viel reichlicher ist. Um so dankenswerter ist es, daß unter der Führung von Prof. G. Schwantes die Wikingerstudien jetzt auch in Norddeutschland tatkräftig betrieben werden, liegt doch in Schleswig eine der größten Wikingerstädte überhaupt, nämlich Haithabu. Paulsen, ein Schüler von Schwantes, ging von Haithabu aus und stellte seine Untersuchungen auf eine breite Grundlage. Zunächst erörtert er den Ursprung des älteren Wikingerstils, geht auf die karolingische Kunst und die Missionstätigkeit der christlichen Kirchen im Norden ein, behandelt die Normannenzüge, den Handel und Verkehr sowie die Kaufmannschaft und wendet sich dann, nachdem die Stilmotive festgelegt sind, einer ausführlichen Behandlung der ovalen Schalenspangen der Wikingerzeit zu. Diese Ausführungen stellen eine hervorragende typologische Untersuchung dar, die dem Verfasser und seinem Lehrer größte Ehre machen. Paulsen knüpft dabei an die grundlegenden Arbeiten von J. Petersen an, schuf aber gleichzeitig eine Typologie, Chronologie und Chorologie, ohne die man in Zukunft dingliche Wikingerkultur nicht wird betreiben können.

Jacob-Friesen.

Petzsch, W. Ausgrabungen auf deutschem Boden. 8°. 93 S. mit vier Abbildungen im Text und 6 Tafeln. Karlsruhe i. B. 1933. Verlag Dr. Karl Mominger.

Unter den volkstümlichen Darstellungen der letzten Zeit, die sich mit Deutschlands Urgeschichte befassen, nimmt die vorliegende Arbeit einen hervorragenden Platz ein. Der Verfasser hat es verstanden, dem Leser nicht nur die jeweiligen Ergebnisse unserer Ausgrabungstätigkeit vor Augen zu führen, er läßt ihn gewissermaßen einen Blick in die Werkstatt der Wissenschaft tun, und das ist ja immer höchst reizvoll. Wir empfehlen das Werkchen, das vom Paläolithikum ausgehend, die wichtigsten Ausgrabungen aus sämtlichen Perioden bis zur Slawen- und Wikingerzeit behandelt, auf das wärmste.

Jacob-Friesen.

Petzsch, Wilhelm. Der Depotfund von Pluckow (Rügen) und andere bronzezeitliche Funde aus Vorpommern. Heft VI der Mitteilungen aus der Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer der Universität Greifswald. 8°. 32 S. mit 8 Tafeln. Greifswald 1933. Universitätsverlag Ratsbuchhandung L. Bamberg, Greifswald.

Die Reihe der sehr begrüßenswerten Mitteilungen aus der Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer der Universität Greifswald wird durch P.s neueste Darstellung wertvoll ergänzt. Im Vordergrund steht der große Verwahrfund von Plukow auf Rügen, der 1 Henkelkanne, 2 Tassen, 4 Hohlwülste, 6 Halsringe, 2 Armringe, 2 Doppeltrensen, 2 Ketten und 1 Stück zusammengebogenen Drahtes, alles aus Bronze, enthielt. Im flachen Ufer eines Teiches legte zu Beginn der frühen Eisenzeit der Besitzer diesen Schatz nieder, der heute, sorgfältig geborgen und gut veröffentlicht, mit der Menge von neuen in Deutschland bisher unbekannten Typen einzig dasteht. In demselben Heft wird dann noch ein im Nordischen Kulturkreis seltenes Tongefäß der IV. Periode der Bronzezeit, ein Grabfund mit schönem Schwert der III. Periode und ein Griffzungenschwert der beginnenden II. Periode der Öffentlichkeit vorgelegt. Wir würden es begrüßen, wenn diese Veröffentlichungsreihe, die sich durch knappe und gute Darstellungen auszeichnet, im Gegensatz zu der heute leider immer noch so beliebten Methode breitester Ausführlichkeit, von der nur der Ehrgeiz der Autoren sich etwas versprechen kann, recht bald fortgesetzt würde.

Jacob-Friesen.

Reck, Hans. Oldoway, die Schlucht des Urmenschen. 8°. 308 S. mit 1 Karte, 2 Rundbildern und 74 Abbildungen. Leipzig 1933. F. A. Brockhaus.

Oldoway ist eine tiefe Schlucht am Rande der Serengeti-Steppe in Deutsch-Ostafrika. Dort waren schon im Jahre 1911 reiche Funde fossiler Säugetiere, wie dreizehige Pferde, Urgiraffen, Antilopen mit Rüsseln usw. aufgetreten. Im Jahre 1913 wurde der Verf. von den geologischen Instituten zu Berlin und München beauftragt, diese Fundstätte weiter auszubeuten. Die Krone dieser Funde war ein Menschenskelett, das als liegender Hocker geborgen wurde. Der Schädel zeigt eine steile Stirn, große Augenhöhlen, aber ohne Überaugenwülste, und spitzes, vorspringendes Kinn, also Merkmale, die zunächst garnicht dafür sprechen, daß es sich hier um einen diluvialen Fund handeln müßte. Gehört dieser Mensch aber wirklich mit der schon oben erwähnten Fauna zusammen, so wäre es nicht etwa ein Neandertaltyp, sondern der älteste bisher bekannte Fund des homo sapiens. Es war klar, daß sofort verschiedene Auffassungen über das Alter des Menschen auftraten. Die einen erklärten, es sei ein erst in neuer Zeit dort bestatteter Toter, dem widersprach aber der Fossilisationsgrad. Die zweite Auffassung schrieb ihn einen zwar schon alten, aber nur jungeiszeitlichen Grabe zu, dann hätte aber die über ihm anstehende „Rote Bank“ durchstoßen gewesen sein müssen. Es bleibt also nur die dritte Auffassung von

einem wirklichen älteren diluvialen Alter. Um diese Frage restlos zu klären, nahm der Verf. 1931 als Gast an einer britischen, von Leakey, dem Entdecker des jungdiluvialen Kenya-Menschen, ausgerüsteten Expedition teil, und konnte nicht nur das älterdiluviale Alter des Oldoway-Menschen bestätigen, sondern auch seine materielle Kultur mit Werkzeugen aus Lava, Quarzit und Obsidian feststellen. Danach liegt es nahe, den Oldoway-Menschen als Vorläufer des Kenya-Menschen anzusehen, der seinerseits auf altägyptische Fund hinweist; eine überaus wichtige, für die Menschheitsgeschichte durchaus noch nicht völlig ausgewertete Entdeckung. Jacob-Friesen.

Schroller, Hermann. Die Stein- und Kupferzeit Siebenbürgens. Heft 8 der Vorgeschichtlichen Forschungen, herausgegeb. von Ernst Sprockhoff. 8⁰. 79 Seiten mit 55 Tafeln. Berlin 1933. Verlag von Walter de Gruyter & Co.

Welche Bedeutung der Südosten Europas für die Urgeschichte auch unseres Nordens besitzt, das hat Schr. ja durch den Aufsatz im vorigen Heft unserer „Nachrichten" dargelegt. Um so mehr muß uns die ausführliche Darstellung interessieren, die er nunmehr der Stein- und Kupferzeit seiner Heimat widmet.

Siebenbürgen liegt, einer Bergfestung vergleichbar, in den Ebenen der Theiß, der Donau und des Sereth. Während es im Norden, Osten und Süden von hohen Gebirgswällen umgeben ist, öffnet es nach Westen seine Tore. Gewissermaßen als Bergfried liegt im Inneren das Erzgebirge mit der ihm vorgelagerten Salzzone. Diese geographischen Bedingungen sind schon in urgeschichtlicher Zeit von größter Bedeutung gewesen, und gerade die westliche Beckenrandzone mit der wichtigen Marosch-Pforte ist schon vor 4 000 Jahren hart umstritten gewesen, wobei einheimische Völker, balkanische und nordische Stämme sich in ihrem Besitze ablösen. Diese Geschichte ältester Zeit geht klar aus den Fundverhältnissen hervor. Die ersten neolithischen Kulturen weisen mit ihrer Bandkeramik auf den donauländischen Kulturkreis. Darüber schieben sich Formenkreise, die in Altrumänien und in Thessalien ihre Heimat haben, während mit dem Beginn der Kupferzeit und besonders stark in der frühen Bronzezeit nordische Kulturen und Völkerwellen einen endgültigen Sieg erringen.

Folgerichtig im Aufbau, klar in der Darstellung und zwingend in den Schlüssen stellt diese Arbeit eine hervorragende Leistung dar.

Jacob-Friesen.

Schulten, Adolf. Geschichte von Numantia. 8⁰. 170 Seiten mit 11 Plänen und 13 Abbildungen. München 1933. Verlag Piloty und Loehle.

Die großen Ausgrabungen, die Adolf Schulten in den Jahren 1905 bis 1912 in und vor Numantia, jener so hartnäckig gegen die Römer verteidigten keltiberischen Stadt vorgenommen hat, sind in einem vier-

bändigen wissenschaftlichen Werke veröffentlicht. Jetzt bringt Schulten dankenswerter Weise eine kurze volkstümlich geschriebene Darstellung seiner Ausgrabungsergebnisse, die vor allem die Geschichte jener Kämpfe bis auf Scipio 133 v Ch. schildert. Für unsere deutsche Altertumskunde sind jene Ausgrabungen deswegen von besonderer Bedeutung, weil wir durch sie Lager- und Belagerungsarbeiten der Römer aus einer Zeit kennen lernen, in der sie noch nicht durch germanische Hilfstruppen mit unserer Kultur bekannt waren. Scipio legte bei dieser großen Belagerung Numantia's, die nur mit der von Alesia in Gallien durch Cäsar im Jahre 52 v. Chr. und der von Jerusalem durch Titus im Jahre 70 n. Chr. verglichen werden kann, zunächst eine riesige Pallisade von rund 4 000 m Länge, die aus etwa 36 000 Pfählen bestand, um die Stadt, hinter ihr eine Mauer mit Graben und dann 7 Legionslager, die zum Teil gemauerte Kasernen enthielten und einen hervorragenden Überblick über jene Lagerarchitektur gewähren.

Jacob-Friesen.

Schulz, Walter und Zahn, Robert. Das Fürstengrab von Haßleben. Band VII der Röm.-germ. Forschungen. 4°. 97 Seiten mit 34 Tafeln. Berlin und Leipzig 1933. Verlag von Walter de Gruyter & Co.

Als reichster mitteldeutscher Grabfund beansprucht das Fürstengrab von Haßleben (nördlich von Erfurt) an sich schon allgemeines Interesse, seine Bedeutung wird aber verstärkt durch die vielfachen Kulturbeziehungen, die sich aus der Grabanlage und den Einzelstücken ergeben. Es ist ein Körpergrab, gehört der beginnenden Völkerwanderungszeit (um 300 nach Chr. Geburt) an und enthielt, um nur die wichtigsten Beigaben zu nennen, einen Goldhalsring mit birnförmiger Öse, zwei mit Bernstein geschmückte Scheibenfibeln, goldene und silberne Zweirollenfibeln, Glasperlen, goldene Anhänger, Fingerringe, goldene Kopfschmucknadeln, sieben Glasgefäße, einen Bronzeeimer vom Hemmoorer Typus, Holzeimer mit Silberbeschlägen, Tonschalen in Drehscheibentechnik und daneben vieles Kleingerät, als schönstes Stück aber einen Silberteller von 38 cm Durchmesser, dem R. Zahn eine ausführliche Würdigung gewidmet hat. Der Fund war bisher noch nicht so veröffentlicht, wie er es verdiente, und so ist die gründliche wissenschaftliche Bearbeitung durch Schulz sehr dankenswert, ebenso wie die vorzügliche Ausstattung durch die römisch-germanische Kommission und den Verlag.

An heimischer mitteldeutscher Kulturüberlieferung bietet der Fund von Haßleben sehr wenig, besonders stark tritt ostgermanischer Einfluß auf, der weitere Beziehungen nach Ungarn-Siebenbürgen und zum Pontusgebiet erkennen läßt. Auf westliche Herkunft weisen verschiedene Kleingegenstände, und so läßt sich deutlich erkennen, daß das damalige Mitteldeutschland die vermittelnde Landschaft zwischen den südöstlichen Donauländern und dem Rheingebiete war.

Jacob-Friesen.

Roeder, Fritz. Neue Funde auf kontinentalsächsischen Friedhöfen der Völkerwanderungszeit. „Anglia" Zeitschrift für englische Philologie Band XLIV, Heft 4, S. 321 ff. mit 30 Tafeln.

Die Arbeit von Roeder verdient aus zwei Gründen eine Anzeige. Einmal ist sie an einer Stelle erschienen, an der man eine urgeschichtliche Abhandlung nicht ohne weiteres vermutet, und zum anderen bringt sie wieder viel neues Material und viele für die Geschichte der Sachsen wichtige Ergebnisse.

Bisher huldigte man größtenteils der Auffassung, daß die Sachsen erst zur französischen Küste gezogen und von dort aus nach England übergesetzt seien. Roeder kann den Nachweis erbringen, daß der direkte Seeweg gewählt wurde. Er hat ferner das Gebiet um den Wash als Haupteinfallsstelle erkannt, während dem Weg die Themse aufwärts nur untergeordnete Bedeutung zugekommen sein muß. Die Verbindungen, die in der fraglichen Zeit zwischen Gallien und Niedersachsen bestanden und dazu geführt haben, den Auswanderungsweg über Gallien anzunehmen, erklärt Verf. einleuchtend damit, daß schon vor der Überwanderung in Nordostgallien Sachsen als Söldner zum Schutze des römischen Reiches bedienstet und nachher zum Teil beheimatet waren, die aber die Beziehungen zum Stammlande aufrecht erhielten. Auf diesem Wege wird nach Roeder auch die Sitte der Erdbestattung in Niedersachsen in Aufnahme gekommen sein, die durch neuere Grabungen in größerer Zahl erschlossen wurde. (Nesse bei Geestemünde durch Schübeler und Galgenberg bei Cuxhaven durch Waller). Daß Ursprungsland und erobertes Gebiet in England noch lange in engem kulturellen Zusammenhang gestanden haben, hat Roeder schon in früheren Arbeiten mit Hilfe der Bodenaltertümer klar herausgearbeitet. Das neue Material gibt weitere Belege dafür. Ein schönes Beispiel ist die gleicharmige Fibel von Dösemoor, Kr. Stade und eine in England gefundene, die in derselben Form gegossen worden sind.

K. Tackenberg.

Strasser, Karl Theodor. Die Nordgermanen. 8°. 182 S. mit 40 Bildern und Karten im Text und auf Tafeln, Hamburg 1933. Hanseatische Verlagsanstalt.

Der vorliegende dritte Band von Strasser's Trilogie, die eine „Geschichte der nordischen Völker im ersten Jahrtausend" bildet, ist wohl der am besten gelungene. Bei den ersten Bänden machte sich der Mangel an völliger Vertrautheit mit den neuesten Ergebnissen der Bodenforschung besonders stark bemerkbar, in dem dritten Bande finden wir nach Strassers eigenen Worten die Nordgermanen „auf der Scholle der Väter in Skandinavien und seinen Nebenländern, ackerbauend und ruhig ihre Reiche gründend — hier werden neue große Gedanken geboren, hier wird das überlieferte gegen den Ansturm des Werdenden verteidigt, hier fängt die erstarkende Mittelgewalt den Wirbel der Querschläge und Randerschütterungen auf, hier beobachten wir den Aufstieg und den Untergang der großen Heimkönige und ihrer starken

Bauernvölker". In flüssiger Darstellung schildert uns der Verf. das altnordische Leben an der Hand der schriftlichen Quellen, aber auch dabei wäre ein stärkeres Eingehen auf die Bodendenkmäler und Funde sicherlich nur von Vorteil gewesen.

Jacob-Friesen.

Strasser, Karl Theodor. Deutschlands Urgeschichte. 8°. 120 S. mit zahlreichen Abbildungen im Text. Frankfurt a. M. 1933. Verlag Moritz Diesterweg.

Die höchst erfreuliche Belebung des Interesses an Deutschlands Urgeschichte hat diese volkstümliche Darstellung hervorgebracht, der man leider nur guten Willen, aber keine Beherrschung des Stoffes zugestehen kann. Der Verlag hat sein möglichstes getan, und es wäre zu begrüßen gewesen, wenn ein Fachmann mit dieser Darstellung beauftragt worden wäre. Strassers Darstellung merkt man es nur zu deutlich an, daß sie aus einer Reihe von Handbüchern zusammengestellt ist, ohne die in der weitverzweigten wissenschaftlichen Literatur verstreuten neuesten Ergebnisse zu berücksichtigen. So wird, um nur ein Beispiel zu nennen, die Ausbreitung der Menschheit nach dem Schema von Klaatsch wiedergegeben. Das war vor 10 Jahren der neueste Stand der Wissenschaft, heute sind wir aber durch die Funde von Peking, Java, Galiläa usw. die bei St. garnicht erwähnt werden, in der Rassenkunde des Eiszeitalters sehr viel weiter. Es geht auch nicht an, daß typische mesolithische Geräte, wie auf Seite 18, als altsteinzeitliche vorgeführt werden, oder daß eine Karte wie auf Seite 33 höchst unvollständig Fundorte der Stein-, Eisen- und Bronzezeit wiedergibt. (Warum in dieser chronologisch unmöglichen Reihenfolge?) Wichtige Kapitel wie Hallstattkultur und Latènezeit sind viel zu knapp. Die germanische Kultur der Römerzeit erscheint so gut wie überhaupt nicht. — Alles in allem ein Fehlschlag!

Jacob-Friesen.

Täuter, C. Die Entwicklung der Menschheit von den Urauftralien bis Europa. 8°. 138 S. Zürich und Leipzig 1932. Verlag Grethlein & Co.

Im Gegensatz zu Hermann Wirth, der mit mehr Phantasie als Beweis die Menschheit aus Nordatlantis herleitet, verlegt T. die Wiege der Menschheit nach Australien, gestützt auf sprachliche und völkerkundliche Forschungen. Er knüpft vor allem an die Untersuchungen von Stucken und Rivet an, von denen eine weitgehende Verwandtschaft der polynesischen Sprachen mit den sumerischen, ägyptischen und den Indianersprachen behauptet wird. Den ältesten Kulturkreis läßt T. bei den großen Seefahrern des Stillen und Indischen Ozeans erwachsen, der dann nicht nur an alle Gestade des Stillen Ozeans, sondern auch nach Mesopotamien und Indien getragen wurde, wo T. die Anfänge der semitischen und indoeuropäischen Sprachen und Kulturen sieht.

Jacob-Friesen.

Wahle, Ernst. Deutsche Vorzeit. 8°. 338 Seiten mit 31 Abbildungen, 2 Zeittafeln im Text und 7 Karten. Leipzig 1932. Verlag von Curt Kabitzsch.

Wenn der Verfasser in der vorliegenden Arbeit „keine farblose Zusammenfassung von einzelnen Ergebnissen, sondern eine geschichtliche Auffassung" wirklich geboten hätte, so wie er sich das vorgenommen hatte, so wäre sein Werk sicherlich von allen Seiten lebhaft begrüßt worden. Es ist nicht zu leugnen, daß viele unserer urgeschichtlichen Darstellungen in der Materialbeschreibung stecken bleiben. Aber ebensowenig ist zu leugnen, daß eine kritische Stoffbehandlung stets die Grundlage für eine geschichtliche Zusammenfassung bleiben muß, und in diesem Punkte fehlt es so gut wie ganz bei Wahle. Rein äußerlich geht das schon aus der Bebilderung hervor, die in keinem Zusammenhang mit dem Text steht und die in dem Bestreben, möglichst neue oder wenig bekannte Abbildungen zu bringen, nur zur Verwirrung eines größeren Leserkreises, an den sich das Buch doch wenden soll, beiträgt. Wenn W. z. B. in Abbildung 10 ein „germanisches" Grab von Niedleben bei Halle bringt, so weiß wohl der Fachmann genau, daß es sich dabei eben nicht um ein germanisches Grab handelt, und daß die Zeichnungen, die aus dem Jahre 1827 stammen, nur dem damaligen Stand der Forschung entsprechend richtig gesehen sind; als Beleg in einer wissenschaftlichen Abhandlung kann eine solche Abbildung selbstverständlich äußerst nutzbringend sein, in eine für weite Kreise bestimmte Darstellung gehört sie einfach nicht hinein. Und das ist nicht das einzige Beispiel.

Scharf abgelehnt werden muß die Art und Weise, mit der W. die doch wirklich so überaus wichtige Indogermanenfrage behandelt. Er läßt die vollneolithische Pflugkultur und dann die indogermanischen Halbnomaden aus Asien einwandern. Erstere um 3 000 v. Chr., letztere um 2 000 v. Chr. Für diese schwerwiegenden Behauptungen wird nicht der geringste Versuch eines Beweises gebracht. Und wenn W. auf S. 241 sagt, im prähistorischen Schrifttum, aber auch nur in ihm, würde gelegentlich die Anschauung vertreten, daß der Ackerbau von Europa nach Asien gelangt sei, so stimmt das nicht, weil W. allem Anschein nach die wichtigen Arbeiten von Braungart, der doch wirklich nicht Prähistoriker war, nicht kennt und weil heute schon wichtige Beweise für diese Anschauung vorliegen (Pflug von Walle!). Die Herleitung der Indogermanen aus dem Osten macht sich W. auch sehr leicht. Er kehrt nach seinen Worten zu der alten Auffassung der asiatischen Heimat der Indogermanen zurück, wenn auch mit ganz anderen Gründen, als die Forschung vergangener Jahrzehnte. Gründe hierfür gibt er wiederum nicht an. So etwas darf in einer Arbeit, die verlangt, auch wissenschaftlich gewertet zu werden, einfach nicht vorkommen, dazu sind die Probleme denn doch wirklich zu ernst.

Wahles Versuch, den Ablauf der urgeschichtlichen Kulturen auf Karten knapp darzustellen, ist sehr begrüßenswert. Seine Karten sind vielleicht das beste im ganzen Buche.

Jacob-Friesen.

Zylmann, Peter. Ostfriesische Urgeschichte. Darstellungen aus Niedersachsens Urgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Jacob-Friesen, erstem Direktor des Provinzialmuseums Hannover. Band 2. 8°. 187 Seiten mit 234 Abbildungen im Text und 4 Fundkarten. August Lax, Verlagsbuchhandlung in Hildesheim und Leipzig. Preis 4,60 RM.

Nachdem Prof. Jacob-Friesen mit seiner „Einführung in Niedersachsens Urgeschichte" die Reihe der „Darstellungen" eröffnet und ein Kulturbild von ganz Niedersachsen entworfen hatte, folgte als erste Einzeldarstellung eines in sich geschlossenen Gebietes Zylmanns Ostfriesische Urgeschichte. Nach Absicht des Verfassers soll diese Arbeit dem Laien (insbesondere dem Lehrer) und dem Wissenschaftler dienen, was an sich ein sehr schwieriges Unterfangen ist. Verfasser hat das Ziel auf die Weise erreicht, daß er einem mehrseitigen Literaturverzeichnis ein wohl durchdachtes Kapitel über „Geologische und klimatische Verhältnisse" folgen ließ. Es schließen sich an „Die Entwicklung der urgeschichtlichen Erkenntnis in Ostfriesland" und „Ältere Nachweise über die urgeschichtlichen Bodendenkmäler". Nun kommen die Kapitel über mittlere und jüngere Steinzeit, Bronze- und Eisenzeit, die jeweils in ein erschöpfendes Fundverzeichnis und in eine Darstellung gegliedert sind, welch' letztere einen guten Überblick über den Stand der Forschung gibt und sich nie in uferlose Spekulationen verliert. Aufschlußreiche Kapitel über „Die Bohlenwege", „Die Moorleichen" und die „Friesen und Chauken" bilden den Schluß. Einige kleinere Irrtümer seien hier richtig gestellt. Die „spitznackigen" Feuersteinbeile Abb. 16 und 17 gehören nicht der I. Periode nach Montelius an, sondern es sind ganz späte Formen. Die Goldschalen von Terheide sind nicht interregionale Typen, sondern reine Vertreter der nordischen jüngeren Bronzezeit. Daß das Gefäß Abb. 109 einen Nienburger Typus darstelle, ist wohl ein Versehen. Ich glaube nicht, daß die scheinbare Fundarmut der älteren eisenzeitlichen Friedhöfe nur durch die weitgehende Zerstörung einer früheren Zeit erklärt werden kann. Es ist leicht möglich, daß neben den Urnengräbern noch andere Bestattungsformen wie Knochenhäufchen oder Brandgrubengräber üblich waren, die von den Findern leicht übersehen werden.

Das Buch von Zylmann hat seinen doppelten Zweck gut erreicht. Es ist ein wichtiges Handbuch für den Fachmann und es bietet dem Laien eine gute Einführung in die ostfriesische Urgeschichte. Durch den kurzgefaßten klaren Text und die reichen Abbildungen eignet es sich vorzüglich für den Unterricht. Diese Eigenschaften und der billige Preis werden ihm sicher einen großen Absatz bescheiden.

H. Schroller.